

Медк, эгд. в

Path. 416.

Med.

Therap. gen.

Fischer

~~229.~~

D. Chriſtian Ernſt Fiſcher's

Verſuch

einer Anleitung

zur

mediziniſchen

Armenpraxis.

R

Göttingen

bey Johann Chriſtian Dieterich

1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Der Inhalt des vorliegenden Werkes ist von sehr verschiedenem und ungleichem Werthe. Die Idee an sich selbst ist gut, aber die Ausführung unvollständig und nicht genug erschöpfend, das gewöhnliche Schicksal aller Versuche. Noch Manches hätte nach Anleitung, etwa des umfassenden Frank'schen Werks über die medizinische Polizey, sich noch hinzufügen, und selbst aus diesem benutzen lassen. Aber ich wollte nun einmal meinen eigenen Gang gehen, und was ich nicht ausführen konnte, wenigstens andeuten. Die Krankheiten der verschiedenen Gewerbe und Handthierungen und Lebensarten, nach Art eines Ramazzini

mazzini gezeichnet, hätten auch wohl ihre beſondere Betrachtung verdient, wenn Vollſtändigkeit mein Augenmerk geweſen wäre. Mir war es nur um das Allgemeine zu thun, um das Allgemeine in einer Angelegenheit, die wirklich manches Intereſſe für den Arzt hat, und dann erſt bekommen kann, wenn ein Anderer, dem allgemeine und beſondere Umſtände günſtiger ſind, das Gebäude beſſer und vollſtändiger aufführen ſollte, wozu ich nur kaum noch den Grundſtein habe legen können, der ſelbſt noch mannichfacher Bearbeitung bedarf. Als einzelne wenige Bruchſtücke dazu können die vermiſchten Beobachtungen dienen, die ich gerne noch mit mehreren, beſonders die Volkskrankheiten betreffenden, verbunden hätte, wenn ich mir hätte zutrauen dürfen, hierin ſchon jetzt genugſame Erfahrungen geſammelt zu haben, um, wo nichts Vollſtändiges, doch etwas Gründliches zu liefern. So aber ſind dieſe Bemerkungen mehr freye Reflexionen über einige Gegenſtände, die

mir in der Armenpraxis unter Augen kamen, und die ich zum Theil von einigem Interesse hielt. Man muss aber manches unnütze Wort in derselben übersehen, welches darin seinen Ursprung hat, dass ich beym Denken und Schreiben, durch eine Menge lebhafter Ideenassoziationen veranlasst, leicht weitläuftig werde: ein Fehler, der nur zu oft einen Mangel an Fond und wahrem Reichthum dessen, was eigentlich gerade zu sagen und zu wissen Noth ist, verräth, und bey jedem guten praktischen Schriftsteller (oder bey dem, der es werden will) sich immer mehr verlieren muss, so wie die Fülle der Sachen selbst zunimmt. Indessen ist es auf der andern Seite richtig, dass die Wahrheit, zu kurz und gleichsam nackend dargestellt, auch nicht immer gefällt, und eine blosse, in Reih' und Glieder gestellte Tabulatur der Sätze eben so ermüdend wird, als die Form einer allzugrossen Geschwätzigkeit.

Nach dieſer ſelbſtverfaſsten Rezenſion über mein Buch, wüſste ich nichts weiter zu ſagen, als daſs ich dieſe nach meiner beſten Ueberzeugung abgefaſst habe, und immer neuen Belehrungen entgegenſehe.

Innhalt.

I n n h a l t.

I.

Theoretiſcher Theil.

Einleitung.

I. *Von den Schwierigkeiten dər Armenpraxis.* Seite 11
II. *Von den Hülfsmitteln der Armenpraxis.* 40
III. *Von den Vortheilen der Armenpraxis.* 56
IV. *Von den Krankenbeſuchen.* 85
V. *Vom Krankenexamen.* 97
VI. *Von der Verordnung der Arzneymittel.* 107
VII. *Von der Oekonomie der Arzneykoſten.* 112

II.

Praktiſcher Theil.

1) *Allgemeine Charakteriſtik der Krankheiten des Armen.* 131
2) *Allgemeine Behandlung der Krankheiten des Armen.* 147

III.

III.

Vermischte Bemerkungen und Beobachtungen aus der Armenpraxis.

1) *Ueber den Gebrauch der* Arnica montana. S. 169

2) *Von den gastrischen Krankheiten.* 212

3) *Von der Ruhr.* 262

4) *Von der Gehirnwassersucht* (hydrops ventriculorum cerebri). 315

5) *Von der häutigen Bräune* (angina membranacea). 357

6) *Vom Nutzen der* Gratiola, *besonders in der Melancholie.* 372

7) *Vom Nutzen des Quecksilbers in der (so genannten) falschen Peripneumonie* (peripneumonia notha). 386

I.

I.

Theoretischer Theil.

Einleitung.

Obgleich der Begriff von *arm* und *Armuth*, so wie die Sache selbst, in allen Staaten ohne Ausnahme, leider so bekannt und gäng und gäbe ist, dafs es keiner grofsen Definition desselben bedarf; so will ich doch nur anzeigen, dafs ich in diesem Werke, unter Armen, in medizinischer Hinsicht, diejenigen begreife, denen es an den erforderlichen Hülfsmitteln gebricht, sowohl, durch eine der Natur gemäfse allgemeine Lebensordnung, sich gegen Krankheiten zu verwahren, als auch sich davon, wenn sie einmal eingetreten sind, auf die sicherste und geschwindeste Weise wieder zu befreyen. Wir würden diese unnütz scheinende Erklärung nicht vorangeschickt haben, wenn nicht darin ein deutlicher Fingerzeig auf den Inhalt aller nachfolgenden Betrachtungen läge. Auch klassifizirt diese Umschreibung unseren Gegenstand genau. Denn hätten wir statt Krankheiten des Armen, mit einem gewöhnlichen vornehm klingenden Ausdrucke, Krankheiten des gemeinen Haufens, des gemeinen

 Volkes

Volkes u. s. w. gesagt, so wären gleich die Ausnahmen eingetreten, daſs unter diesem sogenannten gemeinen Haufen doch mancher Wohlhabende ist, der mit den Nothwendigkeiten des Lebens wohl versehen, der Krankheiten sich besser erwehren kann, und wiederum, daſs unter den sogenannten höheren Ständen, oder in der feinen Welt (wie man es nennen will), nicht selten, im eigentlichen Sinne, Arme sich finden, welche wegen ihrer Wehrlosigkeit gegen Ungemach und Krankheiten, mit in unser System kommen, und darin eine eigene Klasse ausmachen.

Es ist aber in der That auffallend, daſs man bisher diesen Theil der medizinischen Staatspolizey so wenig wissenschaftlich betrieben, daſs man auch nicht ein einziges Werk aufweisen kann, in welchem auf die praktische Behandlung der Armen, in Städten besonders, Rücksicht genommen wäre. Ueber Militär- und Hospitalpraxis haben wir lehrreiche Schriften, auch über die Krankheiten des Landmannes wenigstens einige gute Anweisungen: und es wird dadurch deutlich bewiesen, daſs man sich alle diese praktischen Felder, als bestimmt abgesonderte, und eine spezielle Betrachtung verdienende Gegenstände dachte. Aber über die eigentliche klinische Armenpraxis in Städ-

ten, die doch ebenfalls ihre spezifischen Eigenthümlichkeiten hat, und sich von mehreren Seiten unterscheidet, hat man sich eben noch nicht sehr ausgelassen, da man doch die besonderen Verhältnisse derselben sicher bemerken mufste. Die genau gestellte Aufgabe ist hier: Wie kann den Krankheiten der Armen, vorzüglich in Städten (einer Gattung Menschen, die wir eben bezeichnet haben) am besten abgeholfen werden; welches sind die Verhältnisse, in welchen diese Kranken zu dem Arzte, und dieser zu jenen steht, und was für praktische Resultate und Cautelen ergeben sich aus diesen Verhältnissen für den Arzt, um zweckmäfsig und sicher verfahren zu können? — Diese Aufgabe löset sich am besten durch die genaue Kenntnifs der ganzen physischen und moralischen Lage des Armen. Die Diagnosis ist ohne Widerrede überhaupt in allen Fällen der praktischen Heilkunde das Schwerste und Wichtigste. Eben so in diesem Falle, wo es ganz auf das Individuelle ankommt, und die allgemeinen Vorschriften der Wissenschaft wenig gegen die besonderen bürgerlichen, äufseren und inneren Hindernisse vermögen, deren Kenntnifs und planmäfsige Bestreitung also erste Bedingung zur bestmöglichen Erreichung des wohlthätigen Endzwecks ist. Hier hat man z. B. den

Kranken nicht so unter Augen und in seiner Gewalt, wie in der Hospitalpraxis. Er ist in seiner Wohnung unter den Seinigen, und entzieht sich also der Aufsicht des Arztes, indem er weit mehr noch, wie der Kranke eines jeden anderen Standes, seinem Eigensinne und seinen Vorurtheilen, z. B. in Absicht des regelmäfsigen Gebrauchs der Arzneyen, der Befolgung einer vernünftigen Lebensordnung u.s.w. nachgeht. Es fehlen hier in den meisten Fällen die Hülfsmittel, um durch eine gehörige Diät, Wartung und Pflege, die Wirksamkeit der Arzneyen unterstützen zu können, Hülfsmittel, die doch in einer wohleingerichteten Hospitalpraxis, eben so wie in den meisten Fällen der eigentlichen Civilpraxis, nie fehlen müssen, oder wenn sie auch nie vollständig da seyn sollten, nicht so leicht in offenbare Schädlichkeiten umgetauscht werden können, als hier, wo der Kranke sich selbst, und eben so vorurtheilsvollen, widerspenstigen Wärtern überlassen ist, die ihm z. B. statt der übelschmeckenden Arzney ein Stück teigigten Kuchen darbieten, und ihn durch diesen aufserordentlichen Leckerbissen für recht geehrt und erquickt halten. Noch kömmt die Betrachtung hinzu, dafs man in keinem praktischen Felde so viel mit Weibern und Kindern im ärztlichen

Verhält-

Verhältnisse steht, als in der Armenpraxis. Die Fruchtbarkeit der Ehen steigt bekanntlich oft mit der Armuth, und Kinder und Weiber sind eben so ausgemacht die zartesten und empfindlichsten Körper. Daher kömmt es, daſs, so wie man allgemein die Bemerkung bestätigt finden würde, wenn man genauer darauf achtete, besonders unter den Armen ungleich mehr Weiber als Männer erkranken, und im Gefolge oft von einer groſsen Schaar Kinder dem Arzte die meiste Last und Mühe machen. Kinderkrankheiten haben an sich schon für den Arzt viel Eigenes und Schwieriges. Aber hier, wo so wenig auf die Kinder geachtet wird, wo man beynahe es nicht erlangen kann, daſs die Diät und tägliche Lebensart derselben geändert werde (unstreitig das wichtigste Heilmittel in ihren Krankheiten), wo die Vorurtheile der Eltern auch in diätetischer und medizinischer Rücksicht geradezu auf sie übergehen, wo oft die Eltern vielleicht, ja fast möchte ich sagen gewiſs, den Himmel bitten, die Anzahl der brotlosen Familie nur durch den Tod eines Kindes zu vermindern, und sie von einer unter diesen Umständen drückenden, bürgerlichen Last mehr zu befreyen (seht! so tief sinkt oft der Arme, zuvörderst in bürgerlicher, und dann in moralischer Hinsicht!) — da fin-

den sich Schwierigkeiten, welche in geringerem Grade den Arzt bekümmern, in höherem Grade aber oft praktisch verzweifelungsvoll machen können, wenn er sich nicht in die anerkannte Nothwendigkeit der Dinge, und in die Aufsuchung der etwanigen Gegenmittel gegen das Uebel zu fügen gelernt hat.

Hoffentlich werden die sogenannten klinischen Krankenbesuchanstalten, deren es jetzt z. B. auf den meisten Universitäten unter der Leitung würdiger praktischer Männer gibt, die gerade das ganze eigentliche Feld der Armenpraxis bearbeiten, und darauf ihren Wirkungskreis haben, uns immer mehr mit der praktischen Kenntnifs des Gegenstandes und der Art und Weise, wie man da am besten wirken kann, bereichern. Indem sie nämlich den jungen Arzt in das schwerste aller Kapitel der praktischen Heilkunde einweihen, können sie auch die Materialien zu einem Gebäude zusammentragen (wozu hier ein kleiner Beytrag geliefert wird), welches aus sehr ungleichartigen Baustücken zusammengesetzt werden mufs, und wobey man ohne Beobachtung von Fleifs und Genauigkeit leicht Einheit und Ordnung vermifst. *Die Kenntnifs nämlich der physischen, psychologischen und moralischen Eigenheiten des Armen*, welche sich in seinen Krankheiten

heiten eben so gewiſs wiederfinden und darauf einflieſsen werden, als man nur im Schlafe von dem träumt, womit man wachend sich beschäftigt hat.

Die Heilung der Krankheiten des Armen ist oft so schwer und mit so manchen verwickelten Hindernissen umgeben, daſs es zuweilen eine unmögliche Aufgabe scheint, darin fortzukommen. Dennoch darf das Princip der Gleichgültigkeit oder der Unthätigkeit durchaus keine vorgefaſste Wurzel bey dem Arzte geschlagen haben, und sich etwa hinter dem Ausdrucke verstecken; "man spare nur die Mühe, es geht doch nicht!" — Dieſs ist der Ruin aller praktischen Anstrengung, und die Ehre der Wissenschaft, wenn auch nicht die Ehre, die Bequemlichkeit oder der Vortheil des Arztes, erfordert es, unermüdet aus allen Kräften zu streben, selbst eine unmögliche Aufgabe zu lösen und zu versuchen, wie viel man mit Wenigem ausrichten könne, und wie weit man, selbst bey vergeblichen Anstrengungen, das Ziel zu erreichen, doch gelangen könne. Alles menschliche Streben geht nach einem Ziele, nach einem Vollendeten, was nur in der Allheit begründet ist, und das wir nie erreichen können, obgleich wir durch unsere eigene Natur beständig und unerlaſslich dazu aufgefordert

werden. Auch gehen wir nicht leer aus, wenn wir als Menschen auch nur die höheren Stuffen, und nicht die höchsten ersteigen. Die Wissenschaft der Heilkunde ist gleichsam eine Höhe, an welcher viel zu klimmen (und, wie es dem ungeübten Auge scheinen könnte, wenig zu erreichen) ist. Aber es ist wirklich doch manches zu erreichen, selbst in dem schwersten ihrer Fächer, der medizinischen Behandlung der Armen: — Gewinn nämlich für die Wissenschaft und Gewinn für Menschenglück und bürgerlichen Wohlstand. Wer dafür Sinn hat und erkennet, daſs alles menschliche Wissen und Thun Stückwerk ist, der setze, gleich entfernt von nachlässiger Unentschlossenheit, Unthätigkeit und schwärmerischer Erwartung eines vollständigen Erfolgs seiner Bemühungen, seinen Gang ruhig fort, weniger bekümmert um die einzelnen Ausgänge der Handlungen, als um das Ganze des wohlthätigen, erreichbaren Endzwecks.

I.

Von den
Schwierigkeiten der Armenpraxis.

Nicht bloſs Dürftigkeit und Noth macht die Behandlung der Armen ſo verwickelt und ſchwer: eben ſo viel, wenn nicht noch mehr, der ganze Charakter und die Denk- und Handlungsweiſe deſſelben. Es iſt eine alte Erfahrung aller Staaten, daſs Armuth, im Allgemeinen, ſchlecht und niederträchtig macht, und den Charakter verderbt. Aus dieſem Grunde hauptſächlich muſs man den Staat, der viele Arme in ſich faſst, unglücklich nennen, und aus eben dieſem Grunde kann man allein ſchon die öffentliche Vorſorge aller polizirten Länder für ihre Armen erklären. Wenn nämlich die Armuth weiter keinen Nachtheil brächte, als etwa die geduldige Ertragung von Hunger, Durſt, Kälte u. ſ. w. der Individuen, ſo möchte es vielleicht manchem angeſehenen und reichen Staatsbürger nicht ſo dringend ſcheinen, der

Armuth

Armuth zu wehren und abzuhelfen, als jetzt, da er fürchten muſs, durch Liſt oder gewaltſame Beſtrebungen des Armen, ſich von ſeinem Ueberfluſſe die nothwendigſten Bedürfniſſe zu verſchaffen, in ſeiner Ruhe und in ſeinem Wohlbefinden geſtört zu werden *). Dem ſey aber

*) Um mich von dem Verdachte zu befreyen, als wollte ich aus einer zu finstern Denkungsart gegen die Menschheit, den Ursprung der Armenpflege aus einer Art von eigennütziger Furcht, nicht aus reiner Wohlthätigkeit allein herleiten, nach Analogie jenes Ausspruches des alten Dichters, daſs Furcht die ersten Götter in die Welt gesetzet habe, will ich doch meinen Satz, daſs die Besorgniſs vor Unordnungen im Staate, groſsen und billigen Einfluſs auf die Armenversorgung habe, auf doppelte Art historisch beweisen. Erstlich durch den Gegensatz. In *China* ist der groſse Haufe, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Reisebeschreiber, so an geistlichen und weltlichen Despotismus gewöhnt, daſs Hunger und Mangel oft grausame Verwüstungen unter ihm anrichten, während der Vornehme und der Mandarin im Ueberflusse lebt. Dieses Schicksal trägt der Chineser geduldig. Aber man hat daher auch nicht nöthig gefunden, gemessene Gegenanstalten gegen den Mangel des Volks zu machen, also Armeneinrichtungen zu treffen, weil dieſs ohnehin bey allen Leiden, durch Aberglauben u. s. w. im Zaum

aber auch wie ihm wolle, ſo bleibt ſo viel gewiſs, daſs mit der phyſiſchen Kultur auch die geiſtige und moraliſche ſinkt, und daſs daher bey der eigentlichen Klaſſe der Armen alle die übeln Eigenſchaften ſich finden werden, welche dem Menſchen im Stande der Rohheit eigen ſind, wodurch er widerſpenſtig gegen die (wohlgemeinte) Leitung und Aufſicht anderer, und auch ſelbſt unfolgſam gegen die Rathſchläge wird, die zu ſeinem eigenen Beſten, zu ſeinem Wohlſtande und zu ſeiner Geſundheit von ſeinen Mitbürgern getroffen werden. Je gröſser in den ſogenannten polizirten Staaten der Abſtand zwiſchen der Lage des Armen und der des reicheren Bürgers iſt, deſto mehr

Zaum zu halten ist. -- In *England*, wo viel Reichthum neben viel Armuth herrscht, ist man ungeheuer freygebig gegen den Armen: weil aber die Vertheilung der Gaben so fehlerhaft und ungleich ist, das heiſst, weil der Geist der Armenanstalten nichts taugt, gibt es dennoch in diesem Lande die meisten Diebe und Räuber, welche die reichen Einwohner desselben gewiſs mit noch gröſseren Gaben abkaufen möchten, wenn nur nicht ausgemacht wäre, daſs es bey einer guten Armeneinrichtung nicht allein auf die physische Versorgung des Armen, sondern auch hauptsächlich auf dessen moralische Kultur ankomme. --

mehr glaubt er ſich, da er ſich einmal gewiſſermaſsen iſolirt fühlt, auch in ſeiner Art von Individualität und Originalität behaupten zu müſſen, und da er die Vorzüge der beſſern äuſsern Lage nicht genieſsen kann, ſo will er doch wenigſtens das Gut einer gewiſſen inneren Freyheit nicht fahren laſſen, wodurch er ſich in den Stand geſetzt ſieht, ſeinen einmal mit der Muttermilch eingeſogenen Meinungen, beſonders in Abſicht ſeiner ganzen häuslichen Lebensordnung, zu folgen. Da aber der Staat, der für ihn ſorgt, ſich auch die Gewalt (und mit Recht) anmaſst, die Art und Weiſe zu beſtimmen, wie er für ſich ſorgen laſſen ſoll, z. B. ihm Arbeit anweiſt, oder von ihm gewählte Aerzte zuſchickt, deren Anordnungen er in Krankheiten nachleben ſoll, ſo wird er oftmahls alle mögliche Liſt anwenden, um dieſen Vorſchriften, die ihm zuwider ſind, und deren Wohlthätigkeit für ihn, er wegen Mangel an vernünftiger Kultur, nicht deutlich und dringend genug einſieht, auf alle Art aus dem Wege zu gehen, und gegen das fremde ihm aufgedrungene Syſtem ſein eigenes zu behaupten. Hieraus läſst ſich zum Theil ſchon geradezu die ſchlechte Sorge für die Geſundheit erklären, welche der Arme, gegen die beſten Bemühungen ſeines Arztes, ſich oft, gleich-

ſam muthwilligerweiſe zu Schulden kommen läſst; — die Widerſetzlichkeit gegen den Gebrauch von Arzneyen, wohl gar die heimliche Wegwerfung derſelben, die ungeheuren Fehler gegen eine vernünftige Diät, beſonders in Krankheiten, in deren Begehung der Arme, auch ſelbst wenn er es ändern kann, oft gleichſam ſo hartnäckig und unbiegſam, wie möglich iſt. Zwar iſt dieſs allerdings mit Ausnahmen zu verſtehen: denn auch die Armuth hat ihre Klaſſen, und bey manchen, die man gewöhnlich zu dem Geſchlechte der ſogenannten ſchaamhaften Armen rechnet, iſt die leidende Armuth nur das äuſsere zerlumpte Kleid, unter welchem oft ein Herz voll Adel und Kultur ſchlägt. Wer dieſe verſchiedenen Abtheilungen und wichtigen Unterſchiede der Armen genau pſychologiſch ſtudiren will, leſe *Macfarlans* Werk über die Armuth, beſonders die Zuſätze zu dieſem von unſerem vortrefflichen *Garve*. Hier iſt nur von der Allgemeinheit der Regel die Rede, und ſo unverſtändig z. B. der Arzt verfahren würde, der alle Arme, in Anſehung des Characters, nach einem Leiſten abmeſſen und behandeln wollte, ſo wenig wird er ſich irren, wenn er dem Geſagten, im Ganzen, Folge leiſtet, und mit einem gewiſſen ernſtlichen Miſstrauen und einer, unter andern Umſtän-

Umſtänden, beleidigenden Vorſicht gegen die Armen, welche ſeiner Sorgfalt anvertrauet ſind, verfährt. Denn, um es mit einem Worte zu ſagen, *der Arme hat alle Leidenſchaften und Fehler der höheren Stände, ohne doch einen derjenigen Grade von Kultur an ſich zu haben, welcher, verhältniſsmäſsig, eben dieſen Ständen, allgemein genommen, eigen zu ſeyn pflegt.* — Dieſs findet ganz vorzüglich Statt, wenn man auf die Armen in Städten Rückſicht nimmt, von welchen das Geſagte immer mehr gilt, je gröſser dieſe ſind. Unmöglich kann ich daher einer Schilderung meinen Beyfall geben, worin uns Herr Dr. *Zadig* in Breslau in einem wider Hrn. Hofr. *Herz* in Berlin gerichteten Aufſatze, die Nützlichkeit oder Schädlichkeit verdorbener Luft in Faulkrankheiten betreffend *), den Unterſchied der Lebensordnung, des Characters und der ganzen Gemüthsſtimmung des Armen von dem Reichen, in ſo fern ſolche auf die Geſundheit und auf die Krankheiten des erſtern Einfluſs haben, darſtellen will. Ohne mich nun hier auf den eigentlichen Streitpunkt beider Schriftſteller genauer einzulaſſen, will ich nur zu der angegebenen Schilderung des Hrn. Dr. *Zadig* meine Anmerkungen hinzufügen, weil ich dafür halte, daſs wenn

*) *Journal der Erfindungen u. s. w.* St. 17.

wenn die Urtheile deſſelben angenommen würden, unumgänglich daraus praktiſche Irrthümer in der ganzen mediziniſchen und politiſchen Armenbehandlung entſtehen müſsten, wenigſtens ſo weit meine Beobachtungen dieſes Faches reichen. Indem nämlich Hr. Z. behauptet, daſs die geringere Sterblichkeit des Armen in faulichten Krankheiten vor der des Reichen nicht, wie Hr. *Herz* zum Theil bewieſen zu haben glaubte, in der, unter dieſen Umſtänden, wohlthätigen verdorbenen Luft, ſondern in andern Umſtänden ihren Grund habe, beſchreibt er z. B. die gewöhnliche Lebensart des gemeinen Mannes, den er, wie die eigentliche Streitfrage und der ganze Zuſammenhang lehrt, für beynahe eins mit dem Armen nimmt, auf folgende Weiſe. — "Der gemeine Mann, ſagt er, ſteht mit dem Morgen auf, arbeitet mit Anſtrengung ſeines Körpers bis zum Mittag, und ſtillt alsdann ſeinen Hunger mit einem derben Stück Brot, einem Gericht Kartoffeln, Rüben, Erbſen u. ſ. w., ſeinen Durſt mit klarem Waſſer, oder höchſtens mit einem Kruge Bier. Der Reiche, fährt er fort, ſteht ſpät auf, arbeitet gar nicht, oder, welches noch ſchlimmer iſt, arbeitet nur mit dem Kopfe, und pflanzt ſich, wenn der Mittag längſt vorbey iſt, an eine ſtark beſetzte, leckere Tafel,

wo er mehr ſeine Lüſternheit, als ſeinen geringen Hunger und Durſt, mit gewürzten Speiſen und geiſtigen Getränken befriedigt." — Ohne nun in dieſer Zeichnung die im Darſtellen geübte Hand verkennen zu wollen, muſs ich doch erinnern, daſs ſonderlich die Beſchreibung der Lebensart des Armen, ſo viel ich Kenntniſs davon habe, auf den Armen, bey uns und in Niederdeutſchland wenigſtens, bey weitem nicht paſſe, alſo keineswegee allgemein gültig ſey. Der gemeine Mann nämlich, von dem wir reden, ſteht auf, und läſst ſich von ſeinen Hausgenoſſen einen dünnen elenden Kaffee bereiten, trinkt dieſen in ſeiner Familie, mit friſchem, teigigen Butterbrote, oder auch wohl zähem Weisbrote dazu, vernüchtert ſich, etwa wenn er an die Arbeit geht (zum zweyten mal), mit Branntewein, wiederhohlt dieſs während der Arbeit öfters, und dann iſst er zu Mittag, wo es ihm freilich gut zu ſchmecken pflegt. Ob aber die Speiſen, die er iſst, ſo ganz abſolut verdaulich und geſund ſind, iſt wieder eine Frage; abgerechnet auch, daſs ſein Magen aus grober Koſt mehr Nahrung zu ziehen weiſs, als ein anderer. Ueberhaupt paſst die ganze Beſchreibung des Hrn. Z. beſſer auf den Landbewohner, als auf den gemeinen Städter. Dieſer iſt nicht

nicht der Naturſohn, wie ihn Hr. Z. ſchildert. Er will den Luxus des Reicheren zum Theil nachmachen, und doch fehlt es ihm an hinreichenden Mitteln, ihn ſo mitzumachen, daſs ſich noch etwas Wirkung und Vortheil davon erwarten lieſse (z. B. von gutem, ſtarken Kaffee läſst ſich dieſer, in gewiſſen Hinſichten, noch wohl erwarten, nicht aber von ſchlechtem und jämmerlich dünnen, wie ihn mir einſt ein armer Mann, freilich wohl in einer etwas ſcherzhaften Uebertreibung, beſchrieb, daſs nämlich ſeine Frau von 15 Kaffeebohnen 16 Taſſen koche). Dazu kömmt nun ſeine gröſsere Anſtrengung und Aufopferung von Kräften, *bey* der doch in der Stadt verhältniſsmäſsig ſchlechteren Koſt (denn ſelbſt die gewöhnlichen Vorräthe, z. B. Kartoffeln und andere Gemüſe, kann der Arme in der Stadt nicht ſo gut anſchaffen, und was noch mehr iſt, nicht ſo gut aufbewahren, wie auf dem Lande), aus welchem Umſtande allein ſchon er mehr zu ſchlimmern Krankheiten diſponirt wird *). Ferner paſst auch Hrn. Z. Beſchreibung wirklich nur

*) Herr Leibmedicus *Lentin* hat, in seinen *Beyträgen zur ausübenden Arzneywissenschaft*, die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand der medizinischen Polizey besonders eingeschärft. S. die Einleitung.

den gemeinen Mann, nicht auf die gemeine Frau. Diese führt begreiflich schon wieder eine andere Lebensart, als jener. Die gemeine Stadtfrau insonderheit führt z. B. meist eine sitzende, zum Theil unruhige Lebensart, beym Spinnen, Nähen, Wollekratzen, häuslichen Geschäften u. s. w. — Hr. Z. fährt fort: "der gemeine Mann eilet nach einer müssigen Erhohlung an seine tägliche Arbeit zurück, verdauet, indem er seinen Körper kräftig bewegt, die genossene einfache Nahrung, und kehrt heiter in seine Wohnung zurück, wo er zum dritten Mal das Bedürfniss der Natur befriedigt, und sich dann der erquickenden Ruhe und dem stärkenden gesunden Schlafe überläfst. Der Reiche sinkt, von Anfüllung unterdrückt, auf ein weiches Sopha, thut gar nichts, oder was ihm nichts taugt, und wenn er sich in die Luft begibt, so ist es nicht sein Körper, sondern sein Wagen, dem er Bewegung verschafft, und kömmt der Abend herbey, so wird der kaum entladene Magen mit einem neuen Gemengsel gefüllt, und nach etlichen Stunden der Körper in weiche hitzende Betten eingepöckelt, wo er unter Angst und bösen Träumen bis zum hellen Morgen duftet." Hierbey finde ich folgendes zu bemerken. Dass der Reiche gern unter Federbetten schwitzen

soll,

ſoll, hat er wahrlich mit dem Armen gemein, deſſen gröſste Luſt es zu ſeyn pflegt, ſich, beſonders in Krankheiten, ein ſo ſchweres Federbette auf den Leib legen zu laſſen, daſs man es kaum abzuwälzen im Stande iſt. Dadurch glaubt er ſich geehrt, und ſieht es als einen Stolz ſeiner Wohlhabenheit an, wenn er unter einem Federbette liegen kann. Ueberhaupt und mit einem Worte, die Beſchreibung des Hrn. Z. paſst etwa nur auf die eigentlichen Reichen, die dabey wahre Schlemmer ſind. Aber es wäre doch zu viel geſagt, wenn man behaupten wollte, der ganze Stand des Reichen lebe, dem gröſsten Theile nach, ſo, wie hier angegeben iſt, und der Stand des Armen ebenfalls. Mancher wohlhabende und reiche Mann, dergleichen es in allen Ständen gibt, miſsbraucht ja ſeine günſtige Lage, in diätetiſcher und mediziniſcher Rückſicht, nicht in dem Grade, wie hier allgemein angegeben wird, ſondern lebt im verſtändigen Gebrauche ſeiner Glücksgüter in einer phyſiſchen Integrität, welche ſicher der bedaurungswürdige Dürftige ohne Schaden und gern gegen die ſeinige eintauſchen möchte, wenn ſie ihm leider nur nicht verſagt wäre. — Nun heiſst es aber ferner: "Der gemeine Mann, zufrieden, wenn ſeiner Hände Arbeit ihm ſeinen täglichen Unterhalt

 erwirbt,

erwirbt, und innig froh, wenn ſeine Induſtrie ihm zu einer mäſsigen Erſparniſs verhilft, wird von keinen zerrenden Leidenſchaften hin und her gezogen, von keinen angreifenden Gemüthsaffekten erſchüttert, ſeine Nerven und ſein Blut werden nur von Thätigkeit geſpannt und in raſche Bewegung gebracht. Der Reiche, nie mit ſeinen Glücksgütern und ſeinem Stande zufrieden, arm im Ueberfluſſe, und elend bey der gröſsten Begünſtigung des Glücks, wird raſtlos von wilden Leidenſchaften gejagt, von Gemüthsunruhen erſchüttert und genieſst faſt nie derjenigen Ruhe des Geiſtes, mit der allein ein ruhiges heilſames Wirken des Körpers verſchwiſtert ſeyn kann." —

So wie ich hoffe, daſs der Leſer dieſe von mir mitgetheilten, an ſich ſchönen Beſchreibungen hier gerne geleſen haben wird, ſo wenig kann ich mich doch von dem Angenehmen derſelben ſo beſtechen laſſen, daſs ich ſie, beſonders die letztern, für ganz richtig erkennen ſollte. Der Reiche wird hier als ein von den Furien der Leidenſchaften gepeitſchtes, von den Qualen des Tantalus gequältes Weſen dargeſtellt: der Arme, als mit allen ſeinen Neigungen und Affecten in Abrahams Schooſse ruhend. Obgleich ich wohl begreife, daſs es hier

hier darauf angeleget war, dasjenige anzugeben, was im Allgemeinen gelten soll, so muſs ich doch gleich fragen: hat denn der Arme wirklich so wenige und ruhige Leidenschaften? Nicht zu gedenken, daſs in dem Begriffe von Armuth schon der Same zu mancher unangenehmen und lebhaft drückenden Empfindung liegt, daſs der Arme *nicht* zufrieden seyn kann, wenn seiner Hände Arbeit ihm und seiner oft zahlreichen Familie, die nach Brote schreyet, den täglichen Unterhalt *nicht* erwirbt, und *nicht* innig froh, wenn seine, vielleicht nicht kleine, Industrie ihm nicht einmal zu einem mäſsigen Auskommen verhilft, so sind bey diesem gemeinen Manne, wohlgemerkt, die Frau mit eingerechnet, eben so mannigfaltige Gelegenheiten da (die auch benutzt werden), um seine Affecten in Bewegung zu setzen, als bey dem Reichen. Neid, Miſsgunst und Lästerung vorzüglich gegen seines Gleichen, Zanken und Schelten, im Hause und auſser demselben mit der Nachbarschaft, oder auch mit der ganzen übrigen Welt, die es nur von ferne wagt, ihm, wie er glaubt, zu nahe zu kommen *), Nei-

 gung

*) Man kennt ja den unruhigen Geist des sogenannten Pöbels (welcher Begriff etwas viel umfassend ist), besonders in groſsen Städten. Jede von

gung zum Trunk und andern Ausſchweifungen und daher entſtehende Gemüthsunordnungen, z. B. Aerger, Streit, Rachſucht u. d. gl. — Alles dieſs ſind Eigenſchaften, die dem Charakter des ſogenannten gemeinen Mannes feſt ankleben, und häufig mit ſehr übeln Folgen ſeinen Geiſt und Körper erſchüttern, obgleich nicht zu läugnen iſt, daſs ſie eben ſo oft, nur meiſt in feinerer äuſserer Form, ſeinen vornehmeren und vornehmſten Mitbruder zieren. Wollte aber der Himmel, daſs der gemeine Mann ſo wäre, als ihn Hr. Z. in einer wirklich reitzenden Darſtellung uns zeigt, oder daſs die vortheilhafte und liebreiche Meinung deſſelben über ihn eindringlich ihm zu Ohren käme, um vielleicht durch dieſen Kontraſt der Dinge, wie ſie ſind und wie ſie ſeyn ſollen, auf ſein freilich etwas abgeſtumpftes Schaamgefühl und auf ſeine Ehrliebe einigen Eindruck zu machen, welcher das Beſtreben zur Folge hätte,

von diesen pflegt gewisse Quartiere zu haben, wo wegen des Zusammenwohnens vieler solcher Menschen von einem Schlage dieser Allgemeingeist recht sichtbar und herrschend ist (z. B. in *London* das Kirchspiel *St. Giles*), durch welchen jene Leute sich einem gewissen Naturzustande nähern, wo der Satz des *Hobbes* anfängt: status hominum naturalis est bellum omnium in omnes.

hätte, das ſeiner moraliſchen Natur vorgehaltene Bild (Ideal) in der Wirklichkeit zu erreichen.

Nach dem, was ich durch mehrjährige Bekanntſchaft mit dem gemeinen Manne, und durch aufmerkſame Beſchäftigung mit ſeinen Krankheiten beobachtet und erfahren habe, bin ich genöthigt geweſen, in dem Catalog derſelben ein eigenes Aergerfieber aufzuführen, welches, Jahr ein Jahr aus, endemiſch unter dieſer Menſchenklaſſe herrſcht, und zur Verwendung kräftiger, und gegen die ſogenannte übergelaufene Galle wirkſame Mittel auffordert. Eben hier wird der Paroxismus des Argers, Zankens u. ſ. w. meiſt ſehr heftig, und gar oft ſo arg, daſs Ausbrüche der heftigſten Leidenſchaften, Schelten, Raufen und Schlagen ſich zeigen, wodurch begreiflich die ganze Krankheit einen hitzigen Charakter bekommt. Bey dem Reichen und Vornehmen hingegen wirkt das Aergerfieber wegen Verſchiedenheiten der (Hof) Luft, Körper-Conſtitution, der (feinen) Sitten und Lebensart, mehr ſchleichend, und geht mehr in einen chroniſchen Zuſtand über, meiſt mit Schwäche und Nervenzufällen verbunden, wo man dann etwas behutſamer verfahren muſs, beſonders da hier die ſogenannte übergegangene Galle heimlicher und langſamer

 aufge-

aufgesammelt wird, sich also fester setzt, und daher mehr Vorbereitung und eine mildere, feinere Behandlung erfordert. — So wie also Hr. Z. sehr Recht hat, wenn er *) behauptet, "dass die Natur die Menschen in der (faulichten) Krankheit nach dem ausgedehntesten Rechte der Gleichheit behandle, und dem Aermsten, wie dem Reichsten, die Wohlthat der reinen Luft im reichen Masse zuströmen lasse," — so kann man von ihm eben sowohl Beyfall fordern, wenn man behauptet, dass die Natur, so wie in physischer, so auch in moralischer Hinsicht, den Menschen ursprünglich gleich gemacht habe, und dass z. B. die nicht sehr liebenswürdigen Anlagen, und wie es scheint, Grundfehler des Menschen, Eigennutz, Neid, Rachsucht und dergleichen Ausartungen der Leidenschaften, so wie eine gewisse Art von Unlauterkeit der Gesinnung, welche für die Verhältnisse des Arztes besonders störend ist, Lügen und Trügen nämlich, den Reichen wie den Armen, den gemeinen wie den ungemeinen Mann, nur etwa in verschiedener Form, drücken und in gleichem Masse verdammen, wenn nicht die wirklich oft sehr beklagenswürdige, vernachlässigte Lage des niedern Standes, im Allgemeinen, einen Antheil von Entschuldigung mehr verdient.

Es

*) S. 108 a. a. O.

Es bleibt alſo dabey, daſs der Satz: des Menſchen Herz iſt böſe von Jugend auf," oder: "die Welt liegt im Argen," unter allen Klaſſen und Ständen ſeine Anwendung finde, und daſs der Stand des Armen, ſowohl wegen ſeiner phyſiſchen als moraliſchen Mängel, für jeden, der damit umzugehen genöthigt iſt, beſonders aber für den Arzt und für den Staatsmann ein ſchwer zu behandelnder Gegenſtand ſey. Die Erfahrung beweiſt dieſs auch zur Genüge: denn in keinem Fache iſt die Staatspolizey und die damit verbundene Heilkunde noch weiter zurück, als eben in der Behandlung des Armen. Daſs man mit dieſem am wenigſten ausrichte, iſt die alte Klage der Aerzte und Staatsmänner, und erſt in ganz neueren Zeiten hat man angefangen, einige gründlichere Anſtalten und glücklichere Verſuche darin zu machen (wovon in der Folge ein Mehreres geſagt werden muſs), deren Gelingen ſichtbar groſsentheils, ja man kann ſagen einzig, in der vom Staate aufs beſte beſorgten genauen Verbindung der mediziniſchen und moraliſchen Kultur des Armen, ſeinen Grund gehabt hat.

Und nicht allein grobe Fehler und ſittliche Gebrechen ſind es, mit welchen man, neben dem phyſiſchen Mangel, bey dem Armen zu kämpfen

kämpfen hat: auch die eigentlichen Schwächen der menſchlichen Natur kleben dieſem Stande zum Theil feſter an, wie jedem andern, und erſchweren die gehörige Behandlung. Dahin rechne ich z. B. den Aberglauben, der beſonders dem Arzte ein ſehr ſchwerer Stein des Anſtoſses bey dieſer Gattung von Menſchen iſt, wodurch oft ſein beſter Wille und ſeine beſten Rathſchläge mit ihm ſelbſt zu Schanden werden. Dahin gehört z. B. der Wunderglaube in Krankheiten an gewiſſe Zeremonien, an ſogenannte Haus- und Univerſal-Mittel, an Charlatane aller Art (welches auch *Doctoren* ſeyn können), die ſeiner Leichtglaubigkeit nur allerley, zu ihrem eigenen Zwecke (Geldſchneiden) dienliches, vorſpiegeln dürfen, um ſicher zu ſeyn, daſs ihnen ſein Geld und ſein Zutrauen, beide bis auf den letzten Heller, feſt anhängen, und ſie damit, ſo wie mit Geſundheit und Leben, machen können, was ſie wollen. Es würde eine Arbeit ohne Ende ſeyn, wenn ich die verſchiedenen Arten von Aberglauben beſonders angeben wollte, welche ſich bey der Klaſſe von Menſchen, von der wir reden, nur in medziniſcher Rückſicht finden. Man braucht nur darüber die Volksſchriften nachzuleſen, und jeder Arzt wird davon gewiſs in ſeinem Kreiſe unangenehme und genugſame Erfahrung gemacht

macht haben. Wie rasend verfährt z. B. nicht oft der gemeine Mann, und seine Orakel, die alten Weiber u. s. w., in Krankheiten mit seinem Körper! sowohl durch *Nichtsthun, Zuvielthun* und *Verkehrtthun!* Ist es nicht zuweilen, als wenn die Natur das Gebäude des menschlichen Körpers darum so künstlich gebauet habe, um denen, die auch nicht *Ein* Triebrad dieser geheimnissvollen Maschine, und nicht eine Bewegung derselben kennen, Gelegenheit zu geben, ihren Muthwillen daran zu üben, und ausdrücklich zu versuchen, wie arg man wohl auf eine gewaltsame Zerstörung hinarbeiten könne, ohne doch gegen die gewaltige Kraft, die alles mit unsichtbaren, aber starken Fäden hält und bindet, seinen tollen Endzweck erreichen zu können? Aberglaube und Gaukeleyen mancher Art sind das Erste, womit bey Krankheiten gemeiniglich angefangen und die Zeit versäumt wird, worauf dann nach allen misslungenen Versuchen eigener Klugheit, wenn die Sache ein ernsthaftes Ansehen gewinnet, endlich der Arzt in Rath genommen wird, der nun geschwind, leicht und sicher alles wieder gut machen soll, widrigenfalls sein Kredit nicht sehr gewinnet. Sehr oft ist es mir, so wie gewiss jedem, der mit mir in diesem Fache gearbeitet hat, schon vorgekommen, dass, besonders

ſonders bey Kindern, das ſogenannte Beſprechen bey Krankheiten, z. B. bey kalten Fiebern, wochenlang angewandt worden war, und dann erſt, nachdem ſich alles ſehr verſchlimmert hatte, Hülfe geſucht wurde, die man doch gleich vom Anfang, unter denſelben leichten und bequemen Bedingungen hätte haben können. Ich bin auch wohl über einen noch wichtigeren Aktus zugekommen, wo ein elendes, verfüttertes, kleines Kind, wenige Tage vor ſeinem Ende, durch die Sproſſen einer aufrecht gehaltenen Leiter von mehreren Weibern, mit groſser Mühe und ſtillem, geheimniſsvollen Weſen hin und her gezogen wurde, in der Hoffnung, daſs dieſes dem Kinde Leben und Geſundheit wiedergeben ſollte, da die gebrauchten Arzneyen, ſowohl wegen deren nachläſſiger Anwendung, als auch wegen zu weit gediehener Krankheit, es nicht vermochten. — Doch die Geſchichte menſchlicher Thorheiten, auch in dieſem Falle iſt zu weitläuftig, um ſie nur einigermaſsen vollſtändig erzählen zu können. Es ſey uns genug, im Allgemeinen bemerklich gemacht zu haben, was für wichtige und verwickelte Hinderniſſe von Seiten der Denk- und Handlungsweiſe ſich jedem, der mit dem Armen umgehen und für ihn wirken will, beſonders aber dem Arzte entgegenſtellen, und wie

ſehr

fehr dadurch oft die beften Bemühungen erfchwert und vereitelt werden müffen.

Bisher haben wir in Aufzählung diefer Schwierigkeiten befonders nur von den moralifchen geredet, und ihnen eine gleiche Wichtigkeit mit den phyfifchen zugefprochen. Uebrigens ift nicht zu läugnen, dafs diefe letzteren hier ebenfalls fehr hoch in Anfchlag zu bringen find. Denn fchon das Wort *Mangel* drückt eine Summe von Elend aus, welche bey dem Armen, in gefunden und kranken Tagen, verderbliche Wirkungen hervorbringt. Zwar find in der feinen Welt einige empfindfame (fentimental) Sentenzen im Schwange, etwa: "Der Arme ift auf feinem harten Strohlager zufriedener, als der Reiche auf feinem weichen Pflaum;" oder: "wie glücklich ift das Loos des Niedrigen, bey wenigen Sorgen froh und heiter zu feyn!" oder auch wohl: "die Natur ift mit Wenigem zufrieden" (natura paucis contenta). — Zufriedenheit war ftets die Mutter unferes Glücks (*v. Haller*) u. f. w.! wodurch man oft die Lage des Standes, von dem wir reden, treffend zu fchildern glaubt. Allein ein folches Verfahren weifet in den meiften Fällen auf Unverftand und Mangel an Weltkenntnifs, oder auf Liebloſigkeit und Härte

hin.

hin. Man hängt ſeinem nackten Mitbruder, zugleich mit ſeiner eigenen nackten Menſchenliebe, einen erdichteten Mantel um, der weder ſchützt noch wärmt. Man iſst und trinkt ſich ſatt, und kann dann nicht begreifen, wie ein groſser Theil der Welt über Hunger und Durſt klagen mag, da man doch gleichſam für die ganze Welt mitgegeſſen, und alle mögliche Anſtalten zur Befriedigung einer ausgearteten Lüſternheit des Gaumens aufgeboten hat, wofür Hunderte hätten genährt werden können. Man kömmt der geringsten Schwäche des Körpers, die meiſt eine Folge verderblicher, üppiger Lebensordnung und des Ueberfluſſes iſt, sogleich (zuweilen nur zur Unzeit) mit Kraftbrühen und Stärkungen aller Art zu Hülfe, und der Arzt, dem die Ehre des Hausarztes zugefallen iſt, darf nur befehlen, aus welcher Klaſſe dieſe ſeyn ſollen: während der Arme oft und meiſtentheils gerade aus Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen der Natur, krank wird und krank bleibt, und ſein Arzt, wenn er ja dergleichen hat, ihm ſtatt der kräftigen Küche nichts weiter verordnen kann, als Geduld und Arzney, zwey leidige Tröſter, welche beide oft nichts anders leiſten, als das gereitzte, aber nicht geſtärkte Syſtem der Seele und des Körpers, durch vermehrten Reitz zu miſströſten,

und

und Schwäche mit Schwäche zu vermehren. Diefs ift wahrlich die Gefchichte des Tages. Der Arme hat in den meiften Fällen keine Stärkung, keine Labung, die er regelmäfsig, fo wie es die Natur fordert, und in der täglichen Lebensordnung geniefsen kann. Fliefst ihm nun einmal in Krankheiten, durch eine milde Hand, oder durch irgend einen Glücksfall, dergleichen zu, etwa eine Fleifchbrühe, Wein u. f. w., fo weifs er damit gar nicht umzugehen. Er zehrt dann davon, vom Reize der Neuheit noch mehr angelockt, ohne Mafs und Ordnung, und glaubt gar nicht, fich schaden zu können, wenn er die Stärkungen, die er *in* der Regel ftets entbehren mufs, nun einmal *aufser* der Regel zu fich nimmt, und das gleichfam lang Verfäumte nachzuhohlen fucht, wobey gewöhnlich fo wenig Magen und Gefundheit, als Arzt zu Rathe gezogen, fondern alles in der Stille abgemacht wird, bis die Folgen der Fehler gegen die vernünftige Lebensordnung zu merklich fich zeigen, alfo Uebel auf Uebel fich häuft, und ein zweytes zu bekämpfen kömmt, indem man vielleicht mit dem erften noch lange nicht fertig ift. Es ift wahr, die Natur ift in ihren Bedürfniffen und Forderungen einfach, und der menfchliche Körper wird mehr, wie irgend ein anderer,

 von

von den mannigfaltigſten Dingen genährt, von Brot aus Baumrinden, wie von Brot aus goldenem Waitzen: von Wallfiſchfett, wie von Milch und Honig; aber dann wird auch erfordert, daſs alle übrige Umſtände des Klima's, der Lebensart (z. B. bey dem Grönländer und Eſkimaux), damit übereinſtimmen, und daſs Gewohnheit, die für ſich schon Gesetze gibt, der Natur zu Hülfe komme. Nie nnd nimmer aber wird die Natur von dem Eigenſinne der Menſchen ſich ihre Ordnung ſo verkehren laſſen, daſs zähe und ſchwere Mehlſpeiſen mit warmen erſchlaffenden Getränken, z. B. dünner Kaffee oder Thee mit friſchem ſchlecht gebackenem Brote, als tägliche und oft einzige Nahrung, den armen Bewohnern von Deutſchland und eines groſsen Theils von Europa, bey ihrer übrigen zum Theil ſitzenden, weichlichen und unreinlichen Lebensart, in geſunden Tagen nährend und ſtärkend, und in kranken zuträglich und erquickend sey. Daher die vielen tauſend elenden Kinder, die täglich, beſonders in Städten, verfüttert werden, und die Geſundheit auf immer verlieren (wenn ſie ja das Leben behalten), ehe ſie einmal diese wahre Gabe des Himmels, die allenfalls das harte Schickſal der Armuth noch erträglich macht, kennen lernen. So wie mit Speiſe und Trank, ſo iſt es auch

mit

mit den übrigen Stücken der Lebensordnung, z. B. der Bekleidung und Reinlichkeit. Der Wilde geht von Jugend auf, und in einem angemessenen Klima, entweder ganz nackt, oder nur auf eine gewisse leichte Art gegen die Witterung geschützt. Aber er folgt hierin, und kann folgen, einer bestimmten Ordnung, z. B. er trägt nicht heute Schuhe und Strümpfe, geht aber morgen vielleicht barfuſs, oder hängt heute Kleid und Mantel um, indem er vielleicht aus Mangel alle diese Bedeckungen, wenn sie zu Ende getragen sind, missen muſs, und allen nun desto empfindlicheren Härten eines veränderlichen Klima's ausgesetzt wird, wie unsere Armen. Sein Körper ist auf alles eingerichtet, auf alles vorbereitet und abgehärtet, und da er einmal die Gesetze seines Himmelsstriches mit den Gesetzen seiner Lebensordnung in Einstimmung zu bringen gelernt hat, so geht er sicher einher. Wenn sein Körper, wegen Mangel an Bekleidung leicht Schmutz annimmt, so weiſs er diesen auch leicht durchs Bad im ersten besten Flusse wieder zu entfernen, und wenn er sich mit Oel und Fett die ganze Haut einreibt, so ist dieſs nicht gerade Unreinlichkeit, sondern Schutz gegen die Kälte und andere schädliche Einwirkungen, wobey er durch eine rüstige, die Ausdünstung erzwingende Lebens-

 art,

art, und durch öfteres Wechſeln dieſes Hautfirniſſes, die übeln Folgen deſſelben verhütet. Bey unſerem Armen iſt alles dieſs ganz anders. Die wenigen Lumpen, die ihn oft gegen unſere abwechſelnde Witterung bedecken, ſchützen ſeinen Körper meiſt ſehr mangelhaft, ungleich und zu ungewiſſen Zeiten, wodurch er deſto mehr catarrhaliſchen Einflüſſen ausgeſetzt wird. Der Schmutz häuft ſich in dieſen Lappen oft Jahre lang an, und umgibt ſo den Körper mit einem mehr als ekelhaften Dufte. An öfteres Waſchen und Baden des Körpers, wodurch manches noch wieder gut gemacht werden könnte, iſt vollends bey der unaufgeklärten Nachläſſigkeit in Abſicht der Geſundheit gar nicht zu denken. Mitten in der ſtärkſten Hitze muſs unſer Armer meiſt daſſelbe wollene, oder haarne, oder irgend ein anderes Kleid tragen, welches ihm die Menſchenliebe ſeiner Verſorger auch auf den Winter beſtimmt hat. In ſeiner Wohnung athmet er im engen Gemache den zuſammengeſetzten Duft von ſeiner ganzen Haushaltung, und allem, was um und an ihm iſt, ein, und eine Luft, die dumpſig, feucht, und aus den ſchädlichſten Elementen zuſammengeſetzt iſt, umgibt ihn auch in ſeiner, von mehreren unreinlichen Körpern vollgepfropften Schlafſtelle. Kurz, und weiter wollen wir nun auch

nichts

nichts ſagen, unſer Armer iſt arm, d. h. elend, weil er nicht nach der Ordnung der Natur lebt, und zum groſsen Theile nicht leben kann. Er muſs in der Regel leichter ungeſund werden, und ihm muſs dann ſchwerer zu helfen ſeyn, wenn man bedenkt, daſs den drey wichtigſten Syſtemen ſeines Körpers, dem der Ernährung (wegen unnatürlicher Koſt), der Einathmung (wegen verdorbener Luft), und dem der Hautausdünſtung (von Unreinlichkeit und ſchlechter Bekleidung) durch ſeine Lebensart empfindlich wehe gethan wird. Nun nehme oder verderbe man aber der Geſundheit, um mich phyſiologiſch auszudrücken, dieſe Hauptquellen, *Magen*, *Lungen* und *Haut*, und ſehe, was übrig bleibt, wodurch der Körper gedeihen kann. Man ſchaffe dem Armen geſundere und naturgemäſsere Koſt, beſſere und reinlichere Wohnung und Kleidung, und ſehe dann, ob dadurch nicht augenſcheinlich mehr zu Verhütung und Heilung ſeiner Krankheiten gewirkt werde, als durch noch ſo viele Aerzte und Arzneyen, die man ihm jetzt etwa anweiſet, und die darum meiſt wenig ausrichten können, weil es ſchwerer ist, *gegen* den Strom, als mit demſelben zu ſchwimmen, und weil es ſchwerer iſt, um mich eines andern Bildes zu bedienen, den Baum der Geſundheit auf ſchlechtem und unkultivirten, als auf gutem und

 bearbei-

bearbeiteten Boden zu pflanzen und gedeihen zu machen.

Was ſoll nun aber mit allem dieſem geſagt werden? Traurige Wahrheiten aufgedeckt und nichts weiter! Denn je mehr Beſchwerde über eine Sache geführt wird, deſto weniger pflegt, beſonders in jetzigen Zeiten, zur Verbeſſerung derſelben zu geſchehen. Man wittert hinter den beſten und billigſten Vorſchlägen gemeiniglich nur Tadelſucht und Neuerungsliebe, und die Reichen, beſonders die, welche auf die Kultur und das Schickſal des Armen Einfluſs haben, leben in der gewohnten Lebensweiſe fort (wobey ihr Körper nicht darbet), ohne ernſtliche Maſsregeln zu ergreifen, des Armen innern und äuſsern Zuſtand ſo zu verbeſſern, daſs er, um hier nur bey dem Körper ſtehen zu bleiben, eine naturgemäſsere und geſundere Lebensart führen könne, wodurch er ſowohl gegen Krankheiten beſſer verwahrt, als auch in denſelben beſſer geſchützt und geheilt werde. So wenig dieſe Aufgabe etwas Unmögliches, oder ſchwer zu Begreifendes in ſich enthält, ſo wenig wird doch meiſt an ihrer Auflöſung gethan. Denn Verbeſſerungen der Art, die auf das innerſte Wohl und Weh der menſchlichen Geſellſchaft Bezug haben, gelingen gemeiniglich nur ſo erſtaunlich langſam (man ſehe die engliſchen Parlamentsverhandlungen über die Abſchaffung des Sklavenhandels), daſs

der

der Geſchichtsſchreiber des Schickſals der Menſchheit ſeine Perioden nicht nach Jahrzehnden, ſondern, beynahe möchte man ſagen, nach Jahrhunderten abmeſſen muſs, wenn er etwas Groſses und Wichtiges aufführen will. Wie aber für die Beförderung der Kultur und der Geſundheit des Armen (nach aller Billigkeit doch wohl eine Angelegenheit der Menſchheit) gründlich geſorgt werden müſſe, und wie doch hin und wieder jetzt dafür geſorgt ſey, das wollen wir im nächſten Abſchnitte kürzlich darzulegen ſuchen.

II.

Von den Hülfsmitteln der Armenpraxis.
Der erste Grund aller zweckmäfsigen Vorsorge für die körperliche und geistige Gesundheit des Armen liegt in guten Armenanstalten.

Es würde unpassend seyn, und zu weit vom eigentlichen Ziele abführen, wenn wir hier alle Eigenschaften und Erfordernisse einer guten Armenanstalt, in staatswirthschaftlicher Hinsicht, angeben wollten. Aber die Hauptgrundsätze, so wie sie durch Vernunft und Erfahrung bewährt sind, aufstellen, ist Pflicht, damit wenn etwa, ganz gegen die jetzt geltende Regel, einmal der Arzt wegen dieses wichtigen Punktes, von dem Staatsmanne gefragt werden sollte, er diesem beweisen könne, er habe das verwickelte Ganze, welches nur durch das Zusammenwirken mehrerer Kräfte zu Stande gebracht werden kann, nicht einseitig, sondern gründlich und allseitig zu umfassen gesucht.

Die ganze Sache beruht in der Hauptsache auf folgenden Punkten.

Von

Von der Arbeit und den Mitteln dazu muſs zuerſt angefangen werden. — Arbeit iſt das gröſste moraliſche und phyſiſche Verbeſſerungsmittel der Armuth. Der Arme wird dadurch nicht allein weniger arm und in gröſseren Wohlſtand verſetzt, ſo daſs er mehr für ſeine Bedürfniſſe und die Erhaltung ſeiner Geſundheit ſorgen kann, ſondern er wird auch den vielen, zum Theil müſſigen und eitlen Leidenſchaften, Ueppigkeit, Liederlichkeit, Sucht zum Aufwande und Hervorthun (die meiſt mit der Armuth ſteigt), als auch den mehr verzehrenden Affekten, Sorge, Kummer, Neid, Habſucht, ſelbſt Dieberey u. ſ. w., am beſten entnommen, welches nothwendig auf die ganze Oekonomie des Geiſtes und des Körpers einen entſchiedenen Einfluſs haben muſs, in deren wechſelſeitigen guten Verfaſſung doch Geſundheit und alles Glück beſteht *). Mit der Arbeit alſo muſs in Betrachtung der Hülfsmittel, auch der medizinischen Armenpflege, Grund und Eckſtein gelegt werden. Denn obgleich dieſe medizinische Hülfe eigentlich den Armen erſt in den Stand

*) Nicht zu gedenken, daſs die Arbeit in vielen Fällen auch zur Bewegung des Körpers und mancherley körperlichen Anſtrengungen nöthigt, und alſo auch auf dieſe Art zur Geſundheit beytragen kann.

ſetzen ſoll, arbeiten zu können (den Kranken geſund machen), ſo muſs ſie doch ſogleich von Anfang an, auf dieſes groſse Präſervativ gegen Krankheiten, wenigſtens ernſthaft Rückſicht nehmen.

Genaue Kenntniſs der einzelnen Armen, ihres Charakters, und ihrer ganzen phyſiſchen und moraliſchen Lage, und dann: *verhältniſsmäſsige Austheilung der milden Gaben, ſind die ferneren Punkte, worauf hier alles ankommt.* — Um ſich die erſterwähnte Kenntniſs zu verſchaffen, *iſt der mitwirkende einverſtandene Eifer patriotiſcher Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft* erforderlich, von denen mehrere eine gewiſſe Anzahl armer Familien in ſpezielle Aufſicht nehmen müſſen, um mit Beyhülfe der von dem eigends beſtallten Armen-Direktorium, zur Beobachtung der Armen angeſetzten Aufſeher, dem Directorium ſelbſt, die genaueſte Kunde der Individuen verſchaffen zu können, ſo daſs durch dieſen Zuſammenfluſs von Nachrichten eine vollſtändige Ueberſicht des Ganzen ſowohl, als der kleinſten Theile, erhalten wird. Die Nothwendigkeit dieſer genauen Aufſicht gründet ſich theils darauf, daſs der Arme im Staate wie ein Unmündiger zu betrachten iſt, der ſich nicht ſelbſt helfen kann, und deſſen Beſtes alſo durch Vormünder (redliche und uneigen-

eigennützige Armenpfleger), beſorgt werden muſs: — theils weil die zweckmäſsige Vertheilung der Gaben ſich wieder auf ſie gründet. Denn die beiden Maſsſtäbe, wornach die Gaben vertheilt werden müſſen, ſind *Bedürfniſs* und *Arbeitſamkeit* des Individuums. Sonſt hilft alles nichts. Wahrlich, es wäre ja nicht unmöglich, sogar das Meer auszutrocknen, wenn auch nur mit einem kleinen Gefäſse daraus geſchöpft würde, und nichts (durch innere Quellen, Flüſſe und Niederſchlag von Feuchtigkeiten aus der Luft) hinzukäme. Eben ſo, wenn die Klaſſe der Armen als bloſs *verzehrend*, und nicht auch als erwerbend im Staate geduldet wird, ſo iſt's nicht anders möglich (welches auch die Erfahrung beweiſt), daſs nicht entweder die andern wohlhabenderen Mitglieder der Geſellſchaft mehr oder weniger mit aufgezehrt werden, oder daſs der Arme in Vernachläſſigung und Elende ſchmachte. Beides wird verhütet, wenn er nur nach dem Verhältniſſe ſeiner Arbeit und ſeiner Bereitwilligkeit dazu, ſein Brot iſst, und die Regel muſs ſeyn, durchaus keinen eigentlichen Ueberfluſs durch zu groſse Freygebigkeit, ſondern nur Befriedigung wahrer Bedürfniſſe bey ihm Statt finden zu laſſen. Denn ſo ſtrenge oft die Aerzte in Anordnung der Diät in Krankheiten, auch bey dem Reichen ſeyn,

und oft nicht mehr erlauben müſſen, als gerade zur Friſtung des Lebens hinreichend iſt, eben ſo ernſthaft muſs, ſo hart dieſs ſcheinen mag, in der Regel, der Arme als ein moraliſch Kranker, bey Beſtimmung ſeiner ganzen Lebensordnung, gehalten werden. Seine Thätigkeit muſs genährt werden durch den Erwerb ſeiner Arbeit, und es muſs immer noch etwas übrig bleiben, was ſie in Regſamkeit erhält und aufs neue anſpornt (denn der Menſch iſst überhaupt ſein Brot lieber ruhig im Schatten, als im Schweiſse ſeines Angesichts), und ſo müſſen die Triebräder ſeiner Exiſtenz, Arbeit und Fleiſs, nie ſtille ſtehen, damit er auch nur nach dieſer ihrem Verhältniſſe, der Belohnungen und Erquickungen theilhaftig werden könne, welche die Natur keinem ihrer Geſchöpfe, *unter dieſen Bedingungen*, verſagt hat. Die Natur ſelbſt iſt nichts weniger als arm, ſondern gibt reichlich für alle. Daſs aber ihre Gaben ſo ungleich vertheilt sind, ſo daſs der eine im Ueberfluſſe ſchwelgt, der andere im Mangel ſchmachtet, das iſt nicht ihre Abſicht, ſondern ſie will nur, daſs jeder durch Thätigkeit und Arbeit ſich Anſpruch auf ihre Güter verſchaffe. Und nach dieſer Rückſicht muſs auch dem Armen nur gegeben werden. Wie ganz anders wird aber oft die Austheilung der milden Gaben eingerichtet!

richtet! Es wird dabey nach Nebenrückſichten verfahren. Die Austheiler geben zu Zeiten, was ſie nicht etwa für ſich und ihre eigene Armuth behalten, ihren Verwandten, Bekannten, Kreaturen und denen, die ſich bey ihnen, vielleicht durch allerley Gegendienſte, in besondere Gunſt zu ſetzen wiſſen, und ſo bekommt der eine, oft ohne alle berechtigende Anſprüche und ohne alle Würdigkeit, viel, der andere eigentlich Hülfsbedürftige wenig oder gar nichts, da man doch ſtrenge darauf halten ſollte, nur nach Verdienſt und Bedürfniſs zu geben. — *Uebrigens muſs die Einſammlung und Austheilung der milden Beyſteuern, an Einem Orte, vor Einer Hauptkaſſe* geſchehen, worin alle Zuflüſſe zuſammenkommen. Einheit iſt der Nerv aller wirkſamen Thätigkeit. Ein Directorium muſs alle endliche Verwaltung in Händen haben, damit Ueberſicht und Einheit ins Ganze komme, weil bey der einſeitigen Austheilung, z. B. mehrerer einzelner milder Stiftungen in groſsen Städten, die ganze Oekonomie des Armenweſens nothwendig verwirrt wird, und nie feſt gegründet werden kann.

Dieſe wenigen Punkte ſind die Grundlagen einer guten und wohleingerichteten Armenanſtalt. Ohne ihre Befolgung kann gar keine

gute

gute Armenverwaltung Statt haben, aber mit ihnen gelingt ſie auch ſo ſicher, als irgend eine politiſche, auf feſte Gründe gebauete Unternehmung. Daſs übrigens ein wichtiger Punkt (den man gewöhnlich, aber irrig, für den Hauptpunkt hält), ein nach Verhältniſs *hinreichender Fond*, nicht vergeſſen werden darf, verſteht ſich. Denn von Nichts wird Nichts. Indeſſen wird auch ein geringerer Fond hinreichen, wenn man nur obige Sätze genau vor Augen hat *).

Daſs

*) Der berühmte *Camper*, dieſe Zierde der Wiſſenſchaft, glaubte auch, daſs nur Mangel an Geld und Gaben, die Hinderniſſe guter Armenpflege wären. Er ſagt (*Abhandlung von den Krankheiten der Armen u. ſ. w.* — *Deutſch von Herbell.* Lingen 1793. 2. Aufl.): "Dem Unglücke dieſer Menſchen (der Armen) iſt gar nicht abzuhelfen, oder man müſste ſie reicher machen, welches wider die Aufrechthaltung der menſchlichen Geſellſchaft gänzlich ſtreitet. Es iſt alſo eine moraliſche Unmöglichkeit, dieſe nothwendigen, wenn gleich noch ſo nachtheiligen und kläglichen Folgen der Staatsverfaſſung zu heben, indem in der Apotheke und in den beſten Vorſchriften der Arzneykunſt, gar kein Mittel dagegen zu finden iſt. Es bleibt alſo nichts übrig, als die Unterſtützung der Armen zu vergröſsern. Dieſes iſt man ſchon längſt in *England* zu thun genöthigt geweſen. Seit dem Tode *Carls II.* hat

man

Dafs für die Kinder und zur Arbeit Unfähigen aufs beste gesorgt werden mufs, versteht sich von

man in *England*, nach den Bemerkungen des *Franklin* (On Smuggling p. 65), die Summe für die Armen schon dreymal vergröfsern müssen, indem die Summe in *Wallis* beynahe die nämliche geblieben ist. Man gibt jährlich 1,556,805 Pf. St. (und jetzt gewifs noch weit mehr) und hiervon ist die vermehrte Ueppigkeit der Reichen die einzige wahre Ursache. Es gehet eben so in unserem Lande. Die jährlichen Beyträge werden je länger je gröfser, indem die Armuth immer dieselbe bleibt. Man klagt über die Armen als weniger tugendhaft: man klagt über die Armenpfleger als schlechte Austheiler. — Das Uebel sitzt bey den Reichen in ihrer ausschweifenden Ueppigkeit. Und davon können und wollen sie sich nicht heilen lassen! *Mortimer* (Elements of commerce, politics and finances) bestätigt diese Wahrheit durch das Beyspiel von *England* und *Wallis*, wo die Zahl der Häuser seit dem Jahre 1759 bis 1766 eine Verminderung von 5790 erlitten hat, die neuen Gebäude von *Westmünster* und an andern Orten darunter begriffen. Dagegen war die Miethe in *London* in Zeit von 20 Jahren mehr als ein Drittel gestiegen, indem die auf dem Lande über die Hälfte gefallen war." — Ich habe diese Stelle ganz hergesetzt, weil sie zugleich auch ein Beyspiel abgibt, dafs man sich in einer Sache irren

von ſelbſt. Auf was für Weiſe man nun die eben angegebenen Erforderniſſe einer guten Armenverſorgung erreiche, und ſomit die Vorſorge für die Geſundheit und das Leben des Armen erleichtere, kann hier nicht ſpeziell geſagt werden. Indeſſen kann man aus dem Beyſpiele der Stadt *Liverpool* ſehen, wie glücklich und fruchtbringend man z. B. in Benutzuug des Armen zur Arbeit ſeyn, und wie weit man auch hierin eine einträgliche Induſtrie treiben könne. Daſelbſt exiſtirt nämlich ſeit dem Jahr 1790 eine Anſtalt, ſogar für blinde Arme, wo ſie Unterricht in allerley Beſchäftigungen erhalten,

irren kann, wenn man durch Einſeitigkeit ſich verführen läſst, den Theil fürs Ganze zu nehmen, und ſo den rechten Geſichtspunct zu verfehlen. Daſs man mit dem Reichermachen bey der Armuth nie zum Ziele gelange, ſieht man ſchon aus den angeführten Beyſpielen. Und geſetzt nun, man machte den Armen immer reicher und reicher, ſo würde er als Reicher am Ende gewiſs eben ſo zu ſchwelgen anfangen, wie hier von den Reichen geſagt wird. Es würden alſo neue Arme kommen, die unter der Schwelgerey ihrer vorigen Mitbrüder litten, und ſo immerfort. — *In den Armenanſtalten, in der Verbeſſerung der Kultur und in der Thätigkeit des Armen, liegt das Geheimniſs der Verminderung der Armuth überhaupt.*

halten, die ihrer Lage angemeſſen ſind, Korbmachen, grobe Webereyen, Verfertiguug von Schnüren, Strickmatten u. ſ. w. (Deſcription of Mancheſter by *J. Aikin.* — Allg. Lit. Zeit. 1797. Nr. 262).

Bisher iſt nur von den Maſsregeln im Allgemeinen die Rede geweſen, welche eine Armenanſtalt zu ergreifen hat, wenn ſie ihre ganze innere Einrichtung und die Inkolumität ihrer Pfleglinge befeſtigen will. Es iſt nóch übrig anzugeben, daſs und wie ſie für die wirklich Kranken aufs beſte zu ſorgen, und wie ſie dabey dem Arzte ſein Geſchäft zu erleichtern habe. Die ganze Sache läſst ſich, da ihre Bedingungen in ihr ſelbſt angegeben ſind, der Hauptſache nach, kurz faſſen. Der Staat ſorge für gute und treue Aerzte, Wundärzte, Hebammen, Krankenwärter, kurz für das ganze Perſonale, welches nach den jedesmaligen Umſtänden der Arme nöthig hat, und er ſetze dieſes Perſonale in den Stand, die Bedürfniſſe des Kranken, Arzney, gehörige Koſt und Wartung, Bedeckung u. ſ. w. ſogleich und auf eine leichte Weiſe herbeyſchaffen zu können: — ich ſage, der Staat thue dieſs, und es wird nichts weiter nöthig ſeyn. Dieſs ſind freilich nur die allerallgemeinſten Data, und hier wäre wohl der Ort, dieſe wichtigen Punkte, z. B. von zweck-

 mäſsi-

mäſsiger Verſorgung der armen Kranken mit Arzney und Koſt, in medizinischer und ſelbſt in ökonomiſcher Rückſicht, genauer aus einander zu ſetzen. Weil aber dadurch die Ueberſicht und die Reihe der Betrachtungen erſchwert werden würde, und es hier nur auf die beſtimmte Andeutung der Hauptſachen ankommt, ſo will ich dieſs etwa an einem andern Orte nachhohlen, und mich hier nur mit der Bezeichnung von dem begnügen, was allerdings eine vollſtändige und ernſthafte Ueberlegung verdiente.

Nach allem dieſem bleibt nun noch Eine Frage übrig, und eine ſehr wichtige. "Sind denn auch alle die angegebenen Bedingungen einer guten Armenanſtalt zu erfüllen, alle vorgeſchlagene Einrichtungen wirklich auszuführen?" — "Es geht gewöhnlich ſo, wird man auch hier ſagen (welches beſonders die Lieblingsmaxime der Staatsmänner zu ſeyn pflegt), daſs Vorſchläge, Plane und Anſtalten gemacht werden ohne Zahl, aber nur in der Theorie, auf dem Papiere, in den Köpfen der Gelehrten, die mit der wirklichen Welt nicht bekannt ſind." — Solche Bemerkungen konnte man vom Anfange an vorausſehen, aber es war rathſam, ihre Beantwortung bis zu Ende zu verſchieben, und ſie dann, zugleich und ein vor allemal

(ſemel

(femel et fimul) mit einem in der Erfahrung gegründeten *Ja* zu beantworten. — Alles was wir hier gefagt und vorgefchlagen haben, ift nichts weiter als Copie von einem Originale, das fich in der Wirklichkeit findet, in *Hamburg*. Die Faulheitsbrücke alfo, ob fo etwas auch ins Werk zu richten fey, ift mit einem male abgeworfen. Der Zweifler mufs glauben, was er mit feinen Augen fehen kann, und, mit weltbürgerlicher Theilnahme, die allgemeine Verbreitung folcher Anftalten wünfchen, oder ein böfes Herz und einen verftockten Sinn haben. Ich werde mich hier auf keine weitläuftige Befchreibung der hamburgifchen Armenanftalten einlaffen, die man aus andern Darftellungen hinreichend kennen lernen kann, fondern nur hiftorifch zeigen, dafs alles was in dem Vorftehenden von einer guten Armenanftalt gefordert worden, von der hamburgifchen erreicht, oder vielmehr von ihr entlehnt ift.

1. Dort hält man die Armen ftrenge zur Arbeit an, unterrichtet fie darin, und weifs aus angeftellten Proben genau, wie viel ein Jeder arbeiten und verdienen kann, und wie viel er alfo zu feiner Subfiftenz an milden Gaben Zufchufs haben mufs.

2. Man kennt die Armen ſehr genau durch die vielen aus Patriotismus dienenden Armenpfleger und andere Aufſeher der Armen, die ſie fleiſsig in ihren Wohnungen beſuchen, und gewiſſermaſsen von ihrem ganzen Thun und Laſſen Buch und Rechnung führen.

3. Man theilt die milden Gaben nach *Bedürfniſs*, *Verdienſt* und *Arbeitſamkeit* aus. Z. B. jeder Arme hat ſein Buch, worin ſein Fleiſs bemerkt wird. — Alles Betteln und Allmoſengeben iſt bey Strafe verboten.

4. Die Verwaltung des Ganzen und aller mannichfaltigen Zuflüſſe ſteht unter Einem Armen-Collegium, welches ſich aus Mitgliedern des Raths und der Bürgerſchaft bildet.

5. Für die Kinder und zur Arbeit unfähigen wird aufs beſte geſorgt (auch für der erſteren Induſtrie durch Schulen u. ſ. w.).

6. Fünf Aerzte, fünf Wundärzte und eben ſo viel Hebammen ſind angeſetzt, welche diejenigen, die ihrer Hülfe bedürfen, nach Erforderniſs *in ihren Wohnungen regelmäſsig beſuchen.* Der Arzt verordnet nicht nur neben den Arzneyen gehörige Krankenſpeiſen, die nach vorgängigen Kontrakten mit den

den Speiſewirthen der verſchiedenen Gegenden der Stadt gehohlt werden, ſondern auf ſeine Meldung erhält der Kranke von ſeinem Armenpfleger unverzüglich ein paſsliches Krankengeld, ſobald er deſſen benöthigt iſt.

Gerade dieſs iſt es, was wir vorhin angegeben (eigentlich abgezeichnet) haben, und ich wüſste nicht, was in der Hauptſache mehr erfordert würde, um die Sache zu dem gewünſchten Ziele zu bringen, daſs nämlich der Arme nicht allein in geſunden Tagen erleichtert, in Krankheiten geholfen, ſondern die Armuth überhaupt vermindert und eingeſchränkt werde. Daſs aber ſolche Veranſtaltungen das gleichſam krebsartige Uebel der Armuth von Grund aus radikal zu heilen vermögen, ſieht man ebenfalls in *Hamburg*, wo innerhalb etwa 6 Jahren nach getroffener neuer Einrichtung der Armenanſtalt *an die* 700 *arme Familien weniger wurden*, die im Stande waren, ohne Beyhülfe der Armenanſtalt (welcher ſie zum Theil freywillig entſagten) ſich zu nähren. Die Geſundheit der Armen hatte bey alle dieſem ſo zugenommen, und die Sterblichkeit ſo abgenommen, daſs, da letztere mit dem Anfange der neuen Einrichtung noch 7 vom Hundert betrug, nach

Verlauf von vier Jahren nur $4\frac{1}{2}$ Procent war, da doch die medizinifche Privatanftalt, die vor der neuen allgemeinen exiftirte, ein Verhältnifs der Sterblichkeit zu 11 Procent hatte *).

Eſt iſt alſo gewiſs, und durch Vernunft und Erfahrung ausgemacht, daſs die hamburgigiſchen Armenanſtalten muſterhaft ſind. Eben ſo ausgemacht iſt es aber, daſs mehrere Orte und bürgerliche Geſellſchaften, nach dieſem trefflichen Beyſpiele, auf die Einſchränkung und Verminderung ihrer Armuth kräftiger bedacht ſeyn könnten, wenn gleich bey ihnen nicht der Reichthum, und, was noch mehr ſagen will, der Patriotismus herrſchen ſollte, wie in *Hamburg*. Nichts iſt ganz vollkommen in der Welt. Und ſelbſt in Hamburg hat man ſchon einmal eine ſtrenge Reviſion der Einrichtungen vornehmen müſſen, weil man merkte, daſs

*) *Ueber Hamburgs Armenweſen* (vom Hrn. Etatsrath *Voght*); aus dem Engl. (vom Hrn. Hofr. *Eſchenburg*). Braunſchw. u. Hamburg. 1790. — Ueberhaupt ſind über die ſehr intereſſante hamburgiſche Armenanſtalt hauptſächlich folgende Schriften nachzuſehen: *Büſch's Erfahrungen.* 3r B. — und: *Nachrichten von der Einrichtung und dem Fortgange der hamburgiſchen Armenanſtalt;* wovon, wie ich glaube, die 16te Lieferung erſchienen iſt.

dafs die Zügel, woran das Ganze gelenkt wird, Fleifs und Thätigkeit, erfchlafften. Auch kann es nicht fehlen, dafs nicht zuweilen, befonders im Anfange, einige Nachläffigkeit in einem Werke Statt hätte, welches in feiner Art einzig, gleichfam wie eine neue Schöpfung hervorgegangen ift. Aber fefter Wille und fortdauernder Eifer werden alle Hinderniffe befiegen, und fo eine weife Staatspolizey, mit einer wohlthätigen Arzneykunde verbunden, aus den armen und kranken immer wohlhabendere, beffere, gefundere und glücklichere Bürger machen.

III.

Von den Vortheilen der Armenpraxis.

Ich ſchränke mich bey der Betrachtung dieſer Vortheile nur auf diejenigen ein, die für den Arzt und die Wiſſenſchaft erwachſen, indem es niemanden einfallen wird, das Wohlthätige einer guten mediziniſchen Behandlung des Armen für den Staat und für die Menſchheit überhaupt in Zweifel zu ziehen. Auch übergehe ich hier ganz den eigentlichen baaren Vortheil des Arztes, theils weil dieſer bey dieſem Geſchäfte wirklich allgemein unverhältniſsmäſsig geringe iſt, und ſich alſo von ihm nicht viel ſagen läſst, theils auch auſser meinem Zwecke liegt *). Das Intereſſe des Arztes, welches

*) Etwas empörend iſt es doch immer, wenn man ſieht, wie ſchlecht gewöhnlich die ſogenannten Armenärzte abgeſpeiſet werden, z. B. in einer nahmhaften Stadt mit 50 Rthlr. jährlich, während daſs der Hr. Sekretär der Armenkaſſe, der wahrhaftig nicht halb ſo viel Mühe von ſeinem Amte hat, und ſie ſich auch nicht gibt, mit 400 Rthlr. für ſeine groſsen Dienſte belohnt wird. Man bringt dagegen gewöhnlich die Vortheile

ches wir hier meinen, ſoll mit dem der Wiſſenſchaft eins ſeyn, und es entſteht alſo hier nur die Frage: in wie fern wird die wiſſenſchaftliche Bildung und Vervollkommnung des Arztes durch die Armenpraxis befördert? Wer dieſe Frage nun aber gleich in dem gewöhnlichen Ton beantworten wollte, daſs nämlich dieſe Praxis die beſte Schule für angehende ungeübte Aerzte ſey, worin wegen der Rohheit des zu behandelnden Gegenſtandes das erſte Rohe bey dem Schüler abgeſchliffen werde, würde ſich, meiner Einſicht nach, wenigſtens zum Theil gar ſehr irren, indem er nicht bedächte, daſs auch gar leicht hierbey eben ſo viel Rohes *hineingebracht* als herausgebracht werden könnte. Ich will alſo nur alſobald zuvörderſt die Nach-

theile in Anſchlag, welche der (junge) Arzt, durch ſeine Beſchäftigung mit den Armen, und daher rührende fernere Empfehlung ins Publicum, ſich erwirbt. Dieſs auch zugegeben, bleibt es immer eine häſsliche, und auf den Charakter des Arztes leicht widrig einflieſsende Komplikation, ihn mit einem Almoſen abzuſpeiſen, und dabey auf die Inſinuation beym Publikum zu vertröſten, welche oft mit ſeiner Pflicht als Armenarzt, wie nachher noch näher gezeigt werden ſoll, in Colliſion kömmt. Ueberhaupt fordern Inſinuationen gemeiniglich etwas Schiefes, und die Pflicht eines Armenarztes etwas Gerades.

theile angeben, welche der Arzt von der prakti-ſchen Behandlung des Armen haben kann, weil ſich ſodann die Vortheile meiſt von ſelbſt ergeben werden, und ſelbſt die mit Klugheit aus-geführte Vermeidung eines Nachtheils, ſchon Vortheil genannt werden muſs.

Nichts iſt gewiſſer und bekannter, als daſs Einſeitigkeit der gröſseſte Verderb für wiſſen-ſchaftliche Bildung ſey. Auch weiſs man in der Medizin recht gut, daſs eine ſolche Einſei-tigkeit aus der praktiſchen Beſchäftigung mit einer gewiſſen Gattung von Menſchen und Ver-hältniſſen zu entſtehen pflege, und man ſetzt daher z. B. ganz richtig, die ſogenannte Mili-tärpraxis, ſo wie auch die Hoſpitalpraxis, der Civilpraxis entgegen, und behauptet mit eben dem durch die Erfahrung beſtätigten Rechte, daſs ein Arzt groſs in einem dieſer Verhältniſſe ſeyn könne, ohne es deſswegen in dem andern zu ſeyn, weil bey jedem zu viel Individuelles und gleichſam Locales in Betrachtung komme. Gerade ſo iſt es aber auch mit der Armenpraxis. Eine ganz eigene Klaſſe von Leuten, die, wie ich genugſam gezeigt zu haben hoffe, ihre groſse Eigenheiten auch in mediziniſcher Rück-ſicht hat, und die man ſo wenig nach dem Ci-vilfuſs, als nach dem Militär- oder Hoſpitalfuſs

(um

(um mich ſo auszudrücken), allein behandeln darf, wenn man glücklich verfahren will. Es iſt hier vielmehr ein Maſsſtab nöthig, der gleichſam aus den ebengenannten zuſammengeſetzt iſt. Denn, die Sache allgemein betrachtet, ſo hat der Arme, dem der Staat, durch eine Art von wohlthätigen Zwang, ſeinen Arzt zuſchickt, doch in ſeiner Wohnung zu viel Freyheit und Gelegenheit zu *allen den Arten von Eigenſinn* übrig, zum Beyſpiel in der Diät, dem Gebrauche der verordneten Arzneyen u. ſ. w., welche, nach der Klage der Aerzte, das Charakteriſtiſche der eigentlichen Civilpraxis ausmacht, und hinwiederum zu wenig Kultur und Feinheit der Sitten, um bey ihm mit dem verhältniſsmäſsig feinen und weichen Ton eben derſelben durchzukommen, wo man dann ſich wieder mehr zu dem härtern und martialiſchen Verfahren der Militärpraxis hinneigen muſs. Dazu kömmt, daſs die Klaſſe der Armen eine ſehr gemiſchte und verſchiedene Menge von Menſchen iſt, wo oft feine Sitten und gebildeter Ton, neben dem Gegentheil von allen dieſem Statt hat, und alſo der Arzt, der ſich durch das Allgemeine verleiten läſst, keine Ausnahmen abzuſondern, nothwendig oft hart anſtöſst, und durch ſeine Einſeitigkeit zu vielſeitigen Urtheilen über ſich ſelbſt Anlaſs gibt. Und doch

doch mufs man geftehen, dafs diefe Einfeitigkeit fchwer zu vermeiden fey, fich fehr leicht in die Handlungsweife des Armenarztes einfchleiche, befonders wenn er den Anfang feiner praktifchen Laufbahn mit diefem Gefchäfte macht, und, wie gewöhnlich der Fall ift, wenig oder gar nicht in die fogenannte Civilpraxis eingeweiht ift. Der Armenarzt, um fich fein Gefchäft erträglich zu machen, hat nämlich wirklich Anfpruch auf manche kleine Erleichterung, z. B. fich bey feinen Krankenbefuchen kürzer zu faffen, weniger genau in Beobachtung des äufsern Zeremoniels zu feyn u. f. w, lauter Bequemlichkeiten, welche ihm in der Civilpraxis gemeiniglich wenig zu Gute gehalten werden, und mit deren Einführung er fich dort gewifs keinen grofsen Dank und Beyfall verdient.

Ein anderer Umftand, wodurch fich die Armenpraxis von der Civilpraxis unterfcheidet, ift die noch gröfsere Schwierigkeit, welche bey jener dem Arzte aufzuftofsen pflegt (ganz vorzüglich bey Kinderkrankheiten), die Urfachen der Krankheiten zu ergründen. Die Menfchen, mit welchen er als Armenarzt zu thun hat, wenden gewöhnlich fo wenig Aufmerkfamkeit auf ihren Körper und deffen Verfaffung an, dafs fie bey geftörter Gefundheit, dem Arzte meift

wenig

wenig oder nichts von der Gelegenheit und den veranlaſſenden Urſachen ihres Uebels anzugeben wiſſen. Man frage einmal den gemeinen Mann, deſſen Krankheit man zu ergründen wünſcht, ob er ſich etwa den Magen verdorben, oder ſich erkältet, und ſo den Grund zu ſeinem Uebelbefinden gelegt habe. Er wird in den meiſten Fällen nichts deutliches davon ausſagen können, weil ihn ſeine Lebensart und ſeine ganze Lage ſchon mehr der Einwirkung mancher Krankheitsurſachen, z. B. der rheumatiſchen, ausſetzt, und er alſo in der Beſtimmung der wahren Urſache, wenn er ſie auch angeben will, ſich leichter irrt, als ein anderer, der ſeinen Körper genauer verwahren und beobachten kann. Der Armenarzt iſt daher in vielen Fällen genöthigt, das Agiren gegen die eigentliche Urſache der Krankheit aufzugeben, und ſich vielmehr an die hervorſtechendſten Symptome zu halten. Obgleich er nun manchmal damit ausreicht, weil der ſtrengſte Rationaliſt bekanntlich gar oft mit dem Symptomatiker ſich freundſchaftlich vereinigen muſs, ſo hat es doch für die allgemeine Bildung des praktiſchen Arztes ſeine groſsen Nachtheile, wenn er ſich hierdurch zu einer Art von Empiriſm verleiten läſst, und dieſen in die Praxis des eigentlich ſogenannten bürgerlichen Lebens überträgt: wobey

auch noch in Betrachtung kömmt, daſs wenn der Arzt ſieht, daſs er ſo wenig Brauchbares über die Natur der Krankheit herausbringen, und überhaupt wegen Mangel an Hülfsmitteln ſo wenig ausrichten kann, er leicht ungeduldig wird und den Muth verliert.

Unter die Nachtheile, welche dem Arzte aus der Behandlung der Krankheiten des Armen erwachſen können, wenn er ſich nicht vor Einſeitigkeit hütet, gehört auch noch der, daſs er ſich leicht gewöhnt, alle Körper und Konſtitutionen nach dem Fuſse zu behandeln, nach welchem er in der Armenpraxis verfährt. Beſonders gehört hierher die Wahl der Arzneyen, nebſt der Beſtimmung ihrer Gaben, in welchen Stücken doch eine jede Klaſſe von Menſchen ihren eigenen Maſsſtab hat. Obſchon man ſich irrt, wenn man durchweg von der ſogenannten Pferdenatur des gemeinen Mannes und von den ſtarken heftigen Arzneyen redet, die man ihm in groſsen Gaben reichen müſſe, ſo iſt doch ſo viel gewiſs, daſs man bey ihm hierin dreiſter und etwas roher zu verfahren hat, wenn man gewünſchte Wirkungen hervorbringen will, aber auch eben ſo gewiſs, daſs man ſich hüten muſs, ein ſolches rüſtiges Verfahren ſich zur Gewohnheit im bürgerlichen

Leben

Leben zu machen, wo man, in den meiſten Fällen, mehr die Behendigkeit und Biegſamkeit des Arztes, ſowohl in Hinſicht auf ſeine Kunſt als auf ſein geſellſchaftliches Betragen als ſeine Geradheit und Dreiſtigkeit liebt.

Man pflegt gewöhnlich viel von den Vortheilen zu reden, die dem Arzte, der ſich mit der Behandlung des geringeren und ärmeren Theils des Publikums abgibt, durch die daher ihm zufließende Empfehlung und Ausbreitung ſeines Rufs zufielen; aber man bedenkt dabey nicht, daſs eben dieſe Gelegenheit zum Vortheil, auch leicht Gelegenheit zum Nachtheil deſſelben werden kann, wenn er nämlich auch bey dem gröſsten Fleiſse und der beſten Geſchicklichkeit ſich nicht in alle oft unbillige und ſchädliche Neigungen und Launen jener Menſchen fügen will, und ſeiner Pflicht nach, fügen kann. Man muſs ſich wieder erinnern, was ich oben von dem Charakter des Armen überhaupt geſagt habe, der nicht immer aufgeklärt, beſcheiden und ſanftmüthig genug iſt, um mit ihm ohne Anſtoſs durchzukommen. Es werden ſehr oft von dem Armen Forderungen an den Arzt gemacht, z. B. in Abſicht des Geſchmacks der Arzneyen, der Regelmäſsigkeit ſeiner Krankenbeſuche, ſeiner Willfährigkeit, ihm bürgerliche

liche Unterſtützung zu verſchaffen, die er nicht verdient oder nicht erhalten kann, u. ſ. w., ſo daſs der Arzt ſich in dem gewiſs nicht angenehmen Dilemma ſieht, entweder den unordentlichen Neigungen dieſer Menſchen nachzugeben, oder ſeine ſchmeichelhafte Hoffnung, durch die hundertzüngige Fama geprieſen und empfohlen zu werden, fahren zu laſſen, und wohl gar zu bemerken, daſs eben dieſe Fama ſeinen Namen auf eine üble Art und in ſehr rauhen Tönen unter die Leute bringt. Es würde thöricht ſeyn, zu läugnen, daſs man durch gehörige und glückliche Aufmerkſamkeit auf die Krankheiten des Armen ſich nicht manchen Dank und manche Empfehlung verdienen könnte, beſonders wenn man, wie geſagt, den Neigungen deſſelben, ſo wie er es verlangt, ſchmeichelt, und z. B. mit dem Verſchreiben von Zucker, Magentropfen u. d. gl., auf Koſten der öffentlichen Kaſſe, recht freygebig iſt: aber es lohnt auch ſehr oft Undank die beſte Bemühung, ein Undank, der um ſo ſchmerzlicher iſt, da ſehr oft und meiſtentheils die Schuld einer unfruchtbaren, oder übel ausgefallenen Kur, an dem widerſpenſtigen und unzweckmäſsigen Verhalten der Leute ſelbſt, an ihrer empörenden Saumſeligkeit und Verſpätung in Hinſicht auf zu ſuchende ärztliche Hülfe und

in mehreren widrigen Umſtänden liegt, welche nun aber oft alle dem Arzte zur Laſt gelegt, und auf ſeine Rechnung geſchrieben werden, gerade als wenn er, der ſich bey ſolchen Umſtänden, ſammt ſeiner Kunſt, oftmahls ſehr demüthig fühlt, allmächtig ſeyn, und alles wohl ausführen müſſe, widrigenfalls aber, ſtatt der ihm zugedachten Belobung bey jedermann, empfindlichen Tadel verdiene. Daher bleibt auch nur ſo viel wahr, daſs der gewiſſenhafte und wohldenkende Armenarzt hauptſächlich die Vortheile in Anſchlag bringen müſſe, welche die Wiſſenſchaft, und dadurch er ſelbſt, *formell*, von ſeinen Bemühungen hat, nicht ſo ſehr ſeine materiellen Privatvortheile, die oft entweder auf eine nicht ganz tadelsfreye Art zu erwerben, oder nicht ſo ſicher und groſs ſind, als man denken ſollte *). Achtet nun jemand die Wiſſenſchaft gering, ſo bleibt es ihm freilich unbe-

*) Es macht hierbey einen groſsen Unterſchied, ob der Kranke eine groſse und ſelbſt angeſehene Bekanntſchaft und Verwandtſchaft hat, wie zu Zeiten der Fall iſt; oder ob er vielleicht oben unter dem Dache, in der Dunkelheit, verlaſſen und ungekannt lebt. Die Kur mag in beyden Fällen noch ſo glücklich ſeyn, ſo kann ſie im erſtern Falle des Arztes Ruf vermehren, da

unbenommen, ſeinen eigenen Weg zu gehen, und ſich hier Freunde zu machen, wo und wie er will und kann, wobey er aber finden wird, daſs der Menſch ein wunderliches Geſchöpf, und oft nicht der Sorge und Mühe werth ſey, welche ſich der Arzt für ſein Leben und für ſeine Geſundheit gibt, indem er ſelbſt oft ſo ſehr ſaumſelig und gleichſam ſchläfrig in der Vorſorge für beyde iſt, und dann doch vom Arzte verlangt, wenn die Noth an den Mann tritt, ſogleich und auf eine ihm gefällige Weiſe geholfen zu werden. Ich habe z. B. gar häufig den Fall gehabt, daſs ich die Kranken der armen Klaſſe habe überreden und auf alle mögliche Art bewegen müſſen, Arzney zu nehmen, oder mit deren Gebrauch fortzufahren, indem ſie mir oft geradezu dieſs abſchlugen, und, wie ſie ſagten, es lieber abwarten wollten, wenn gleich die Gefahr noch ſo groſs und dringend war, und ihnen doch die medizinische Unterſtützung durchaus keine Laſt und Unkoſten machte *). Kaum ſollte man dieſs glauben,

da im letztern niemand davon weiſs, davon weder geredet noch gerühmt wird.

*) Noch unlängſt hatte ich einen vier und ſechzigjährigen Mann der armen Klaſſe zu beſorgen, der immer ſchon mit aſthmatiſchen Beſchwerden,

glauben, aber es iſt wahr. Hat man nun bey einer ſolchen warmen und gleichſam aufgedrun-

den, und jetzt noch dazu mit einem hartnäckigen Erbrechen, wozu Hartleibigkeit kam, geplagt war. Seine Beſchwerden verſchwanden ſämmtlich nach dem Gebrauche von aſa foet. mit Seife, ſo wie des elect. lenit. Lond. mit Rhabarber u. d. gl. Nachher fand ſich plötzlich eine unter ſtarkem Froſt entſtandene Geſchwulſt der rechten Schulter und des ganzen rechten Armes ein, welche alle die Eigenſchaften hatte, und mit allen den Umſtänden begleitet war, welche eine Zurückhaltung und Verſetzung des Urins nach ſich zu ziehen pflegt. Ich hätte dieſen nicht ſehr gemeinen Fall des ſogenannten aſthma ſenum, ſ. urinoſum (vergl. *Lentin*, obſervat. faſcicul. II. p. 27. *Appel*, de morb. ex imminut. urin. ſecret.) gern geheilt, allein der Kranke ſowohl, als ſeine Frau lieſsen nun plötzlich allen Muth ſinken, behaupteten, es könne doch nicht helfen, und waren jetzt ſo nachläſſig im Gebrauche der Arzneyen, obgleich ſie noch einige Tage vorher die Wirkſamkeit der zuerſt angewandten Mittel, beynahe über die Gebühr gelobt hatten, ſo daſs ich nur mit Mühe die Skarifikation des, gleichſam in einer weiſsen, prallen und durchſichtigen Blaſe, ausgedehnten Rückens der Hand erhalten konnte, aus deren Einſchnitten eine ſeröſe, ſtrenge riechende Feuchtigkeit in ſo groſser Menge lief, daſs be-

genen Verwendung für des Kranken Beſte, nicht das Glück, zum Ziele zu gelangen, dann wehe oft dem Arzte, der den Kranken, wie man ſich auszudrücken pflegt, mit Arzneyen gequält hat, ohne deren Gebrauch es wahrſcheinlich noch um vieles beſſer mit ihm geſtanden hätte u. ſ. w.

Indem ich mich hier bemühe, die Nachtheile der Beſchäftigung mit den Krankheiten des Armen für den praktiſchen Arzt aufzuſtellen, ſowohl um hernach die Vortheile derſelben beſſer zeigen zu können, als auch um einige irrige Vorurtheile in der gewöhnlichen Meinung darüber zu berichtigen, muſs ich auch noch der offenbaren Unannehmlichkeiten und Gefahren wenigſtens Erwähnung thun, welche jene zum Theil haben kann, zum Theil wirklich hat. Hierher rechne ich nun die ganze Summe von, der Natur des ausgebildeten Menſchen widerſtreitenden, Dingen, womit man ſich in der

ſonders die Schulter merklich dünner und die Bruſt leichter wurde. Aber nun fehlte es an Erhebung der Lebenskräfte und dadurch mitbeförderter Wiederherſtellung des Urinabganges. Der Einfluſs aus den Einſchnitten ſtockte, und kurz, der Mann ſtarb, ohne daſs ſein Arzt viel mehr, als den Zuſchauer und Beobachter des Ganges der Krankheit hatte abgeben können.

der Armenpraxis befaſſen muſs, Schmutz und Unreinlichkeit aller Art (wozu auch die moraliſche Unſauberkeit des Betragens gehört, die man oft antrifft), Beſchwerlichkeit der Krankenbeſuche in den engen, dumpſigen, zum Theil auf halsbrechenden Treppen oder Leitern zu erſteigenden Stuben, oftmahls Gefahr der Anſteckung bey anſteckenden Krankheiten und dergleichen mehr, lauter Dinge, die, wie ich glaube, ich nur zu nennen und anzugeben brauche, um von den meiſten meiner Leſer, aus der Erfahrung mehr oder weniger verſtanden zu werden, und mit deren ſpeziellen Anführung ich ihre fünf Sinne um ſo lieber verſchonen will, da, wie ich wohl fühle, es Zeit iſt, die Sache, die wir bisher von der nachtheiligen Seite angeſehen haben, auch von der vortheilhaften zu betrachten.

Indem wir alſo von den Vortheilen reden, welche die ſogenannte Armenpraxis dem Arzte gewähren kann, ſo fällt bey einiger Ueberlegung ſogleich in die Augen, daſs eben diejenigen Umſtände, welche wir zu den nachtheiligen rechneten, auch auf der andern Seite unter die vortheilhaften gehören, nur bedingterweiſe und mit den Einſchränkungen, die vorhin angegeben ſind. Wenn alſo der Arzt bey dem

Umgange mit dieſer beſondern Klaſſe von Menſchen, ſich leicht zur Einſeitigkeit verleiten laſſen kann, ſo gewährt ihm eben dieſer Umgang an ſich den Vortheil der Vielſeitigkeit ſeiner praktiſchen Uebung und Bildung, indem er nunmehr in ſeiner ganzen bürgerlichen Praxis auf mehrere Arten von Menſchen und Körperkonſtitutionen vorbereitet und eingerichtet iſt, und daher weit ſicherer in allen praktiſchen Verhältniſſen ſich benehmen wird, als wenn er dieſe, an ſich etwas rohe, Schule hätte entbehren müſſen. — Es wird ihm ferner der Umſtand, daſs, wie erwähnt, die Armenpraxis leicht von der gründlichen Erforſchung der Urſachen der Krankheit abzieht, und gewiſſermaſsen zu einem ſymptomatiſchen Empiriſm Anlaſs gibt, dahin nützlich ſeyn, daſs er ſeinen Blick ſchärft und ſeine Gewandheit übt, auch ohne ſolche deutliche Kenntniſs des ganzen Uebels, richtig zu ſehen, und glücklich zu verfahren, welches um ſo mehr dem praktiſchen Arzte nöthig iſt, da auch im übrigen bürgerlichen Leben die Entdeckung der Grundlagen und Grundurſachen der Krankheiten oft ſchwer, ja unmöglich iſt, und es hier ebenfalls nur darauf ankömmt, das *gegenwärtige* Uebel zu kennen, den *jetzigen* Zuſtand zu verbeſſern, und gleichſam mit dieſen gegebenen Gröſsen die unbekannten zu finden.

den. Hierdurch lernt er auch die ſo nöthige Geduld und Beharrlichkeit, welche beide praktiſche Tugenden in der Civilpraxis, mancher Umſtände wegen, eben ſo erforderlich und eben ſo ſchwer, wo nicht noch ſchwerer, auszuüben ſind, als bey dem Armen. — Wenn der Arzt durch die Armenpraxis leicht verleitet wird, in Behandlung der Körperkonſtitutionen, in Verordnung der Arzneyen und Beſtimmung ihrer Gabe, etwas roh zu verfahren, ſo lernt er eben dadurch die Wirkungen der Mittel, und ihre Verhältniſſe zu den Körpern (Reagenzen) deſto vollſtändiger und in gröſserem Umfange kennen, und z. B. da, wo es heiſst: durus nodus, durus vindex, mit einer vernünftigen und in der Erfahrung gegründeten Dreiſtigkeit zu Werke gehen. — Und wenn dann endlich ſein Kredit bey der Armenpraxis, ohne ſeine Schuld, leicht hier und da einen Flecken bekommen kann, ſo bleibt doch ſo viel wahr, daſs in der Summe, die Beſchäftigung mit den Krankheiten des Armen, ihm auch mehr materiellen Nutzen als Schaden bringen, den formellen Nutzen nicht einmal gerechnet, welcher offenbar, nach allem Geſagten, ſehr groſs ſeyn kann. Zwar muſs ich es dem Gefühle und der Denkungsweiſe eines jeden überlaſſen, auf welche Art er die Rechnung einrichten will, wie ſich

ſeine, an die Geſundheit des Armen gewandten Bemühungen bezahlt machen, ob er mit *Boerhaave* ſagen will: die Armen bezahlten ihn am beſten, weil *Gott* für ſie bezahle; oder, ob er ganz uneigennützig ſeyn, und nur vor ſeinem innern Bewuſstſeyn das Gute in Anſchlag bringen will, was er durch ſeine Arbeiten geſtiftet: oder, ob er der Verſicherung des *Ruſh* trauen will, daſs die vornehmſten Aerzte, die er gekannt, zu der Praxis und dem Anſehen, das ſie erlangt hatten, durch die Beſorgung der Armen geſtiegen wären *). Wie aber auch dieſer Privatkalkül ausfallen mag, ſo bleibt ſo viel gewiſs, daſs die Wiſſenſchaft nicht anders als gewinnen kann, wenn man auch die ihr durch die Armenpraxis zuflieſsenden Vortheile, und die Art ihrer Erwerbung, gleichſam nur fabrikmäſsig betreiben und in Anſchlag bringen wollte. Denn auch die feinſte Kunſt (z.B. die Uhrmacherkunſt, mit welcher überhaupt die Arzneykunſt einige Aehnlichkeit hat, da in ihr ebenfalls Gebrechlichkeit und zuſammengeſetzte Reparation des Schadens der Trieb- und Räderwerke vorkömmt) hat ihre Zweige, wo nur das Rohe verfertiget, und der nachherigen Benutzung und Zuſammenſetzung des Künſtlers vorgearbeitet wird. Was ſoll man aber ſagen, wenn

*) *Mediz. Unterſuchungen*. S. 338. der Ueberſ.

wenn man hört, daſs Aerzte und Nichtärzte behaupten (zwar von den erſteren jetzt hoffentlich nur wenige, und von den letzteren nur die, welche ohne Verſtand urtheilen, oder ſich ihren Arzt aus der Zunft der Charlatane oder der alten Weiber gewählt haben), daſs die Wiſſenſchaft im Ganzen durch alle Zeiten hindurch ſich gleich, und nur zu gewiſſen Privatzwecken tauglich bleibe, daſs alle ſogenannte Verbeſſerungen derſelben ſo viele Moden ſeyen, die der für ſeinen Vortheil kluge Arzt freilich mitmachen müſſe, aber dabey ſeinen Verſtand und ſeine Thätigkeit nicht anzuſtrengen brauche, um ſelbſt dazu Beyträge zu liefern, weil doch am Ende nichts Reelles herauskomme, und man, ſo viel nöthig ſey, auf jede Art leicht fertig werde, man möge nun der Aderlaſs-, oder Schweiſs-, oder Purgier-, oder Excitirzunft zugethan ſeyn? — Man muſs ihnen antworten, daſs, obgleich die Aerzte, welche an eine Verbeſſerung der Wiſſenſchaft und an die Pflicht, dazu nach Vermögen beyzutragen, glauben, von der ſchwärmeriſchen Eitelkeit entfernt ſind, den jetzigen Zuſtand derſelben für den vollendeten, und ſich ſelbſt für die Inſtrumente der Vollendung zu halten, ſie dennoch überzeugt ſind, und das Zutrauen zu dem Gange der Vorſehung haben, es ſey nicht umſonſt ge-

 weſen,

wesen, daſs vom Altvater *Hippokrates* an ſo mancher von ihnen am Krankenbette den Gang des Pulſes behorcht, und ſorgſam die leiſeſten Bewegungen der Natur beobachtet, nicht einzig und allein um des Groſchens willen, ſondern um Beyträge in den groſsen Kodex der Natur einzuzeichnen, und zwar nicht, damit dieſer durch den Stifter irgend eines Syſtems geſchloſſen, ſondern damit er fortgeführt werde, und den unzähligen Künſteleyen, womit die Menſchen ſich immer mehr Leben und Geſunheit verderben, durch die fortſchreitende Kunſt wenigſtens etwas das Gleichgewicht gehalten werden könne. Muſs man aber zugeben, daſs Erfahrung in der Heilkunde die beſte Lehrmeiſterin, und die ſicherſte Gehülfin zu ihrer fortſchreitenden Verbeſſerung ſey, ſo iſt klar, daſs die am Krankenbette der ärmeren Volksklaſſe geſammelten Erfahrungen um ſo lehrreichere Beyträge liefern können, weil hier der Arzt die Natur, verhältniſsmäſsig, noch in ihrer gröſsten Einfachheit, und, ſo zu reden, in ihrer Originalität erblickt, daher oft da am beſten die Regel derſelben ſowohl, als ihre Abweichung erkennen kann. Wie ſehr wäre es alſo zu wünſchen, daſs die Sorgfalt, welche jetzt die Staaten, wenigſtens mehr als ſonſt, auf die Bildung praktiſcher Aerzte wenden, auch auf

das Feld der medizinischen Armenpflege ihr Auge richten, und die Aerzte, welchen sie die Besorgung der Armen, unter keinen ermunternden Bedingungen, zu übertragen pflegt, in den Stand setzen möge, sich mit mehr Musse und Eifer auf das Studium dieser Art von Krankheiten zu legen. Ich sage diess ohne Privatabsichten *), aber wahr ist es doch, man gibt medizinische Preisfragen auf, spendet Reisegelder zur Bildung junger Aerzte aus, und es wäre doch

*) Ich sage diess ausdrücklich, um Missverständnissen auszuweichen, denen man bey Vorschlägen der Art leicht ausgesetzt ist. Hatte man mich doch missverstanden, da ich in einem in den ersten Blättern des *braunschweigischen Magazins* des Jahrs 1796 erschienenen Aufsatze über Armenanstalten die Meinung äusserte, dass der Kostenaufwand von etwa ein paar hundert Thalern, welcher zur Ansetzung mehrerer Armenärzte der Stadt erforderlich seyn möchte, leicht wieder auf andere Weise, z. B. bey den dann verminderten Arzneykosten, ersetzt werden würde, und meinen Worten hier und da den Sinn untergeschoben, *ich* wolle als Armenarzt ein paar hundert Thaler haben, da man mir doch leicht so viel Klugheit hätte zutrauen können, dass ich eine Sache nicht begehren, und mir den Wunsch danach nicht merken lassen würde, wovon ich ganz sicher war, sie nie zu erreichen.

doch wohl die Frage: ob durch diefe an fich lobenswerthen, aber immer gleichfam nur theoretifchen Veranftaltungen, fo viel Gutes geftiftet wird, als durch das erleichterte und begünftigte praktifche Studium der Krankheiten des fogenannten grofsen Haufens geftiftet werden würde, wenn man nämlich nicht, wie jetzt gewöhnlich der Fall ift, den Armenarzt blofs hinftellt, um gleichfam dem Gefchrey der nach Hülfe feufzenden Armuth nur den Mund zu ftopfen, und durch einen Schein von thätiger wirkfamer Hülfe, den Mangel an wahrer menfchlicher Theilnahme zu bedecken, welche letztere fich der Reiche in Krankheiten durch fein Geld (für welches alles zu haben ift) vom Arzte, Wundarzte, Apotheker, Garkoch u. f. w. fehr wohl zu verfchaffen weifs. Denn es ift doch bey der jetzigen Lage der Dinge zu viel verlangt, dafs der Armenarzt den gröfsten Theil feiner Zeit feiner Pflicht und dem Staate aufopfern foll, da diefer ihn gewöhnlich fo fchlecht belohnt, dafs, wenn er fich ganz fo, wie es von einem rechtfchaffenen Manne erfordert wird, feinen Beruf widmen, und alfo die übrigen Hülfsquellen feines Fortkommens vernachläffigen wollte, er in den meiften Fällen felbft arm werden, und am Ende feinen Armen nur den Troft geben müfte: "wir find alle gleich!" Ich

behaupte aber, daſs, wenn man die Aerzte des gemeinen Mannes, namentlich Landphyſici und Armenärzte, beſſer in den Stand ſetzte, ihre Wirkſamkeit ungetheilter zu verbreiten, man beſſere Aufſchlüſſe über die endemiſchen und epidemiſchen Krankheiten, über die Urſachen und den Gang der Krankheiten überhaupt und über manche andere Dinge erhalten würde, welche zu wiſſen uns vorzüglich noth ſind. Wie alſo, wenn man dieſe vom Staate auf ſolche liberale Art angeſetzten Aerzte verpflichtete, von ihren Beobachtungen in dem ihnen angewieſenen Zirkel, eine jährliche öffentliche, wenn auch nur ſummariſche Anzeige der Welt mitzutheilen: würde dadurch nicht ein doppelter Endzweck erreicht, welcher bey der jetzigen gleichſam krüppelhaften Einrichtung meiſt verfehlt wird, Vorſorge für die Geſundheit und das Leben der gröſseren Menge der Staatsbürger, und Beförderung der Wiſſenſchaft ſelbſt? *) — Jedoch

*) Schweden hat unter allen Staaten den Ruhm, in dieſen Hinſichten viel, in der Anlage wenigſtens, ſehr viel gethan zu haben. Seit 1775 erſtreckt ſich eine Krankenverſorgungsanſtalt über das ganze Königreich, die von 40 Provinzialärzten verwaltet wird, deren jeder 600 Rthlr. Gehalt bekommt, und mehrere Aerzte zu Gehülfen hat (*Pyl's* neues Magazin für gerichtl. Arzneykunde und medizin. Polizey. B. 1.

Jedoch, es ist eine undankbare Arbeit, von Dingen zu reden, die jeder begreifen kann, die aber nicht jeder ins Werk richten kann, und deren Mängel und Vortheile diejenigen, von denen die Realisirung derselben abhängt, am wenigsten einzusehen, oder wohl richtiger, am wenigsten lebhaft und tief zu fühlen scheinen, weil bey einer recht lebendigen Empfindung davon unmöglich eine entsprechende Reaktion ausbleiben könnte. So aber geschieht für die Hülfe des grofsen Haufens in gesunden und kranken Tagen wenig, und für die Wissenschaft, die davon reiche Zinsen ziehen könnte, noch weniger, oder gar nichts. Doch mufs man auch gestehen, dafs dennoch selbst bey diesen ungünstigen Umständen, etwas mehr, hauptsächlich für letztere gethan werden könnte, wenn nur die Aerzte wollten, von denen ein grofser Theil es sicher sehr übel nehmen würde, wenn man ihnen mit *Beddoes* *) einprägen wollte: "dafs es ein Unterscheidungszeichen gebe, nach welchem wir eben so sicher den Werth eines Arztes beurtheilen können, wie wir einen Baum an seinen Früchten erkennen. Gelangt jemand als Arzt zu grofsem Ruf, ohne auf eine merkliche Weise zur Vervollkommnung der Heilkunde beygetragen zu haben, vollführte

*) *Brown's Biographie* u. s. w. Kopenh. 1797. S. 66.

führte oder beförderte er kein hierauf abzweckendes Unternehmen: dann dürfen wir ihn ſicher als einen durch Ränke emporgeſchwungenen Mann von kleiner Seele, oder als ein verzogenes Kind des Zufalls anſehen. In einem Zeitalter, wo alles frey vor die Augen der Welt gebracht wird, kann man auf Männer, die jedermanns Beobachtung ſo bloſs ſtehen, ſicher jene ſcholaſtiſche Maxime anwenden: *das, was ſich durch nichts zu erkennen gibt, wird als nicht exiſtirend angeſehen.*" — Um nicht ungerecht zu ſeyn, muſs man auch bemerken, daſs in neueren Zeiten die meiſten Staaten, auf ihren Akademieen wenigſtens, dafür geſorgt haben, daſs der aus der Beobachtung der Krankheiten des Armen zu ziehende Schatz von Erfahrungen, für die Bildung der Aerzte nicht verloren gehe, durch die kliniſchen Krankenbeſuchanſtalten nämlich, welche, beſonders unter der Aufſicht erfahrner und einſichtsvoller Männer, viel und gewiſs mehr zu dieſem Endzwecke leiſten, als ſelbſt die Hoſpitalanſtalten. Es wird hier der Ort ſeyn, dieſen Punkt mit wenigem zu berühren. Nicht zu rechnen, daſs bey den kliniſchen Anſtalten, wo der Kranke in ſeiner Wohnung mediziniſche Verſorgung genieſst, ſo weit die bisherigen bekannt gewordenen Erfahrungen gehen, das Mortalitäts-Verhält-

hältnifs, das Genefungs- und das Koftenverhältnifs, den ähnlichen Verhältniffen in Hofpitälern die Waage halten, wo nicht daffelbe aufwiegen *), wohlbemerkt, wenn diefe Anftalten nach dem mufterhaften Fufse eingerichtet und verwaltet werden, wie in *Hamburg;* nicht zu rechnen, dafs dem kranken Armen bey feiner Familie und bey feiner häuslichen Gewöhnung am meiften wohl zu feyn pflegt, dafs er da oft noch manche Arbeit, wenigftens theilweife, fortfetzen kann, und dergleichen Gründe mehr, (fiehe die eben angeführten Schriften), fo findet die Bildung des Arztes bey jenen Anftalten, von gewiffen Seiten wenigftens, unftreitig ihre Rechnung beffer, welches ich, wofern man meine oben angeführten Bemerkungen nicht für richtig genug erkennen wollte, nicht anfchaulicher, als mit *Hufelands* Worten, darftellen kann, welche gewifs jeder gerne noch einmal lefen wird. — Diefer Schriftfteller fagt: "Die Beftimmung und der Zweck jeder akademifchen Anftalt ift dreyfach: Hülfe des armen Kranken, Vervollkommnung der Heilkunft durch genauere Beobachtungen und unter Auffícht angeftellte Verfuche

*) Argumente und Erfahrungen über Krankenbefuchanftalten für Arme, von *J. A. Günther.* Hamb. 1791. 4. S. 13. — Sechste Nachricht von der hamb. Armenanftalt. S. 56.

Verſuche, und Bildung junger Aerzte zum praktiſchen Heilgeſchäfte. Die erſten beiden Zwecke werden leichter in wohleingerichteten Hoſpitälern, der letzte aber in kliniſchen Anſtalten beſſer erreicht, weil der angehende Arzt durch das Beſuchen einzelner Kranken in ihren Wohnungen mehr ſelbſtändig handeln, ſein Judicium beſſer anſtrengen muſs, auch mehr Intereſſe und Theilnahme an dem einzeln leidenden Individuo nimmt, kurz, ſich dadurch zu ſeinem eigentlichen künftigen Beruf beſſer vorbereitet. Er lernt hier weit ſicherer als in Hoſpitälern, wo überall etwas deſpotiſch und militäriſch zu Werke gegangen wird, die Eigenheiten und Launen, Vorurtheile und Widerſprüche der Kranken und ihrer Anverwandten kennen, denſelben ſchricklich begegnen, ſeine Geduld üben. — Eigenſchaften, welche er ſich ſchlechterdings erwerben muſs, wenn er anders ein beliebter praktiſcher Arzt werden will. Er lernt ferner in dieſen Anſtalten nicht bloſs Krankheiten, ſondern auch Kränklichkeiten kennen, und ihnen begegnen" u. ſ. w. *). Nimmt man nun hierzu, was ich oben etwas ſpezieller über

*) Nachrichten von der med. chir. Krankenanſtalt zu *Jena*, nebſt einer Vergleichung der kliniſchen und Hoſpitalanſtalten überhaupt (Journal der prakt. Heilkunde, B. 4. St. 3.)

über die Punkte gesagt habe, welche bey den Armenanstalten, als eine Schule für Aerzte u. s. w. in Betracht gezogen werden müssen, so wird man eine ziemlich vollständige Uebersicht der Vortheile haben, welche sich der Arzt von der Armenpraxis versprechen kann, wenn er sich derselben mit Lust und Beharrlichkeit unterziehen will. Denn sonst ist gerade nichts, so wenig für ihn als für die Wissenschaft, gewonnen, ja mehr verloren als gewonnen, weil aus einem Chaos von rhapsodisch gesammelten unvollständigen falschen, oder nur halbwahren Beobachtungen, und darauf gebaueten Schlüssen, sicher mehr Unordnungen und Schaden, als Ordnung und Vortheil in den Kopf des Beobachtenden sowohl, als in die Wissenschaft fliesst, welche letztere dabey, wie leider die Erfahrung lehrt, gleichsam mehr dickleibig und an ihren Körpern rachitisch überfüllt, als an ihren Gliedern, den Instrumenten ihrer Wirksamkeit, gewandt und nervigt wird. Auch wird unter diesen Bedingungen, und überhaupt, wie auch *Hufeland* ausdrücklich bemerkt, der Wissenschaft in Hospitälern weit besser gedient, wo man alles genauer unter Augen hat, und aus sicheren Prämissen mehr sichere Resultate ziehen kann, als in der Armenpraxis, wo die Beobachtung der Krankheit weit schwieriger

ist,

ist, wenn man vor Täuschung und Betrug sicher seyn will. Was aber für den Arzt in den meisten Fällen besonders angenehm ist, und was die Armenpraxis mit der Hospitalpraxis gewöhnlich gemein hat, ist die Freyheit von collegialischer Aufsicht und collegialischen Hindernissen. Man kann, ohne unverträglich oder unempfänglich gegen wissenschaftliche Mittheilung und Belehrung zu seyn, dieses Alleinseyn nicht anders als zum Vortheil anrechnen, theils weil bey den leidigen Verhältnissen und Gemüthsstimmungen, so wie sie nun einmal in der Welt unter den Menschen Statt haben, aus den gleichzeitigen Konsultationen und Handeln mehrerer Kollegen, am Krankenbette gewöhnlich wenig herauszukommen pflegt (eine Meinung, die zwar wider Erwarten die Erfahrung zu bestätigen scheint, wir aber lieber nicht weiter berühren wollen), theils weil der Arzt, wenn er sich und seinem Denken und Handeln allein überlassen ist, selbstständiger und zuversichtlicher handeln lernt, welche Handlungsweise zwar das System des Zauderns und der Vorsicht keinesweges ausschliefst, aber doch dem Arzte, so wie dem Feldherrn geläufig seyn muss, wenn er nicht durch Versäumniss und Vernachlässigung günstiger Gelegenheiten, dem Feinde oft gewonnenes Spiel geben will.

 Noch

Noch ist ein Umstand zu berühren übrig, dessen Betrachtung die aus der Armenpraxis zu ziehenden Vortheile, für die Wissenschaft und für den Arzt zu schmälern, und besonders die Hospitalpraxis, im Gegensatz mit jener, zu begünstigen scheint; — das in Gefahr gesetzte, und zum Theil wirklich aufgeopferte Leben des Arztes und Wundarztes durch Ansteckung *) — Erwägt man aber dagegen die Beyspiele grosser Sterblichkeit der Aerzte in Hospitälern, namentlich das Beyspiel im allgemeinen Krankenhause zu *Wien*, wo in 6 Jahren 24 Aerzte auf diese Art ein Raub des Todes geworden sind, und bedenkt man dabey auch die Gründe, warum die Hospitalluft und Hospitalansteckung oft eben so bösartig und gefährlich ist, und den Umständen nach seyn muss, als in den einzelnen Wohnungen der Armen, so wird man sich nicht berechtigt fühlen, auf diesen Unterschied ein grosses Gewicht zu legen. Zudem geben ja auch guter Muth und eine vernünftige Vorsicht Mittel an die Hand, sich so viel möglich vor der Ansteckung zu schützen, welche, wie leider die Erfahrung lehrt, ohne diese Verwahrungsmittel, den Arzt unter jeden Umständen befallen kann.

*) Vergl. *Hensler über Krankenanstalten.* Hamburg 1785. -- *Günther* a. a. O. S. 14.

IV.

Von den Krankenbeſuchen.

Der Armenarzt muſs ſeine Kranken beſonders fleiſsig beſuchen. — Dieſs iſt hier für das Beſte des Kranken, der Wiſſenſchaft und des Arztes ſelbſt, hauptſächlich nothwendig, ſo ſehr auch in vielen Beyſpielen, die Gewohnheit den Gegenſatz zu rechtfertigen ſcheint. Ich ſage, der Arzt muſs die Kranken beſuchen, nicht bloſs ſich über ihren Zuſtand, zum Theil von unverſtändigen Boten, Kindern u. d. gl. berichten laſſen, weil dadurch in den meiſten Fällen nur Verwirrung in die Angelegenheiten des Kranken und der Wiſſenſchaft gebracht wird. Gerade weil hier die Schwierigkeiten der Beobachtung der Krankheiten und der Wirkung der Arzneymittel ſo groſs ſind, muſs es dem Arzte nicht auf Mühe und Krankenbeſuche ankommen, geſetzt auch, daſs dadurch dem Kranken an ſeiner Geſundheit, und ihm ſelbſt an Ruf und Vortheil, wegen anderweitiger ungünſtiger Umſtände oft keinesweges geholfen würde: und

es muſs, wenn er einmal für die Wiſſenſchaft arbeiten will, ihn dieſe doppelte Täuſchung, dieſer doppelte Undank gleichſam nicht abhalten, das Erz, um ſo zu reden, einer immer wiederhohlten Läuterung zu unterwerfen, damit das probehaltige Metall von den Schlacken geſchieden werde. Alles dieſes iſt freilich leichter geſagt als gethan. Wenn es ſich daher zuträgt (wie dieſes bey der gewöhnlichen ſchlechten Begünſtigung der Armenärzte, die ſich unmöglich dieſen ihrem Berufe allein widmen können, oft geſchehen muſs), daſs der Arzt den Kranken nicht gleich ſehen und beſuchen kann, ſo muſs er ſich freilich durch mündliches Ausfragen eines Dritten ſo gut zu helfen ſuchen, als er kann, ſelbſt wenn der Fall verwickelt und ſchwierig ſeyn ſollte. Es würde aber dann thöricht von ihm gehandelt ſeyn, die Krankheit bis auf die kleinſten Nüancen von dem Boten herausbaben zu wollen (ein Bemühen, was in den meiſten Fällen ſo vergeblich als verwirrend zu ſeyn pflegt): ſondern er muſs nur durch einige Kardinalfragen die allgemeine Natur, Gröſse und Periode des Uebels aufs Reine zu bringen ſuchen. Hierbey leiten ihn, neben einer gehörigen Gewandtheit im Krankenexamen, welches beſonders auf die verſchiedenen Stände und Menſchen berechnet ſeyn

muſs,

mufs, vorzüglich die epidemifche Konftitution und die Erkundigung nach dem Zuftande und der Integrität der Hauptfunktionen: z. B. er fucht auszuforfchen, ob die Eingeweide des Unterleibes, der Bruft, des Kopfes auf eine gefährliche Art angegriffen find, ob der Kranke z. B. einen trockenen Huften mit Stichen in der Bruft, kurzen Athem, ob er heftige und anhaltende Leibfchmerzen mit Verftopfung und Erbrechen u. f. w. habe. Ift er dann fo glücklich, die wahre Natur des Uebels gleichfam durch diefe Treffragen auszumitteln, fo mufs er fich begnügen, das allgemeine Verfahren anzuordnen, und vorerft die dringendften Indicationen zu befriedigen.

Es trifft zwar oft zu, dafs der Arzt vielleicht fehr dringend aufgefordert wird, einen Kranken zu befuchen, der nur fehr leicht befallen ift, und auf den blofsen Bericht hätte geheilt werden können; aber es kann auch oft feyn, dafs man die merkliche Gefahr nicht ahnet, und dem Arzte blofs ein Recept für irgend eine angegebene Kleinigkeit abfordert, wo doch feine Gegenwart fehr nöthig gewefen wäre. Daher bleibt die Regel, fo viel irgend möglich, jeden Kranken wenigftens einmal zu fehen, um wenigftens über die allgemeine Natur des Uebels ficher zu feyn.

Aber der Armenarzt muſs ſeine Kranken auch nicht zu fleiſsig und zu oft beſuchen. Dieſs ſcheint zwar thöricht zu ſeyn, und der vorhin angegebenen Vorſchrift zu widerſprechen, aber es ſcheint nur ſo. Denn man muſs immer bedenken, mit was für Menſchen man es hier zu thun hat, die nämlich, wenn man ſich nicht immer etwas von ihnen entfernt, und bey ihnen in Anſehn zu erhalten weiſs, nur gar zu leicht auf Prätenſionen und unbillige Forderungen verfallen, deren Erfüllung ſie nachher mit groſser Strenge und böſer Zunge verlangen, obgleich der Arzt, der, wie geſagt, durch zu viel gleichſam zuvorkommende Aufmerkſamkeit ſeine Leute erſt verwöhnt hat, nicht im Stande iſt, immer ſo dienſtfertig zu ſeyn. Ueberhaupt gilt im Umgange mit dem Armen die Regel, in keinem Stücke zu viel zu thun, weil immer eine gewiſſe mittlere Haltung dazu gehört, um gut durchzukommen. So muſs hier der Arzt freilich ſanftmüthig, dienſtfertig, ſchonend, mitleidig u. ſ. w. ſeyn, aber alles dieſs dennoch mit einem gewiſſen Rückhalte, weil, ſobald ſchwache Seiten an ihm entdeckt werden, man dieſe gewöhnlich nur zu gut zu nutzen und zu miſsbrauchen weiſs, um ihn auf mancherley Art zu hintergehen, ihm das Leben recht ſauer zu machen. In dieſer angegebe-

gebenen Rückſicht kann alſo das fleiſsige Krankenbeſuchen des Armenarztes, und das nicht zu fleiſsige Beſuchen derſelben gar wohl zuſammen beſtehen. Ich habe damit nur ſagen wollen, daſs der Arzt, aus wahrer Güte oder auch aus andern Nebenabſichten (z. B. um empfohlen zu werden: — ſiehe oben: —), ſich nicht verleiten laſſen ſoll, hier den bon valet ſpielen zu wollen, wodurch er ſich am Ende doch ſelbſt eine Ruthe bindet, und ſeinem Kranken wenig oder nichts nützt, im Gegentheil oft ſchadet. Und dieſs zwar auf folgende Weiſe: Beſucht der Arzt ſeinen Kranken zu viel, d. h. auf die angegebene Art, öfter, als es die Umſtände gerade nöthig machen, ſo wird dem letzteren, beſonders in chroniſchen Krankheiten, die Zeit beym Gebrauche der vorgeſchriebenen Heilmittel weit eher lang, als wenn jener ihm nicht ſo oft vor Augen kömmt. Er wird aus der öfteren Erſcheinung des Arztes auch wohl unrichtigerweiſe auf die Gröſse ſeines Uebels ſchlieſsen, und wenn ihm ſeiner Meinung nach in ſeinem Wunſche dann nicht bald Hülfe geſchafft wird, um ſo eher miſsmüthig und ſelbſt miſstrauiſch gegen den Arzt und ſeine Kunſt werden, da, alles angewandten Fleiſses und aller Mühe ungeachtet, es doch mit der Kur nicht fortwolle, und jener bey

ſeinen öftern Beſuchen doch nichts ausrichten könne. Der Arzt wird alſo, je öfter er kömmt, häufig deſto ſaurere Geſichter vorlieb nehmen und Klagetöne der Ungeduld anhören müſſen, die ihn am Ende wohl ſelbſt ungeduldig machen und verleiten können, den Kranken, den er vorhin häufig, und in Verhältniſs ſeines Uebels zu viel beſuchte, zu wenig zu beſuchen und vielmehr zu vernachläſſigen. Man bedenke doch, wie ſehr der Arzt überhaupt, und unter allen Ständen, mit dem Vorurtheil zu kämpfen hat, daſs die Arzneyen gleich helfen, oder, wie man es nennt, anſchlagen ſollen, und nun denke man ſich die rohen und ungebildeten Menſchen, mit denen man gewöhnlich in der Armenpraxis zu thun hat, und man wird finden, daſs die Nützlichkeit meiner hier aufgeſtellten Einſchränkung der Krankenbeſuche gegründet ſey. Ich muſs noch hinzuſetzen, daſs man durch zu groſse Dienſtfertigkeit im Krankenbeſuchen, Gebrechen ohne Zahl, und zugleich ſich eine Arbeit ohne Ende wirklich *macht*, weil es unter den Armen eben ſo gut, wie unter den feineren und feinſten Ständen, Leute gibt, die immer krank und beklagt ſeyn, und immer Arzneyen gebrauchen wollen, verzärtelte, empfindſame, nervenſchwache u. ſ. w., welche dann, bey jeder neuen Erſcheinung des Arztes,

auch immer neue Uebel haben, und da er einmal da ist, mit ihm über ihre wichtigen Gebrechen ausführlich Rathschlag halten wollen. Ich will diese Skizze aus dem gemeinen Leben des praktischen Arztes nicht weiter ausmahlen, und nur hierbey noch bemerken, dafs, was wir eben abgehandelt haben, einen Beweis abgibt, dafs in der Medizin sich alles nach Verhältnissen, nach lokalen und speziellen Umständen richte, und dafs man darin mit allgemeinen Sätzen und Verfahren, ohne gleichsam das besondere *terrain* zu kennen, nicht durchkomme. Eben weil es ein Paradoxon ist, dafs man im Krankenbesuchen des Guten auch zu viel thun könne, habe ich diefs hier, in Bezug auf die Armenpraxis, etwas weitläuftiger und dabey auf Erfahrung gestützt, erörtern müssen. Es versteht sich übrigens von selbst, dafs dadurch keinem Extrem, auf welcher Seite es auch sey, das Wort geredet wird. Es wird z. B. dem Armenarzte Ehre machen, wenn er in gefährlichen hitzigen Krankheiten, wo alles auf die rechten Zeitpunkte der Anwendung passender Mittel ankömmt, seinen Kranken mehrmals im Tage besucht, aber es würde auf die angegebene Art thöricht oder auch schädlich seyn, wenn er z. B. beym Staar oder ähnlichen Uebeln, die nur durch ausharrende Geduld in Anwendung

dung der Mittel gebeſſert werden können, eine ähnliche Eilfertigkeit beweiſen wollte, es mag nun dieſs aus wahrhaft guter Abſicht, oder darum geſchehen, um von den Leuten auf den Gaſſen geſehen zu werden.

Die Tageszeit, zu welcher der Armenarzt ſeinen Kranken beſucht, iſt ebenfalls keineswegeſ gleichgültig. Abgerechnet, daſs, wo möglich, der Kranke am Morgen beſucht werden muſs, als der zum Unterſuchen des Pulſes und der ganzen Krankheit ſelbſt bequemſten Zeit (wenn nicht in gewiſſen Fällen die Natur der Krankheit auch einen Abendbeſuch und die Unterſuchung des Pulſes u. ſ. w. zu der Zeit erfordert), ſo rathe ich noch beſonders, darauf zu ſehen, daſs man nicht zur Eſſenszeit zum Kranken komme. Dieſs pflegt die Art Kranken, von denen hier die Rede iſt, vorzüglich in eine Art von Verlegenheit zu ſetzen, ſchon wegen einer gewiſſen ſtolzen Schaam über die Geringfügigkeit des ganzen Tiſchapparates und die nicht ſplendide Tafel, von welcher der Arzt Zeuge wird. Durch die unvermuthete Erſcheinung deſſelben zur Eſſens- oder Kaffeezeit, Gelegenheiten, woran die Kranken ſo oft wider Verordnung und auf eine verkehrte Art Antheil nehmen, werden dieſe gewöhnlich

lich in eine Art Gemüthserſchütterung von Schreck und Schaam geſetzt, ſo daſs gleich der ruhige, oder vielmehr der jetzige Körperzuſtand, und mit ihm die wahre Gelegenheit zur ungeſtörten Unterſuchung des Zuſtandes der Krankheit, verſchwunden iſt. Der Puls ſchlägt dann, wie ich ſo vielfältig bemerkt habe, gleich ſchneller, gereizter und unordentlicher, wenn man z. B. den Kranken mit einer Taſſe Kaffee mit Zwieback, oder auch wohl weit ſchädlicherem Buttergebackenen in der Hand antrifft, die Reſpiration wird verändert, die Kranken ſelbſt keuchen aus Abſicht mehr, und thun meiſt deſto kläglicher, damit der Arzt dem Anſcheine des Wohlgemuths, den er von dem verzehrten Kaffee u. ſ. w. hernehmen könnte, keinen Glauben beymeſſen, und die ganze Krankheit ja noch eben ſo wichtig nehmen möge, als ſonſt. Es iſt äuſserſt unangenehm, dann ſich entſchlieſsen und verordnen zu ſollen, zumal da oft wirklich der Zuſtand, den man nun jetzt nicht mehr rein unterſcheiden kann, dennoch gefährlich iſt, und die Kranken den ihnen aufgedrungenen Kaffee zum Beyſpiel oft mehr aus Zwang und Gefälligkeit gegen die Angehörigen nehmen, welche durchaus ihren Verwandten nicht Hungers und Durſtes ſterben laſſen wollen (welche Maſsregel ſie oft bey dem

Arzte

Arzte befürchten). Man läuft Gefahr, entweder den Zuſtand des Kranken für zu ängſtlich zu nehmen, und unnöthige, auch wohl ſchädliche Verordnungen zu machen, oder, durch Erfahrung belehrt, in ſeinem Urtheile hart zu werden, und weniger zu thun als nöthig iſt. — Beyſpiele mögen das Geſagte erläutern. — Ich kam einſt zu einer armen Frau, die bey ihren fieberhaften und wahrſcheinlich hektiſchen Beſchwerden noch immer umher gegangen war. Ihre Tochter benachrichtigte ſie, als ich die etwas unbequeme Treppe hinauf ſtieg, von meiner Ankunft. Ich ging, weil ich etwas Heimliches vermuthete, ſchnell zu, und fand die Kranke eben im Begriff, von dem gedeckten Tiſch, an welchem ſie nebſt ihrem Manne bey einer Schüſſel mit gelben Rüben und andern Speiſen ſaſs, nach dem Bette an der andern Ecke des Gemaches hinzueilen, und ſich hinauf zu werfen. Da ich ihr aber zu ſchnell auf den Hals kam, muſste ſie es bey dem Verſuche, ſich völlig hinzulegen, bewenden laſſen, und hatte nur ſo viel Zeit, ſich auf das Bette zu ſetzen. Durch dieſs vereitelte und von mir entdeckte Manöver kam ſie aber ſo in Verlegenheit, daſs der Puls ungewöhnlich unregelmäſsig und zitternd ſchlug. Wer kann bey ſolchen Umſtänden etwas genaues von der Krankheit lernen?

lernen? Und wie fein war die Intrigue, dafs ich die Kranke nur fchlecht und im Bette finden follte? — Zu einer andern Frau, die an einer falfchen Peripneumonie krank lag, kam ich gerade ins Zimmer, als fie aufrecht im Bette fitzend eben eine Taffe Kaffee mit Gebackenem (welches alles ich doch ausdrücklich unterfagt hatte), verzehren wollte. Sie und ihre Verwandte fiengen gleich an beftützt Entfchuldigungen zu machen. Ich liefs mich aber durch diefen Anfchein von Erträglichkeit der Krankheit, und felbft durch die nunmehr unordentliche Ausfage der Kranken von ihrem Zuftande, verleiten, ihr kein veficator. auf die Bruft zu legen, und überhaupt die Anwendung der für eine innere Entzündung paffenden Mittel zum Theil zu unterlaffen. Nach einigen Tagen ftarb die Frau an einer wahren heimlichen Lungenentzündung. Ich will nicht fagen, dafs fie hätte können erhalten werden, da ohnehin erft den 6ten Tag der Krankheit Hülfe gefucht worden war. Aber ich machte meinem praktifchen Gewiffen (vielleicht hier etwas unbillig) dennoch bittere Vorwürfe über diefe Täufchung, und ich wiederhohle es daher, dafs wofern es nicht gerade die Abficht des Arztes ift, fich eine ähnliche Belehrung zu verfchaffen, als ich hier

in

in Beyſpielen angegeben habe, und wofern er es einrichten kann, er wohl thut, die Zeit ſeines Krankenbeſuches ſo zu wählen, daſs ſie nicht mit den häuslichen Unruhen der Mahlzeiten u. ſ. w. zuſammentrifft, ſondern ſo, daſs er auf die meiſte Ruhe und Unbefangenheit ſeiner Kranken rechnen kann.

Vom Krankenexamen.

Allgemeine Betrachtungen.

Von den Urſachen der Krankheit (auf welche doch immer die erſte Unterſuchung gerichtet ſeyn muſs), z. B. von Fehlern der Diät, Verkältungen u. d. gl., wiſſen die Leute, für welche hier das Examen hauptſächlich berechnet iſt, gewöhnlich nichts anzugeben, weil ſie zu wenig auf ſich ſelbſt und ihren Körper Acht haben. Auch wollen ſie zuweilen die Urſachen nicht angeben, wenn ihnen dieſe keine Ehre machen, z. B. eben Ausſchweifungen im Eſſen und Trinken, Verfütterung ihrer Kinder. Man kann Kranke mehrmals fragen (beſonders wenn man ſie ſo fragt, als ob man die bejahende Antwort vorausſetzte), ob etwas dergleichen vorhergegangen ſey, ob z. B. das offenbar verfütterte Kind viel Mehlichtes, viele Kartoffeln u. ſ. w. gegeſſen habe, und man bekömmt oft ſicher keine befriedigende Erklärung, ja erfährt wohl einen gewiſſen empfindlichen Widerſpruch gegen die zugemuthete Kartoffelndiät des dickbauchichen Kindes, indem es für einen Schimpf

Bayerische Staatsbibliothek München

gehalten wird, zu gestehen, dafs man demselben in der That nicht viel anderes als Kartoffeln und harte Kost, und nicht auch bessere weiche Speise habe geben können. — Oft bleiben also die Ursachen und fortdauernden Gelegenheiten der Krankheiten, und man erfährt sie nicht einmal! Diefs trifft auch bey andern Ursachen, als den ansteckenden Krankheitsstoffen, zu, obgleich hier Verheimlichung durch falsche und wahre Begriffe von Schaam und Ehre am häufigsten sich finden.

In Absicht des Sitzes der Krankheit kann man sich oft eben so wenig auf die Aussage der Kranken selbst verlassen. Sie unterscheiden z. B. oft gar nicht zwischen Brust und Unterleib, und man wird daher eben sowohl von einem solchen Kranken, dessen Brust von Lungenentzündung angegriffen ist, auf die Frage, welcher Theil des Körpers leide, den Unterleib und den Magen, als umgekehrt, bey Affekten des Unterleibes, die Brust als Ort und Sitz des Uebels angegeben finden. Man mufs sich also genau die Stelle zeigen lassen, wo Schmerz und die verschiedenen Krankheitsgefühle ihren Sitz haben sollen, und dadurch allein wird man in den Stand gesetzt werden, oft lächerliche oder auch grobe Fehler

Bayerische Staatsbibliothek München

ler zu vermeiden, welche man auf die bloſse Ausſage der Kranken ſich leicht zu Schulden kommen laſſen kann. — Ueberhaupt iſt das Krankenexamen, worüber *Vogel* ein im allgemeinen treffliches Werk geſchrieben *), bey dieſen Leuten manchen Eigenheiten und Schwierigkeiten unterworfen. Ich will nur noch auf einige derſelben, die am meiſten vorkommen, aufmerkſam machen. Wenn z. B. die Frage, ob der Leib offen ſey, mit ja beantwortet wird, ſo kann man nicht ſicher ſeyn, ob nicht der Kranke einen wahren Durchfall habe, und 6-10 mal täglich laxire. Oder er nimmt die Frage wegen der Leibesöffnung halb übel, da er in ſeinem betrübten Zuſtande leider nicht viel genieſse, und alſo auch keinen Stuhlgang haben könne. (Daſs vielleicht vor der Krankheit auf die ganze Zeit derſelben mitgegeſſen, und alſo hinlänglicher Ausleerungsſtoff da ſey, wird oft weder bedacht noch begriffen). — Läſst man ſich die Zunge zeigen (ein Gegenſtand der Semiotik, mit welchem, neben dem Gebrauche, leider auch viel Miſsbrauch getrieben wird), ſo bekommt man dieſe oft ganz rein zu ſehen, weil ſie kurz vorher gereinigt und mit allem

 Fleiſse

*) *Das Kranken-Examen von S. G. Vogel.* Stendal 1796.

Fleifse geputzt ift, wahrfcheinlich in der dunkeln Idee, dafs fo wie der Schmutz und Schleim auf der Zunge abgenommen wird, er auch im innern Körper fich ablöfen folle. Weifs oder erfährt man diefs nun nicht, fo kann man, befonders wenn man überhaupt der Zunge vielen Einflufs auf das Recept einräumt, leicht gegen Syftem und Gewiffen handeln. Ueberhaupt treffen bey keiner Klaffe von Menfchen in Abficht der Ausfage des Krankheitszuftandes gemeiniglich fo viele Fehler gegen die gefunde Logik zufammen, als bey diefer. Dergleichen find vorzüglich die Verwechfelung von Urfache und Wirkung, das Einfchieben einer Urfache, die doch nicht die Urfache ift (fubreptio caufae, tanquam non caufae) und der Schlufs von der Gleichfeitigkeit gewiffer Dinge auf die Kaufalität derfelben (cum hoc, ergo propter hoc). Es hat z. B. der Kranke den Krankheitsftoff und auch den Eindruck davon fchon länger im Körper getragen, bey Gelegenheit ärgert er fich, und fchiebt nun gegen den Arzt die ganze Schuld feines Uebels auf den Aerger, da diefer, oder eigentlicher, die heftigen übeln Wirkungen deffelben auf den Körper, doch vielmehr fchon Folge feiner krankhaften Anlage und der durch den urfprünglichen Krankheitsftoff afficirten Reizbarkeit war. Oder, das Kind ift krank,

alfo

alſo iſt ihm von böſen Leuten etwas angethan (eine ſehr gewöhnliche Meinung!), wenn gleich daſſelbe offenbar ſich den Magen überladen, oder ſich erkältet hat. Und dann endlich: als der Kranke die vom Arzte verordneten Pulver zu brauchen anfing, ward er ſchlimmer, alſo ward er es durch das Pulver. (Ich wähle hier mit Fleiſs einige täglich vorkommende Beyſpiele aus dem gemeinen Leben, und hier beſonders das Beyſpiel vom Pulver, weil dieſe Arzneyform gemeiniglich die unangenehmſte, und der meiſten Widerrede und auch Nachrede ausgeſetzt zu ſeyn pflegt). Dazu kömmt nun, daſs nach der allgemeinen Erfahrung, die wir Aerzte leider machen, ein jeder Menſch ein Stück vom Arzte zu ſeyn pflegt, und ſich und andere oft beſſer mediziniſch zu kennen und zu rathen meint, als der Arzt ſelbſt. Beſonders curſirt aber unter der Klaſſe von Menſchen, von der ich rede, eine ſo eigene Pathologie, nach welcher ſie oft mehr, als man verlangt, die Natur und Beſchaffenheit ihres Uebels völlig entziffern wollen, daſs man oft Mühe hat, ſich beym Befragen des Kranken aus dem Chaos von groben pathologiſchen Vorſtellungen und unverſtändlichem Ausdrucke derſelben herauszufinden. Beym krampfigten Aſthma z. B. ſind meiſt die kleinen Luftadern verſtopft oder

verſchleimt (und ſollen alſo durch Abführungen wieder geöffnet werden); Blähungen und Winde ſind oft ſo mächtig im Körper, daſs der Hals davon dick auffchwillt. Bey Verſtopfung und verhärtetem Stuhlgange iſt dieſer von der Hitze verbrennt, und oft daher ganz ſchwarz: die Zunge und der Mund verbrennen ebenfalls, woher ihre Trockenheit und Ausſchläge entſtehen. Zuweilen laufen lebendige Thiere im Körper herum. — Doch dieſs geht alle noch an. Ich würde aber nicht fertig werden, wenn ich alle die Rollen genauer angeben wollte, welche, nach dieſer Pathologie des gemeinſten Lebens, Krämpfe und Schärfen im Körper ſpielen ſollen. Dieſe beiden Worte (denn Begriffe ſind es bey ihnen, ſo wie bey manchem andern, nicht), ſind dieſen Leuten ſo geläufig, daſs ſie damit faſt allen ihren Uebeln auf den Grund zu kommen glauben, und der Arzt ſie ihrer Einſicht nach nicht deutlicher, gründlicher und beruhigender über ihren Krankheitszuſtand belehren kann, als wenn er eins von beiden zur Erklärung deſſelben vorſchiebt. Man ſieht beyläufig, daſs durch dieſe beiden Ausdrücke, Schärfen und Krämpfe, hier ſelbſt die ganze wiſſenſchaftliche Pathologie erſchöpft iſt, eine Humoralpathologie nämlich, wie ſie ſelbſt *Sylvius* oft nicht gröber hätte erfinden können,

und

und eine Nervenpathologie (von Seiten des Krampfes und der Krämpfe), die selbst dem *Brown* Ehre machen würde, indem hier, eben wie in seinem System, z. B. Kolikschmerzen, von sehr groben materiellen Ursachen, z. B. Kartoffeln, schlechtweg Krämpfe genannt, und dagegen Magen- und krampfstillende Tropfen erbeten werden. — Doch es sey genug, da man hier doch nicht zu Ende kömmt, und sich nur mit der Andeutung dessen begnügen muss, was die Erfahrung am besten lehrt. Nur das eine muss ich hinzusetzen, dass man als Arzt sehr thöricht handeln würde, so wie allerorten, so bey diesen Menschen, einen strengen Purismus oder wissenschaftlichen Aufklärungseifer zeigen zu wollen, sobald diess zu ihrem Nutz und Frommen nicht nöthig ist. Denn im andern Falle muss man freylich oft dem Kranken mühsam eine falsche Vorstellung aus dem Kopfe, oder eine wahre hineinreden, um ihn zur Folgsamkeit und zum Zutrauen gegen die Kurmethode anzuführen.

Indessen, bey allen Schwierigkeiten, welche der Unverstand, oder die vorsätzliche Zurückhaltung der Kranken hier dem Arzte bey Erforschung der Ursachen und des ganzen Zustandes der Krankheit oft in den Weg legt,

gibt es dennoch ein Mittel, was, wenn der Arzt es zu erhalten und zu benutzen weiſs, ſelten fehlſchlägt, ihn hinter die Wahrheit zu bringen: ein Mittel, das in den meiſten Fällen um ſo untrüglicher iſt, da es ſeinen Grund in den ſpezifiſchen Anlagen der menſchlichen Natur hat. — Die Geſchwätzigkeit und Verrätherey der Umſtehenden und nächſten Bekannten des Kranken. Der Arzt, der nur einigermaſsen mit dem Menſchen umzugehen und ihn ſo zu nehmen weiſs, wie er genommen werden will, kann, ſo wie allerorten, ſo hauptſächlich in der Praxis unter den niedrigſten Ständen, ſicher darauf rechnen, daſs ein oder andrer der Verwandten, Freunde, oder auch Hausgenoſſen und Nachbaren des Kranken (beſonders weiblichen Geſchlechts), kurz diejenigen, die ſeine Umſtände und Verhältniſſe am beſten kennen, bey irgend einer beabſichtigten Verheimlichung von Seiten des Kranken oder ſeiner Familie, ſich zu ihm drängen, und ihm das Geheimniſs kund thun wird, welches er ſonſt nie und auf keinem Wege herausgebracht hätte. Sehr oft iſt es mir begegnet, daſs nachdem ich nach allen vergeblichen Bemühungen die wahre Natur der Krankheit und die ganze Lage des Kranken zu entdecken, vielleicht nach manchem Kopfbrechen, aus dem Hauſe, bey-

nahe

nahe ſo gut, wie unverrichteter Sache, wieder herausgetreten war, und meinen Weg weiter ſetzen wollte, ich noch kaum das dritte Nachbarhaus erreicht, oder auch wohl nicht einmal die Thürſchwelle verlaſſen hatte, und von irgend einer mir oft gänzlich unbekannten Stimme, die laut aber vergeblich geſuchte Wahrheit, leiſe zugefliſtert bekam, in deren Beſitz ich nunmehr eine ganz andere Rolle gegen den Kranken ſpielen konnte, als vorher. Seht! ſo iſt der Menſch gebildet. Geſchwätzigkeit, Falſchheit, Schadenfreude, Untreue und Verrath beherrſchen gar oft den Aermſten wie den Reichſten, den Kleinſten wie den Gröſsten, den Geringſten wie den Vornehmſten, und ſo wenig man ſich meiſtentheils Mühe gibt, die Tugenden des Nächſten herauszuheben, ſo geſchwätzig ſind in den mehrſten Fällen die Zungen, wenn es der Angabe und Rüge ſeiner Fehler gilt. Oft iſt es zwar gute Abſicht, welche die nahen oder entfernten Bekannten des Kranken antreibt, über ſeinen Zuſtand dem Arzte unaufgefordert Aufſchlüſſe zu geben. Aber in den meiſten Fällen iſt es wahre Geſchwätzigkeit und eigentliche Klatſcherey, wie man ſchon meiſt an der geſchäftigen und eilfertigen Zudringlichkeit jener Herolde ſehen kann. Gleichviel für den Zweck des Arztes, der als Arzt weniger Beruf

 hat,

hat, das moralische Verdienst der Menschen, als ihren Wohl- und Wehstand zu schätzen, und der kein Hülfsmittel zur Beförderung des Wohls ungenutzt lassen muss, und durch sein Betragen manches derselben gewissermassen mehr veredeln kann, z. B. indem er hier denen, die ihm vielleicht ihre Nachrichten über den Kranken aus Leichtsinn oder Schadenfreude geben, für ihre wohlgemeinte und erhebliche Mittheilung dankt, und den sorgsamsten und zweckmässigsten Gebrauch davon zu machen verspricht und wirklich macht. Auf diese Art, und bey gehörigem savoir faire kann er beynahe darauf rechnen, dass wenn die ihm verheimlichten Umstände des Kranken nur mehreren Personen bekannt sind, er sie sicher erfährt, und, was wenigstens die äussere Form der Sache anlangt, nicht lange in völliger Ungewissheit bleiben wird.

VI.

Von der Verordnung der Arzneymittel.

Hier halte ich folgende formelle Regeln für die wichtigsten:

1) Vor allen Dingen muſs man das Maaſs der Arzney genau zu beſtimmen ſuchen, und zwar genauer, als dieſs durch die gewöhnliche Hinweiſung auf die Geſchirre geſchehen kann, nach deren Innhalt die Gabe des Mittels im gemeinen Leben berechnet zu werden pflegt. Die groſsen und kleinen Löffel der Leute, bey welchen ich dieſe Vorſicht anrathe, ſind gewöhnlich von Blech und ſo klein und wenig faſſend (in unſerer Gegend wenigſtens), daſs man ſich ſehr leicht betrügen kann, wenn man etwas löffelweiſe zu nehmen vorſchreibt, indem man demnächſt wider Erwarten wenig von dem Arzneyvorrathe genommen findet, auf deſſen gänzliche Verbrauchung man doch bey der Wiederhohlung ſeines Beſuchs und bey dem ganzen Kurplan vielleicht gerechnet hatte. Es iſt mir wirklich im Anfange wohl ſo gegangen, daſs ich von einer Schachtel Chinapulver, welche ich z. B. gegen ein Wechſelfieber

nach

nach meiner Rechnung in der Apyrexie völlig ausgebraucht glaubte, noch mehr als die Hälfte vorfand, weil ich die Theelöffel der Kranken nicht beobachtet hatte, die ungleich weniger faſsten, als gewöhnlich der Fall iſt. Daher habe ich es mir auch zur Regel gemacht, bey Gelegenheiten, wo es nur einigermaſsen auf Genauigkeit ankömmt, die Vertheuerung eben dieſer Genauigkeit aufzuopfern, und Pulver z. B. immer beſtimmt auf der Apotheke abtheilen zu laſſen, und bey andern Arzneyen, die ſich nicht in beſtimmte Portionen aus einander theilen laſſen, z. B. Latwergen vorzuſchreiben, der wievielſte Theil jedesmal genommen werden ſoll. Solche Vorſchrift kömmt wenigſtens der Genauigkeit näher, als wenn man ſich auf die oft abweichenden Maaſse der Kranken verläſst.

2. Es iſt ein gewöhnliches Verfahren, gewiſſe Arzneyen, beſonders Kräuter, den Kranken in Theeform hinzugeben und ſie ſo gebrauchen zu laſſen. Will man damit etwas ernſtlichere Abſichten erreichen, oder ſind die Kräuter unangenehm von Geſchmack, ſo hat dieſe Art der Verſchreibung viel wider ſich. Ich habe in den mehrſten Fällen bemerkt, daſs die Kranken nicht ordentlich von einem ſolchen Thee gebrauchten, weil hier die Bähung und Berei-

Bereitung des Mittels ganz von ihnen abhängt, und oft mit mancherley Umſtänden und Koſten verknüpft iſt, z. B. Feurung zum Sieden des Waſſers, welche dem Armen die ganze Sache verleiden. Selten wird nach meiner Erfahrung z. B. das isländiſche Moos, ein Mittel, auf deſſen Wirkſamkeit doch oft vom Arzte viel gerechnet wird, in der gewöhnlichen Theeform der Selbſtbereitung der Leute überlaſſen, ordentlich und beharrlich angewendet, ſchon wegen der allgemein herrſchenden Idee nicht, Bruſtthee (unter welchem Namen die Theeform noch am erſten Eingang findet) müſſe ſüſs und lieblich ſchmecken, und der Gebrauch eines Thees, der dieſe Eigenſchaften nicht habe, könne doch von einem wohlwollenden Arzte jemanden angeſonnen werden. Die reine Vernunft fordert freilich vom Kranken Folgſamkeit gegen die Vorſchriften des Arztes, und ſeyen ſie auch noch ſo bitter und unangenehm. Man muſs aber bedenken, daſs bey unſerer Klaſſe von Menſchen die reine Vernunft beſonders oft nicht zu Hauſe, und es alſo beſſer gethan ſey, ſich einigermaſsen in die Sinnlichkeit und die Schwächen des Kranken zu fügen, als ihn durch zu ſtrengen Ernſt, freilich zu ſeinem eigenen Schaden, gegen den Arzt und deſſen Verfahren aufzureizen, und ſo ein Zutrauen zu ſtören, ohne

welches

welches ſchwerlich die gute Abſicht des letzteren erreicht wird.

3. Eben ſo muſs man es ſich zuweilen gefallen laſſen, unangenehme Formen, z. B. die Pulverform zu vermeiden und auch die Arzneyen etwas wohlſchmeckender, und freilich daher auch theurer zu machen, als eigentlich nöthig wäre. Denn es iſt dabey doch immer mehr Vortheil für die gute Sache, wenn das Mittel dann gebraucht wird, als wenn es ſonſt ſtehen bliebe, oder wohl gar aus dem Fenſter geworfen würde *). Damit ſoll aber auf der andern Seite keinem Miſsbrauche das Wort geredet werden, der hier leicht einreiſst (wobey niemand mehr leidet, als die öffentliche Kaſſe),

*) Ueberhaupt muſs der Arzt den Menſchen, und beſonders den Menſchen der Klaſſe, von welcher wir reden, wenn er auf ihn wirken will, immer ſo nehmen, wie er iſt, als den ganzen Menſchen, ein aus Sinnlichkeit und Vernunft ſonderbar genug zuſammengeſetztes Weſen. Die Kunſt auf ſeine Vernunft zu wirken, entlehnt er von dem Philoſophen, und dieſer lernt wiederum von ihm die Geſetze der Sinnlichkeit. Es wäre nur zu wünſchen, daſs beyde ſich einander mehr mittheilen möchten, um beyde etwas wirkſamer zu ſeyn.

Kaſſe), wenn der Arzt nicht redlich, ſelbſtſtändig und klug genug iſt, ſeine Kranken zu lenken, anſtatt von ihnen geleitet zu werden. Schon allein das Zutrauen des Kranken zum Arzt verſüſst oft die bitterſte Arzney, und vermag mehr über den eigenſinnigſten Geſchmack, als die gröſste Verzärtelung durch Leckerbiſſen, welche der Armenarzt unrecht freygebig austheilt, für deren Betrag vielleicht noch einem andern die ganze Geſundheit hätte wiedergegeben werden können, der jetzt aber von der öffentlichen Kaſſe abgewieſen wird, weil dieſe zum Theil durch eben dergleichen Miſsbräuche (wie man davon Erfahrungen hat), zu ſchwach iſt, um ihre Wirkſamkeit gehörig und ausgedehnter verbreiten zu können.

Von

Von der Oekonomie der Arzney-kosten.

Bey jeder Medizinaleinrichtung für ein öffentliches Institut muss freilich Wohlfeilheit und Sparung der Kosten allezeit eine der vorzüglichsten Nebenrücksichten seyn, zufolge des alten allgemein geltenden Grundsatzes: "quod fieri potest per pauca non debet fieri per plura." — Dass sie nicht Hauptabsicht seyn müsse, und wie weit sie bey den besondern Verhältnissen der Armenpraxis sich mit Fug erstrecken könne, ist schon vorhin angegeben worden. Es kömmt also nur auf die beste innere oekonomische Einrichtung an, wie man dem Armen auf die für ihn bequemste und zugleich für den öffentlichen Fond wohlfeilste Art, die Arzneyen verschaffen könne.

Es ist ein grosser Uebelstand, der in manchen ansehnlichen Städten Deutschlands herrscht,

wenn man alle Kranke, die aus der öffentlichen Kaſſe an freyer Arzney unterhalten werden, Einer Apotheke zuweiſst, und nur damit die Arzneylieferung verdingt. Die weiten Wege, welche viele Kranke, oder ihre ohnehin meiſt ſchon verdroſſenen Wärter, deſswegen machen müſſen, ſind nicht bloſs der eigentlichen Bequemlichkeit, ſondern auch dem guten Zwecke hinderlich. Hierin liegt gar oft ein Grund mehr des unordentlichen, ſaumſeligen und unterbrochenen Gebrauchs der Arzneyen, wozu ohnehin bey dem Armen ſich ſchon Veranlaſſungen genug finden, nicht einmal zu rechnen, daſs durch den Zuſammenlauf ſo vieler Armen auf Einer Offizin die gute und prompte Beſorgung ihrer Arzneyen, wo nicht wirklich gehindert, doch wirklich ſehr erſchwert wird, ſo daſs ſie oft mehrere Stunden daſelbſt warten, oder mehrere vergebliche Wege thun müſſen, ehe die Arzney verabfolgt werden kann. Weil ich aus Erfahrung die Folgen ſolcher Einrichtungen kenne, kann ich mit Zuverläſſigkeit darüber reden. Ich weiſs wohl, man ſagt: "man müſſe eine möglich ſimple Rechnung, einen einfachen und beſtimmten Etat bey dergleichen öffentlichen Inſtituten haben." Es iſt dieſs auch ſehr gut. Aber es muſs durch ſolche Nebendinge nur nicht dem Hauptzwecke geſchadet werden, und es wird daher

allezeit beſſer und vernünftiger ſeyn, in weitläuftigen Orten, wo mehrere Apotheken ſind, die Armen nach der Nähe ihrer Wohnungen an die verſchiedenen Offizinen zu verweiſen, mit welchen ja ein gleichmäſsiger Akkord getroffen werden kann *). Hiergegen wendet man nun zwar in ſtaatswirthſchaftlicher Rückſicht wiederum ein, daſs dann der Apotheker wegen des geringen Belaufs der getheilten Rechnungen ſich nicht auf den Rabat und auf die Prozente einlaſſen werde, die er, bey alleiniger Diſpenſation der Arzneyen, den öffentlichen Rechnungen zugeſtehe. Ich antworte: das kann er dennoch, und wenn er es nicht kann oder will, ſo iſt dabey doch kein ſo groſser Schaden, als wenn die Erreichung der Hauptabſicht, Erleich-terung

*) In einer der anſehnlichſten Städte Deutſchlands hat man bey einem Hoſpitale mit einem am andern Ende der Stadt wohnenden Apotheker akkordirt, weil dieſer ſich zu dem gewiſs in mehrerer Rückſicht ſchädlichen Kontrakt verſtand, für jeden Kranken durch die Bank täglich für 16 Pfenninge die Arzneyen zu liefern. Ein jeder ſieht leicht, daſs durch die viertelſtündige Entfernung der Apotheke wenigſtens manche Zögerung und Unordnung bewirkt werden muſs, da man doch bey eben dieſem Spitale eine ebenfalls gute Offizin in der Nähe hat.

terung und Hülfe des Armen gestört wird. Ueberhaupt aber hat das Akkordiren gewisser Prozente bey öffentlichen Arzneyrechnungen sehr mannichfaltige und zweydeutige Seiten, und muss wenigstens mit vieler Umhersicht geschehen. Tritt man durch einen zu genauen und strengen Akkord dem wahren oder herkömmlichen Vortheil des Apothekers zu nahe, so läuft man, in manchen Fällen wenigstens, Gefahr, dass dieser auf ein oder die andere Weise, die ich hier nicht weiter berühren will, seinen vermeinten Schaden nachzuhohlen sucht, und nicht mit der Gewissenhaftigkeit verfährt, welche freilich manche Mitglieder dieses an sich immer achtungswerthen Standes, auch in Besorgung der Arzneyen für Armenanstalten, auszeichnet *).

 Man

*) Ich weiss zwar wohl, dass einige dieser Herren es übel ausgelegt haben, wenn ich hier und da die verhältnissmässig schlechtere Abspeisung der Armen mit Arzney bemerkt, und auch öffentlich gerügt habe. Aber ich erkläre, dass ich dieses allerdings mit vielen und grossen Ausnahmen verstanden wissen wollte, und so wenig ich die Schändlichkeit der Sache, wo sie sich findet, gut heissen kann, doch vielmehr glaube, dass vielmehr die Gehülfen und Lehrlinge in den Offizinen öfterer von einer solchen rohen gering-

Man bezahle lieber mehr, und ſo, daſs man die verakkordirte Lieferung nicht gleichſam als eine Gefälligkeit anzuſehen braucht, wobey nichts zu verdienen ſeyn ſoll. Aber dann halte man auch genau und ſtrenge auf die beſten und kräftigſten Arzneyen, ſo daſs, um einer alten Verglei-

geringſchätzigen Denkungsart gegen die Armen (die doch ihre Arzney auch wenigſtens bezahlen *laſſen*, und oft beſſer und ſicherer als mancher vornehme Privatmann) angeſteckt ſind, indem ich oftmals kleine Nachläſſigkeiten gegen die genaue Zubereitung der Arzneyen, oder gegen die Reinlichkeit der Gefäſse, worin ſie ausgetheilt werden, kurz in der äuſsern Form bemerkt habe, woran die Eigenthümer der Apotheken ganz unſchuldig ſeyn konnten. Ueberhaupt darf ich mir Glück wünſchen, daſs bey meinem jetzigen Aufenthalte und Armenbeſchäftigungen, ich von der Beſorgniſs für gute Arzneyen für die Armen befreyet ſeyn kann, und nicht in den Ton einzuſtimmen brauche, den unter andern ein Schriftſteller so ganz laut und beſtimmt über dieſen Gegenſtand führt, und der doch nicht ganz grundlos ſeyn muſs: "*bekanntermaſsen* wird das ſchlechteſte Zeug (an Arzneyen) immer für die Lazarethe und für Kranke, die aus einer Armenkaſſe freygehalten werden, aufbewahrt." (Prof. *Langguth*, in *Stark's* Archiv für die Geburtshülfe. B. 3. S. 258.)

Vergleichung mich zu bedienen, in dieſem Stücke kein Unterſchied zwiſchen dem Könige und dem Bettler ſey. Zwanzig Procent Rabatt iſt meiner Einſicht nach der beſte Akkord, den man bey Armenrechnungen von dem Apotheker fordern kann. Und ſo wird es auch in *Braunſchweig* gehalten. Hierbey können beide Theile gar wohl beſtehen, ohne ſich einander in ihren Rechten und Verpflichtungen etwas nachzugeben.

Man lerne doch nur von der hamburgiſchen Krankenanſtalt, dem Armen die Verſchaffung der Arzneyen, auch was das Abholen derſelben anlangt, zu erleichtern, und dennoch auf die möglichſt wohlfeile Art alles dieſs und den ganzen Arzneykoſtenbetrag einzurichten. Man braucht dort immer einige arme Frauen zu Krankenwärterinnen (die alſo ihren Unterhalt auf dieſe Weiſe *verdienen*, und alſo eigentlich dem Inſtitut nichts koſten), wenn die Kranken nicht von den Ihrigen verpflegt werden können, und findet ſie ſehr brauchbar zum Abholen der Arzneymittel, und zur Berichtserſtattung an die Aerzte über des Kranken Befinden *). Wirklich iſt es auſserordentlich oft der Fall,

 daſs

*) *Voght über Hamburgs Armenweſen.* S. 38.

dafs Kranke keinen Menfchen haben, der um fie feyn, oder die Beforgung der verordneten Arzneyen übernehmen könne. Oft find diefe bedaurungswürdigen Leute, wie ich an mehreren Orten, vorzüglich aber in *Braunfchweig*, erfahren habe, genöthigt, entweder ganze Tage auf die Arzneyen zu warten, ehe fie durch irgend einen Zufall jemand habhaft werden können, der fich fchicken läfst, oder fie find auch wohl gezwungen, Geld für einen folchen Weg und für andere kleine Dienftleiftungen an ihre Nachbaren, ja Freunde und Verwandte zu geben *). Man bedenke aber, welch ein kläglicher Zuftand diefs ift, und wie dabey die Bemühungen des Arztes gedeihen, ja wie überhaupt der oft fehr grofse Koftenaufwand des Staats für feine arme Kranken etwas nutzen

kann,

*) Diefer Mangel an Aufwartung der armen Kranken nimmt immer mit der Gröfse der Städte zu, weil, nach Theorie und Erfahrung, die Menfchen immer abgefonderter leben und ungefelliger werden, in je gröfsern Haufen fie verfammelt find. Nirgends herrfcht mehr Ungefälligkeit und mehr Egoismus, als in grofsen Städten, und die Feinheit der Sitten und des Tons ift nur ein fchlechter Deckmantel diefer gewiffermafsen nothwendigen kalten Zurückhaltung, ja vielmehr die eigentliche Quelle derfelben.

kann, wenn man an einer ſo wichtigen Seite es fehlen läſst! Konſequent muſs man doch wenigſtens in jedem Falle ſeyn, im Guten wie im Böſen. Und wenn man nun einmal dem Armen nicht bloſs der Form, ſondern der Sache nach, helfen will, ſo helfe man ihm recht, und ſo gut, wie man es in ſeiner Macht hat, d. h. man gebe ihm nicht freye Arzney, und laſſe ihn dabey nicht ohne Wartung, die ihm in ſeiner Verlaſſenheit ſolche hole, oder ohne gehörige Pflege und Koſt, ſondern man gebe ihm alles dieſs zuſammen, und bedenke, daſs hier halb gethan ſo gut, wo nicht noch ſchlimmer, wie gar nicht gethan ſey. Es kömmt mir gerade ſo vor, als wenn man einen ermatteten, hungrigen und auch durſtigen Menſchen recht viel zu eſſen, aber gar nichts zu trinken gäbe. Sein Hunger wird geſtillt, aber wird dieſs ſein Durſt euch Dank wiſſen, oder nicht vielmehr um ſo drükkender ſeyn?

Man ſpricht bey den Armenkaſſen immer vom Sparen, von der gröſtmöglichen Wohlfeilheit u. ſ. w. Aber man ſpare doch nur am rechten Orte, und führe eine gute Haushaltung, Ordnung und Genauigkeit nach Grundſätzen ein, ſo daſs nichts Ueberflüſſiges verwandt, uud gleichſam ohne Plan hingegeben wird; und man wird

in den meiſten Fällen finden, daſs man gar nicht nöthig hat, an der Hauptſache es fehlen zu laſſen. Ich will nur einen Punkt berühren, woran bey den meiſten Krankenanſtalten gar nicht einmal gedacht wird, und wobey man auf eine vernünftige Art ein beträchtliches ſparen könnte, wenn man nur über das viele unzweckmäſsige Raffiniren über Erſparniſſe am unrechten Orte dergleichen anſcheinende und nicht ſo in die Augen fallende Kleinigkeiten vergäſse, ich meine die Oekonomie in den Gläſern und Gefäſsen, worin die Arzneyen ausgetheilt werden. Zu meinem gröſsten Aerger habe ich ſo oft bey armen Familien, welche freye Arzney bekamen, ganze Dutzende, z. B. von Arzneygläſern, etwa in einem abgelegenen Winkel ſtehen ſehen, die man aus Nachläſſigkeit, die letzteren Gläſer jedesmal wieder zur Apotheke zu tragen, daſelbſt hatte anhäufen laſſen, und obgleich ſie allerdings von der Kaſſe hatten bezahlt werden müſſen, niemanden zu Nutze kamen, und zu keinem andern Zwecke dienten, als etwa ein oder das andere mit Spinnradsöhl oder dergleichen gefüllt zu werden, oder etwa ein ſehr vergängliches und ſelbſt gefährliches Spielzeug für Kinder abzugeben. Ich will die Berechnung des Schadens, den die Kaſſe durch ſolche zweckwidrige Verſäumniſs leidet, ganz ſimpel führen.

Rechnet

Rechnet man, daſs die Arzneyen, welche ein gewöhnliches Mixturglas faſst, im Durchſchnitt 3 gute Groſchen koſten ſollen (ein Preis, den man bey Armenrechnungen wohl nicht gut höher annehmen darf), und das Glas dann, wie gewöhnlich, mit 6 Pfennigen bezahlt wird, ſo ergibt ſich leicht, daſs wenn jedesmal bey Verabfolgung der Arzney von dem Apotheker ein neues Glas zugethan werden muſs, der Koſtenaufwand ſich dadurch um ein ganzes 6tel höher belauft. Man überlege nun, wie viel dieſs bringt, und ob es nicht der Mühe werth ſey, in dieſem Stücke auf eine vernünftige Oekonomie zu denken, *durch deren Einrichtung ein beträchtlicher Theil Kranke mehr mit Arzney geholfen werden kann, als bey einem beſtimmten und beſchränkten Fond ſonſt möglich iſt* *). Hier und da iſt man auch aufmerkſam auf dieſe zweckloſe Verſchwendung geworden. In *Braunſchweig* darf der Apotheker bey den Ar-

*) Zwar wird nicht bey jeder Form der Austheitheilung der Arzneyen ſo viel verloren, wie bey der Austheilung in Gläſern; z. B. bey den Pulverſchachteln, oder Papieren, oder Latwergenkruken beträgt dieſs nicht ſo anſehnlich, aber doch immer genug, um im Durchſchnitt anzunehmen, daſs die Kaſſe durch dieſe üble Wirthſchaft wenigſtens 10 pro Cent verliert.

menrechnungen, in der Regel, für Gläſer u. d. gl. nichts rechnen, weil ſie ihm von den Armen wiedergegeben werden ſollen. Indeſſen habe ich bemerkt, welches auch nicht zu verwundern iſt, daſs dabey dennoch viele Nachläſſigkeiten Statt hatten, alſo der Apotheker, neben der beſtändigen mühſamen Aufſicht und Erinnerungen an die Unordentlichen, doch manche Einbuſse leiden muſste. Und es iſt nun einmal, aus mehreren Gründen, nicht gut, wenn der Apotheker auf irgend eine Art bevortheilt wird, und, wenn auch nur ſcheinbar, zu klagen Urſache hat. Mit der Vervielfältigung der Krankenwärter könnte freilich dieſer Unordnung noch am beſten abgeholfen werden, und dann möchte der eben erwähnte Akkord weniger Störungen leiden. Aber es wird immer beſſer ſeyn, hierin ſo viel möglich aufs Reine zu kommen, und dazu möchte vielleicht der Vorſchlag noch am zweckmäſsigſten ausfallen, die Armen entweder ſtrenge anzuhalten, die ledigen Gefäſse, Gläſer u. ſ. w. an einem dritten Orte, etwa bey ihrem Arzneypfleger oder Aufſeher, einzuliefern, der ſie dann dem Apotheker in der Summe wieder für den dafür in der Offizin angeſetzten Preis zuſtellte: oder den Apotheker zu vermögen, eine gewiſſe Quantität Geſchirre allein für die Armenanſtalten auszuſondern, und was er ungeachtet

tet der angeordneten Retourlieferung von den Kranken nicht wieder bekäme, oder was ſonſt durch Zufall verloren geht, von der Kaſſe bezahlt zu erhalten. Auf dieſe Art würde doch wenigſtens der gröſste Theil des ſonſtigen Verluſtes gerettet, und der ärgſten Unordnung vorgebeugt. Etwas wird freilich immer eingebüſst werden, und ſo ganz genau kann man es auch hier nicht haben. Aber die Sache iſt wichtig genug, um ſie von mehreren Seiten anzuſehen, und wenn es einmal auf Oekonomie angelegt iſt, ſo iſt, ſchon nach einem alten Sprichworte, der gewiſs kein Haushälter, der auch das Kleine nicht ehrt. In *London* müſſen bey einigen Hoſpitälern die auswärtigen Kranken (out-patients), welche in ihren Wohnungen nur die freye Arzney aus der eignen Apotheke des Hoſpitals erhalten, ſeit einiger Zeit Gläſer und Gefäſse ſelbſt mitbringen, weil man auch da den damit getriebenen koſtſpieligen Miſsbrauch nicht weiter leiden konnte, und es hat allerdings dieſe Einrichtung ihre guten Seiten, vorausgeſetzt, daſs von der Strenge derſelben, wie denn auch in *London* geſchieht, bey vorkommender zu groſser Dürftigkeit oder Hülfloſigkeit der Kranken etwas nachgelaſſen wird.

Es gibt noch einige Uebelſtände, welche an einigen Orten bey den armen Kranken, deren

Arzney

Arzney von der öffentlichen Kaſſe bezahlt werden, eingeriſſen ſind, und nicht minder gegen Ordnung und gute Wirthſchaft ſtreiten. Dahin gehört z. B. die Gewohnheit, daſs die Kranken ohne weitere erneuerte Verordnung des Ärztes bloſs für ſich die Arzneyen auf der Apotheke öfter wiedermachen laſſen, und die Anweiſung dazu etwa nur durch Hinſendung des leeren Gefäſses geben. Dergleichen darf durchaus nicht ſeyn, und gibt zu den gröſsten Miſsbräuchen Gelegenheit, nicht einmal zu rechnen, daſs dadurch und durch ein ſolches eigenmächtiges und vorgreifendes Verfahren öfter den Abſichten des Arztes zuwider gehandelt werden muſs. Selbſt der Zuſatz, mit welchem gewöhnlich dem Apotheker die Wiederhohlung der Arzney angeſonnen wird, daſs der Arzt dieſs gewollt habe, muſs hier in der Regel nicht für gültig genommen werden, ſondern eine ausdrückliche ſchriftliche Anweiſung vom Arzte, wodurch der Apotheker ſich bey dieſem und bey der Kaſſe legitimiren kann. Es iſt freilich mühſamer für den erſtern, und koſtet etwas mehr Papier, ſelbſt bey Wiederhohlung derſelben Arzney, dieſelbe wenn auch nur mit wenigen Worten anzudeuten. Aber es iſt hier nothwendig, und muſs daher immer ſo gehalten werden, wenn man planmäſsig und ordentlich verfahren will.

Noch

Noch ſchädlicher, koſtbarer und gegen die Grundſätze einer guten Wirthſchaft anſtoſsend iſt der Miſsbrauch, der hier und da mit der Verſchreibung von Magentropfen, Zucker, oder auch Kandiszucker u. ſ. w. aus der Apotheke, auf Rechnung der Armenkaſſe getriebeu wird. Zwar iſt es andem, daſs man zu Zeiten dem Gaumen des Armen etwas ſchmeicheln muſs, um ihn zur Folgſamkeit gegen die Verordnungen des Arztes und zum regelmäſsigeren Gebrauche der Arzneyen zu bewegen, weil es doch immer beſſer iſt, mit ſolchen kleinen und gleichſam kindiſchen Lockſpeiſen ſeinen Endzweck zu erreichen, als Geld und Mühe ganz umſonſt anzuwenden: aber dieſs rechtfertigt doch den Miſsbrauch nicht, den die Verwöhnung und Unbeſcheidenheit des Armen auf der einen, und die Nachgiebigkeit und Bequemlichkeit (ſich dieſe Leute nur vom Halſe zu ſchaffen), oder auch die planmäſsige Freygebigkeit (ſich durch dergleichen ärmliche Vergünſtigungen beliebt zu machen), des Arztes auf der andern Seite in dieſem Stücke nur gar zu leicht einreiſsen läſst. Denn dieſe Magentropfen werden hier gewiſs eben ſo oft zum Wohlſchmack und zur Befriedigung einer Art von Luxus, als aus wahrem Bedürfniſſe vom Arzte verlangt, und findet das letztere Statt: ſo haben wir ungleich wohlfeilere und eben ſo kräftige, nur freilich

nicht

nicht so den Gaumen angenehm reizende, magenstärkende Mittel, z. B. die bittern Extrakte in Wasser (etwa in einem würzhaften) aufgelöst, mit denen man nur den Versuch machen darf, um zu erfahren, ob es dem Kranken mit seiner magenstärkenden Kur Ernst sey, oder nicht. Im letzteren Falle wird er gewöhnlich nicht wiederkommen und sein Magenmittel nachfordern, im ersteren aber von dessen guten Wirkungen mit Recht eben so erbauet seyn, als wenn er noch so viele künstlich zusammengesetzte stärkende Tinkturen, Essenzen u. s. w. genommen hätte. Oft hört man die Klage, die Arzney, der Thee u. s. w. schmecke so übel, und es müsse also billig Zucker dabey gegeben werden. Aber dergleichen darf man nur sehr selten gestatten, weil man überzeugt seyn kann, daſs von diesem Zucker noch mehr zum Kaffee, als etwa zum angegebenen Gebrauche, die Arzney schmackhaft zu machen, verwandt wird, und daſs wahrscheinlich Kranke und Gesunde davon zehren werden, welches doch bey einigem Miſsbrauche ziemlich hoch kommen dürfte. Eben so wird oft die Verschreibungen von Räucherpulver vom Arzte verlangt, und in vielen Fällen gewiſs nicht, aus Hang zur Reinlichkeit oder aus Empfindlichkeit der Nase, sondern mehr aus einer Art von Luxus (zu welchem sich der Arme, gerade in seiner Armuth,

auf

auf ſeine Weiſe am mehrſten hinneigt), um für die Verwandten oder das Krankenzimmer Beſuchenden etwas vornehm thun zu können. In allen ſolchen Fällen thut, wenn das Räuchern wirklich nöthig und nützlich iſt, unſer vaterländiſcher Wacholder die beſten Dienſte, mit welchem man füglich alle Arten von ſogenannten Räucherpulver erſetzen kann.

Und ſo iſt es in allen Stücken. Man darf, man muſs den Armen nichts entziehen in dem, was ihm noth iſt, wenn man es ehrlich mit ihm meint. Man muſs ſelbſt zu Zeiten ſeinen Leidenſchaften, und ſelbſt ſeinen kleinen Neigungen und Sinnlichkeiten ſchmeicheln, deren er, wie jeder andere Menſch, in nicht geringem Maſse hat. Aber man muſs dabey immer mit einem gewiſſen Ernſt, und mit einer Art von ſtrenger Kargheit zu Werke gehen, ſowohl weil der Stand des Armen, nach aller Erfahrung, im Ganzen nur durch eine genaue und gewiſſermaſsen harte Aufſicht geleitet und regiert ſeyn will (welches ein wahres und thätiges Mitleiden nicht ausſchlieſst), und noch mehr wie jede andere bürgerliche Zunft, nur durch Geſetz und Regel in Ordnung gehalten werden kann: als auch, weil, ſo wie die Dinge einmal ſind, in den meiſten Fällen die öffent-

lichen

lichen Kaſſen zur Unterſtützung der Dürftigkeit gemeiniglich ſelbſt dürftig zu ſeyn, und zwar weniger, wie ich überzeugt bin, wegen Entbehrung eines hinreichenden Fonds, als wegen ſchlechter innerer Oekonomie, oft ſelbſt Mangel zu leiden pflegen: wo es dann die Pflicht des Arztes iſt, ſeiner Seits, ſo viel möglich, zu einer zweckmäſsigen Sparſamkeit und zum beſſern Beſtande dieſer wohlthätigen Anſtalten beyzutragen, ohne doch den Grundſätzen der Menſchlichkeit oder der Ehre der Wiſſenſchaft zu nahe zu treten.

II.

II.

Praktiſcher Theil.

1) Allgemeine Charakteriſtik der Krankheiten des Armen.

Der Hauptcharakter derſelben iſt, *Unordnung* und *Schwäche*.

Obgleich ſchon immer und aller Orten, wegen mehrerer Urſachen, der Lauf der Krankheiten nicht mehr ſo einfach und regelmäſsig bemerkt wird, als wir im *Hippokrates* leſen, ſo treffen doch hier, bey der Klaſſe der Armen, mehrfache und beſondere Urſachen zuſammen, welche Schwäche und Störung der Natur (perturbatio naturae) in Krankheiten bewirken können. Dieſer Schluſs wird ſich aus folgenden Prämiſſen ergeben.

Die meiſten Krankheiten der Armen ſind ſchon alt und haben ſchon eine geraume Zeit gedauert, ehe der Arzt zu ihrer Heilung aufgefordert wird. Dieſe Verſpätung hat zwar zuweilen ihren Grund in der Schwierigkeit, die

Wohlthat der freyen Kur zu erhalten, weit öfterer aber in andern Dingen, und namentlich in der Indolenz, der Bequemlichkeit und der Pfuſcherey der Leute ſelbſt. Dieſe Indolenz und Bequemlichkeit geht ſo weit, daſs die Kranken oft geruhig der gröſsten Gefahr entgegengehen, ohne daſs ſie oder die Ihrigen Luſt und Trieb hätten, ſich nach Hülfe umzuſehen. Oft kennen ſie freilich die Gefahr ſelbſt nicht, und entſchuldigen dann ihr verſpätetes Kommen gemeiniglich damit, daſs ſie nicht gerne hätten beſchwerlich fallen, und es lieber erſt noch abſehen wollen, ohne zu begreifen, daſs ſie bey ſo weit gediehenem Uebel jetzt dem Arzte meiſtentheils doppelte und mehrfache Mühe und Beſchwerde machen. Vorzüglich bekömmt man ſelten eine ſieberhafte Krankheit gleich vom Anfang zu ſehen, da doch bey dieſen Uebeln die genaue Beobachtung ihres Ganges, und die zweckmäſsige Leitung deſſelben, am allernothwendigſten iſt. So pflegt man gewöhnlich bey hitzigen Bruſtkrankheiten erſt nach Verlauf mehrerer Tage, und ſehr gewöhnlich mehrerer Wochen, um Rath angeſprochen zu werden. Man hat das Ding für Krämpfe, für eine Verſchleimung oder dergleichen und alſo nicht für dringend genug gehalten, den Arzt deswegen ſich auf den Hals zu laden,

deſſen

deſſen Gegenwart und Anordnen doch nur läſtig und weitläuftig ſey. So pflegt es zu gehen. Man könnte nun zwar ſagen, daſs alles ſo, und ohne den Beyrath des Arztes, am einfachſten und naturgemäſseſten gehen müſſe, da ich doch vielmehr davon die Unordnung der Krankheiten mit ableiten wolle. Aber dieſs fällt weg. Denn, wie ſchon erwähnt, ſo iſt:

Aeuſserſt ſelten eine Krankheit, wo nicht die Kranken für ſich, und ohne Zuziehung des Arztes, Mittel angewandt hätten, und oft in der verkehrteſten Ordnung, z. B. ehegeſtern Laxiren, und geſtern Brechen u. dergl. Dieſs macht dann die ganze Sache oft ſo verwirrt, daſs kein Oedipus zu errathen im Stande iſt, was Wirkung der Krankheit und was Wirkung der angewandten zum Theil heftigen Mittel ſey. Unter keiner Klaſſe von Menſchen iſt ja auch bekanntlich die ſogenannte Pfuſcherey ſo zu Hauſe, als eben unter dieſer, dem wahren Mutterlande der alten Weiber, die dem Arzte ſelbſt bey andern und den höchſten Ständen, ſo furchtbar und gefährlich ſind *). — Bey

 einer

*) Ich kann mich immer des Gedankens nicht erwehren, daſs wer eine philoſophiſche Geſchichte der mediziniſchen Pfuſcherey ſchriebe, ein ſehr nützliches Unternehmen ausführen würde. Ihr abzu-

einer Frau, die nebſt ihrem Manne an einem Seitenſtechen krank lag, war ich bey meinem erſten Krankenbeſuche zweifelhaft, ob ich wegen der Härte und Vollheit des Pulſes, der Hitze u. ſ. w., ein Zugpflaſter auf die Bruſt anwenden dürfte, und nicht vielmehr eine Ader geöffnet werden müſste. Indeſſen zeigte es ſich den andern Tag durch die erfolgte Beſſerung und durch die Ausſage der Kranken, daſs der Aufruhr im Aderſyſtem nur Orgasmus, und Folge von mir unbewuſst genommenen Harlemmer Oel geweſen, einem ſehr hitzigen von umherziehenden Arzneykrämern verkauften Mittel. Einem andern Manne der niedern Klaſſe,

abzuhelfen ſind ſchon viele, und nie das Ziel erreichende, Vorſchläge gemacht worden. Um ſie bey der Klaſſe der Armen einzuſchränken, ſcheint mir noch immer das beſte, daſs man niemanden die freye Kur gebe, der ſchon lange etwas für ſich, oder mit Zuziehung irgend eines Quackſalbers und illegitimen Praktikers gebraucht hätte. Dadurch würden freilich die Armenärzte und Wundärzte und die öffentliche Kaſſe mehr überlaufen werden. Indeſſen gehört doch auch nur guter Wille, gute Wirthſchaft und Aufſicht von Seiten des Staats und der Armenverwaltung dazu, um alles ſo einzurichten, daſs, wo nicht allen, doch den meiſten und bedürftigſten geholfen werden könne.

Klaſſe, von groben und heftigen Leidenſchaften und roher Lebensart, der ſich tüchtig gezankt und geärgert, und ſich daher ein ſtarkes Fieber mit wahrer Sthenie zugezogen, auch für ſich ſchon eine anſehnliche Emeto-catharſis angeſtellt hatte, war, während meiner Kur, von ſeiner Frau ein halbes Nöſsel Magenſekt, und noch dazu aus groſser Vorſicht warm, auf einmal gegeben. Daher ein groſses Aufbrauſen, Kongeſtionen nach dem Kopf u. ſ. w. Nun unterſcheide man einmal den wahren urſprünglichen Zuſtand, und beſtimme, was und wie viel man gegen den gegenwärtigen vorübergehenden thun müſſe, ohne dem urſprünglichen Charakter der Krankheit zu nahe zu treten!

Es ſind alſo ſchon immer beynahe unfehlbar Mittel gebraucht, ehe der Arzt und auch der Wundarzt hinzukommen, und ſollten es auch, in Ermangelung der offenbar ſchwächenden, z. B. Brech- und Laxirmittel, wornach meiſt immer zuerſt gegriffen wird, nur abergläubiſche Mittel, z. B. Beſprechen, Sympathieen u. dergl. ſeyn, die durch die Einbildungskraft aber allerdings oft einen ſehr merklichen Einfluſs auf den Gang der Krankheit haben. Die Aufzählung der gewöhnlich angewandten Mittel und Rathſchläge, wird man mir aber

 hier

hier hoffentlich erlaſſen, weil ſie theils wirklich unzählbar ſind, und dieſs auch nicht ſo weitläuftig hierher, ſondern in die Geſchichte der mediziniſchen Pfuſcherey gehört, bey deren ſorgfältigen Bearbeitung, unter den Schlacken gewiſs manches Goldkorn gefunden werden würde, welches aber für die jetzigen Beſitzer ſchlimmer als verloren iſt, weil ſie nicht damit umzugehen wiſſen. — Dieſes eigenmächtige Brauchen von Arzneyen und Quackſalbern aller Art hört nun mit der Erſcheinung des Arztes, bey weitem nicht immer auf, ſondern treibt hier ſein Weſen oft um und neben dem Arzte immer fort (ſo wie dieſs, mehr oder weniger, aller Orten zu geſchehen pflegt), ſo daſs zu Zeiten Krankheit und Arzt in eine ſolche Verwirrung geſetzt werden, daſs beide einander nicht kennen, oder vielleicht beide von einander Wunderdinge ausſagen, die gar nicht in rerum natura zuſammenhängen. Eben ſo wird durch Mangel an gehöriger Diät, Wartung und Pflege, bey den Krankheiten des Armen, Unordnung und Schwäche begünſtigt. Unordnung dadurch, daſs meiſt undienliche und unpaſſende, und Schwäche, daſs gar keine oder elende und unkräftige Nahrungsmittel genommen werden. Elender Kaffe, mit eben ſo elendem, teigigem und noch dazu oft friſch ge-

backe-

backenem Brode, ist beynahe immer die einzige und Lieblingsnahrung des Armen, in gesunden und kranken Tagen, die nur den Leib füllet, nicht nährt und stärkt. Und giebt es ja die Gelegenheit, dass er eine bessere kräftigere Kost erhalten kann, so wendet er sie sehr oft zur Unzeit an, z. B. Fleischbrühen und Wein in phlogistischen Krankheiten, und was dergleichen mehr ist. Wartung und Pflege des Kranken und alle Umstände, die auf ihn Einfluss haben, sind oft so, dass der Arzt sich mit seiner Arzney allein gelassen sieht, da er doch oft gern den ganzen Vorrath der letztern hingeben würde, wenn nur ein gehöriges Krankenregimen dafür erkauft werden könnte. Ich habe schon zwey Frieselkranke in Einem Bette, und einen Dritten auf demselben dumpfen kleinen Gemache, zusammen gehabt, die mit den dicksten Federbetten bedeckt waren, welche sie selbst, aus grosser Hinfälligkeit der Kräfte, sich nicht abwälzen konnten, und wo ich meistentheils, bey meinen Krankenbesuchen, das beste thun musste, Bett und Lage der unbehülflichen Kranken zu verändern *). Auch ist

 es

*) Ich weiss nicht, wie viel Schuld ich daran hatte, dass diese Kranke durch Anwendung der nach oben ausleerenden und demnächst gleich darauf erhe-

es etwas sehr Gewöhnliches, daſs Kranke dieser Art, während und oft auf der höchsten Stufe der Krankheit, ihre Wohnungen verändern, und von einem Ende der Stadt zum andern ziehen müssen, weil sie in ihrem bisherigen Krankenzimmer, auf welches ein anderer Gesunder wartet, kein Unterkommen mehr haben. Gar oft habe ich von diesen in Wagen, oder Sänften vollbrachten Krankenreisen, wie sich dieſs auch leicht begreifen läſst, die nachtheiligsten Wirkungen gesehen, weil dem Kranken auf jeden Fall der Transport, vielleicht aus dem dritten Stockwerke mehrere unbequeme Treppen hinunter, und eben so viele wieder hinauf zu der neuen, den Wolken vielleicht noch näher gelegenen Wohnung, unmöglich gleichgültig seyn konnte. — Bey einer Wöchnerinn, die wegen der Gefahr einer Entzündung im Unterleibe meines Raths bedurfte, riſs man in dem kleinen,

erhebenden und stärkenden Methode genasen. Zu den dringend angezeigten Ausleerungen durchs Erbrechen muſste ich die Brechwurzel, aber in ziemlich starken Gaben und auch wohl mit etwas Brechweinstein geschärft, wählen, theils wegen der Schwäche der Lebenskräfte, die Schonung verlangte, theils wegen der Neigung zu Durchfällen, welche die damalige Konstitution mit sich brachte.

nen, kaum ein Bette haltenden Zimmer, bey ſtrenger Winterkälte den Ofen nieder, und ſetzte noch denſelben Tag einen neuen von dem gewöhnlichen gelben Thone wieder hin, in welchem, an eben demſelben und folgenden Tage, förmlich eingeheizt wurde, ſo daſs ich am andern Tage in der Wochenſtube einen neuen Ofen und eine ganz neue Luft vorfand, dergleichen mir zwiſchen den vier Wänden der Wohnung eines Menſchen, unter den Umſtänden, noch nicht vorgekommen war *). — Unabſehbar, und auch gar nicht vorher zu ſehen ſind zuweilen die Schwierigkeiten, welche der Geneſung des Armen im Wege ſtehen. Einer Frau, die von einem ſogenannten gallichten Nervenfieber ſchon genas, fiel plötzlich in der Nacht die Kalkdecke des baufälligen Krankenzimmers über dem Kopfe ein, welches ſie ſo erſchreckte, indem ſie glaubte der Teufel würde kommen, und ihr kaum beruhigtes Syſtem ſo in Unordnung brachte, daſs ſie den Tag darauf verſchied.

*) Auch dieſe Frau genas. Ich weiſs wieder nicht, ob durch ihre eigene gute Natur und meine Heilmethode, oder durch die Wirkſamkeit einer aus dem neuen geheizten Ofen ausdunſtenden, vielleicht heilbringenden *Gasart*, deren genaue Beſtandtheile, Nahmen und Wirkungsart mir aber bis jetzt noch unbekannt ſind.

verschied. Solche Unfälle können sich zwar in jedem Krankenzimmer zutragen, aber doch nicht so leicht als in den Wohnungen des Armen, der auch wohl mit einem noch schlechteren Aufenthalt, als ein schlechtes Zimmer ist, fürlieb nehmen, und sein Krankenlager auf dem Boden, gerade unter dem durchlöcherten Dache nehmen muſs, wo Wind, Regen und Schnee ihn auf den Kopf treffen kann, wie ich dieſs selbst mehrmals mit angesehen habe. Wahrlich der Wilde ist oft besser daran, als der Arme in unserm kultivirten und verfeinerten Europa. Er hat doch noch wohl eine feste Hütte, wo er unter dem Schutz und der thätigen Theilnahme der Seinigen krank liegen kann, statt daſs sein gesitteter Mitbruder in Europa, von seinen mehr als ungesitteten Mitmenschen in seiner Krankheit verlassen und unter das offene Dach gedrängt wird, wo auſser seiner Krankheit, ihn noch Kälte, Noth und Mangel drückt. Doch ich will mich über solche Dinge hier nicht weiter ausbreiten, die lediglich in den Unvollkommenheiten der Armerverwaltung ihren Grund haben. Aber es ist wirklich leichter, da zu heilen und sich einen Nahmen zu erwerben, wo die Kraftbrühen in vollen Töpfen, und Wein und Erquikkungen aller Art um das Krankenbette herum-

stehen,

ſtehen, und nur auf den gebietenden Wink des Arztes warten, um ſogleich ihre Kräfte dem Kranken zu leihen, als da, wo man oft doch auch nichts, ich ſage, nichts hat, die Schwäche, die ſchon da iſt, wieder aufzurichten, und der zunehmenden zu wehren. Was kann z. B. das Zuckergebackene nützen, welches nach meiner allgemeinſten Erfahrung, die wahrhaft unverſtändige Liebe der Angehörigen, dem armen Kranken beinahe als die einzige wohlgemeinte Labeſpeiſe aufzudringen pflegt, wenn ſeine geſtörte Eſsluſt die gewöhnliche Koſt der Armuth ausſchlägt? Helfen und ſtärken kann doch das Gebackene durchaus nicht, wenn es gleich oft mit dem letzten Heller erkauft iſt. Es muſs vielmehr offenbar ſchaden, wenn nicht in vielen Fällen, auch bey dem Armen, den freilich die Neuheit ſolcher Dinge reizt, der Inſtinkt klüger wäre, ein angebotenes Gift ausſchlüge, und Statt deſſen das wahre Gegengift des drückenden Uebels verlangte, z. B. Säuren und Wein in fauligen Krankheiten. Aber woher dieſen nehmen in der Wüſten? Selten nur möchte er von öffentlichen Kaſſen gut gethan werden, und ich kenne ein anſehnliches Hoſpital, wo man mit der Vergünſtigung des Weins ſo ſparſam und gleichſam furchtſam umgeht, als wenn die Hoſpitalvorſteher

ſteher allein zum Genuſs des Weins berechtigt wären. In dieſem Stücke lobe ich mir *England*, wo man den Kranken, nach Beſchaffenheit der Umſtände, bis zu einem Quartier Portwein, täglich reicht, freilich meiſt nur in Hoſpitälern, aber doch zum Beweis, daſs man einſieht, daſs, da der Wein des Menſchen Herz erfreuet, des Armen Herz ſo gut, und oft noch mehr, wie das des Reichen, ebenfalls Anſpruch auf dieſe Erfreuung habe. Und doch könnte es auch in Abſicht der Diät, Wartung und Pflege, bey den meiſten Armenanſtalten, beſſer ſeyn als es iſt. Man könnte doch wenigſtens für eine zweckmäſsigere Krankenſpeiſung, durch Akkorde mit gewiſſen Garköchen, und für eine beſſere Wartung, durch beſtimmte Krankenwärter ſorgen, ſo wie dieſs in *Hamburg* geſchieht. Aber ſo lange dieſs aus Saumſeligkeit nicht geſchieht, oder man aus übel angeſtellter Berechnung, die Koſten ſcheut (ein von mehreren Seiten nichtiger Grund, da bey den jetzigen Umſtänden ſchon die Begräbniſskoſten der Armen ein beträchtliches *plus* ausmachen, als bey einer vernünftigen Vorſorge in den genannten Stücken, der Fall ſeyn würde), ſo lange werden Kranker und Arzt oftmals umſonſt ſich bemühen, dem Tode den Rang abzulaufen, welcher von der Unordnung und

Schwäche

Schwäche ſeiner Feinde, der Naturkräfte, in Krankheiten genugſamen Vortheil zu ziehen weiſs.

Noch liegt in der Unfolgſamkeit des Armen gegen den Arzt ein Grund, weſswegen Unordnung und Schwäche bey ſeinen Krankheiten einreiſsen muſs. Die Arzneyen werden nicht zur beſtimmten Zeit oder in gehöriger Menge gebraucht, oder es wird eigenmächtig zu viel, und auf eine gewiſſe verzweifelungsvolle Art, davon gebraucht, ſo daſs in beyden Fällen gar oft ganz andere Wirkungen und Richtungen der Naturkräfte hervorgebracht werden, als die Abſicht des Arztes war. Oft bewirkt zwar dieſes unvernünftige eigenmächtige Verfahren des Kranken, nicht geradezu Schwäche, ſo wie einſt ein Mann ſeinem etwa achtjährigen Knaben eine halbe Unze Vitriolgeiſt, die gegen einen veralteten krätzigen Ausſchlag allmählig genommen werden ſollte, in Zeit von ein paar Stunden eingab, wonach der ſtheniſche Zuſtand des Körpers begreiflich etwas hoch ſtieg: — aber weil denn doch die angebrachten Reitzmittel, meiſt zur Unzeit angebracht werden, z. B. der beynahe in Krankheiten jeder Art nur zu gerne vom Armen angewendete, und oft mit dem letzten Groſchen ohne Vorwiſſen des Arztes erkaufte, noch dazu meiſt ſchlechte Wein, u. dergl.,

dergl., so entsteht doch meist allezeit dadurch Unordnung, und nicht selten, durch die über das angegebene Maass und die Vorschrift des Arztes hinaus, angewandten Reiz- und Stärkungsmittel, wenigstens indirekte Schwäche, wie man ebenfalls am besten bey dem Weine sehen kann, dessen bis zum Rausche fortgesetzte Anwendung in Krankheiten, unmöglich gute und erhebende Wirkungen haben, sondern am Ende mehr ab- als anspannen muss. Zwar kann man nicht läugnen, dass zu Zeiten die Ueberschreitung der Verordnungen des Arztes mit Vortheil für den Kranken verbunden ist, so wie z. B. der Instinkt in fauligen Krankheiten gar oft durch den gleichsam gierigen Gebrauch der antiseptischen Arzneyen sich geholfen und mehr ausgerichtet hat, als durch genaue Befolgung der unzureichenden und dem Grade des Uebels nicht gewachsenen Vorschriften manches Arztes, z. B. 5 Tropfen Vitriolsäure pro dosi, ausgerichtet seyn würde, aber es taugt doch ein solches Verfahren in der Regel nicht, erschwert und verwirrt die Behandlung der Krankheiten. Eben so wohl wird zuweilen durch das beynahe allgemeine Verlangen der armen Kranken, nach Magentropfen, herzstärkenden Mitteln u. dergl., die Stimme der Natur ganz richtig ausgedrückt, die ihrer Schwachheit aufgeholfen wünscht,

aber

aber es wird doch ſicher mit dieſem Begehren nach ſtärkenden Mitteln viel Miſsbrauch getrieben, ſo daſs der Arzt nur genug zu thun hat, die Kranken von der Unpaſslichkeit ihrer Forderung zu überzeugen. Und dennoch überzeugt er ſie nicht. Sie nehmen in den meiſten Fällen ſo lange hitzige und ſogenannte herzſtärkende Mittel zu ſich, als ſie deren nur habhaft werden können, und ſollten ſie auch dadurch, wie z. B. in manchen hitzigen Krankheiten, Oel ins Feuer gieſsen, und die Lebensflamme bis zum Auflodern anfachen, die unter dieſen Umſtänden, am eheſten, ſich ſelbſt verzehrend, erlicht *). Kurz es kommen hier Hinderniſſe und widrige Umſtände genug vor, welche machen, daſs da, wo der Arzt geſtärkt haben

*) So eben fällt mir noch ein Beyſpiel der Art aus meinen Papieren in die Augen. Eine arme Perſon, die ich an einem Seitenſtechen, wogegen ſie bisher nichts als Magentropfen genommen hatte, *in der dritten Woche* in die Kur bekam, hatte ebenfalls in einer Nacht für ſich ein halb Quartier Magenſekt ausgeleert, oder wie ein altes Weib, das um ſie war, ſich ausdrückte, ausgenippt, und einige Tage darauf grünen Kohl gegeſſen, wie ich dieſs alles erſt nachher erfuhr. — Kein Bemühen konnte, bey den überhaupt kläglichen Umſtänden, die Kranke retten.

haben will, geschwächt, und da wo er schwächen will, gestärkt wird.

Verwirrung und Schwächung der Lebenskräfte ist die gewöhnliche Folge.

Dieser Schluss ergiebt sich, meines Erachtens, aus dem vorhin Gesagten zur Genüge und deutlich genug, und ich wünschte nur im Stande zu seyn, die Gegenmittel dieser Widerwärtigkeiten jetzt eben so wahr und deutlich anzugeben, als ich die Ursachen und Erscheinungen davon, freylich nur im Auszuge, habe vor Augen legen können. —

2) Allgemeine Behandlung der Krankheiten des Armen.

Das beſte Heilmittel gegen ein Uebel pflegt die Wegräumung der Urſache deſſelben zu ſeyn. — Wo dieſe aber nicht unmittelbar wegzuräumen iſt, muſs man ſich, wie gar oft in der praktiſchen Heilkunde, mit der Verhütung, und ſo viel möglich Aufhebung der Wirkung dieſer Urſache begnügen, damit dieſe ſelbſt wenigſtens möglich unſchädlich werde. — Gerade ſo iſt's hier. Die Verſpätung in Krankheiten, das Brauchen von Arzneyen aller Art, die Mängel in der Diät und Wartung und unverſtändige Unfolgſamkeit der Kranken, können wir Aerzte aller Orten, und beſonders in der Armenpraxis, nicht heben, weil wir nicht die Ordnung der Dinge und der ganzen menſchlichen und bürgerlichen Verfaſſung in unſern Händen haben. Aber es iſt auch nur unſere Pflicht, dieſe nothwendigen Uebel durch unſere Maſsregeln ſo wenig drückend und ſo unſchädlich zu machen, als möglich iſt.

Iſt alſo Unordnung und Schwäche hervorſtechender Charakter der Krankheiten des Armen,

men, ſo müſſen wir Ordnung und Stärke herſtellen. Aber wie? — Ich will zuerſt der letzten Indikation, die von der Schwäche hergenommen iſt, Genüge zu leiſten ſuchen. Ich gründe darauf folgende allgemeine Regeln:

1. Man muſs nicht zu heroiſch verfahren.
2. Die beſten und kräftigſten Arzneyen anwenden.
3. Auf die Anlage zur Schwäche wenigſtens allezeit Rückſicht nehmen, ſowohl in Anordnung der Diät, als der Arzneymittel.

Was den erſten Punkt anbetrifft, ſo wundere ich mich immer, wie man ſo gewöhnlich und allgemein von des gemeinen Mannes ſogenannter Pferdenatur ſprechen mag, der man ziemlich alles bieten könne. Von dem wohlhabenden Theile des groſsen und arbeitſamen Haufens, beſonders auf dem Lande, mag das wohl allgemeiner gelten, aber nicht ſo von dem eigentlich armen Haufen. Dieſer Leute Konſtitutionen ſind gar oft, aus Mangel am Nothwendigen, vor und in der Krankheit, gleichſam ſo mürbe und zerbrechlich, daſs ein zur Unzeit oder unvorſichtig erregter Sturm (z. B. durch Brechmittel) ſie umwirft. Ja es giebt unter

unter ihnen, besonders unter den Weibern, hysterische, empfindsame, nervenschwache u. s. w. die man in jeder Hinsicht ungemein gelinde behandeln muss. Freilich auch manche, die anders beschaffen sind, z. B. eine funfzigjährige Frau, die ich in *Braunschweig* kannte, welche oft in 8 bis 14 Tagen keinen Stuhlgang hatte, dabey frey umherging, speisete (freilich meist Kaffee und dünne Kost) und bey stets kalten Händen einen Puls von einigen 40 Schlägen in der Minute hatte. Ihre Mutter von 83 Jahren hatte eben diese Anlage und schon seit geraumer Zeit, bey eben den Umständen und derselben Diät, beynahe ganz und gar keine Leibesöffnung mehr *). Aber solche Beyspiele, deren es mehrere giebt, stossen die allgemeine Regel nicht um, an die man sich als Arzt hier wirklich etwas halten muss, wenn man sicher gehen will. Es wird damit nicht gesagt, dass man alle Krankheiten des Armen mit Stärkungen und stärkenden Mitteln behandeln soll.

*) Auffallend war es, dass der erstgenannten Person, keins der gewöhnlichen Abführungsmittel, z. B. inf. lax. mannag., selbst in grosser Gabe nicht, Stuhlgang verschaffen konnte, sondern beynahe allein das electuar. lenitiv. Lond. — Den Grund davon gibt *Boerhave* an. (De viribus medicamentor. de eccoproticis. Coroll. 1).

Diefs würde eben fo heraus kommen, als wenn man diefe ausfchliefsliche Methode bey den Feldkrankheiten (welche übrigens viel Analoges mit den Krankheiten der Armen haben), anwenden wollte. Nur erftlich und in allen Fällen, auf die vorhergehenden Urfachen der Schwäche. und auf diefe felbft, Rückficht zu nehmen, ift die Meinung, die keiner Einfeitigkeit das Wort redet. — Was

Zweytens: von der Anwendung der beften und kräftigften Arzneyen in der Armenpraxis gefagt ift, fo weifs ich wohl, dafs ich hierin ebenfalls die gewöhnliche Meinung gegen mich habe. Schon die Stimme aller öffentlichen Armenkaffen erhebt fich laut und mächtig dagegen, weil in ihren Augen eine kräftige, d. h. theure Arzney unmöglich eine gute Arzney für den Armen feyn kann. Aber es ift Pflicht, diefe allgemeine Meinung, wenigftens da, wo fie zu weit geht, und fich felbft nicht verfteht, zu bekämpfen, und zu beweifen, dafs in manchen Fällen halb-gethan fo gut fey, als gar nicht gethan. Was will man denn damit, dafs man den kranken Armen freye medizinifche Hülfe zukommen läfst? Nicht wahr, ihn doch gefund machen? Aber mufs man fich denn darüber verwundern oder beklagen, wenn diefer Zweck hier oft eben fo wenig, und noch weit

weniger, als bey dem Reichen, ohne die Verwendung theurer Arzneyen, z. B. China, erreicht werden kann? Kann Menſchengeſundheit und Menſchenleben, im Ernſte, mit dem Preiſe eines Arzneymittels auf die Wage gelegt, und um denſelben zu theuer verkauft werden? — Aber wird man mir einwenden, die theuern Arzneyen nützen in der Armenpraxis doch nichts, weil ſie wegen anderweitiger Mängel, z. B. in der Diät, nicht wirken können, und weil ſie nachläſſig und unordentlich gebraucht werden. Was das erſte anbetrifft, ſo iſt dieſs nicht Sache der Arzneyen, auch nicht des Arztes, ſondern des Staats, der für genauere Aufſicht, Diät und Wartung des armen Kranken ſorgen ſollte, und was den nachläſſigen und unordentlichen Gebrauch der Mittel anlangt, ſo iſt mir dieſes gerade ein Grund, warum ich die kräftigen und oft theuern Arzneyen hier unumgänglich für nöthig halte. Gerade weil mit der Anwendung der zweckmäſsigen Mittel ſelbſt in dringenden Fällen, oft ſo ſaumſelig verfahren wird, müſſen ſie ſelbſt deſto mehr Wirkſamkeit in ſich enthalten, um auch in geringerer Quantität etwas Gutes ausrichten zu können. Ich weiſs gar wohl, daſs ein theures Arzneymittel nicht immer ein kräftiges, und ein wohlfeiles ein unkräftiges iſt, eben ſo wie ich einſehe,

dafs die Wirkfamkeit eines Mittels in den meiften Fällen, in der Pafslichkeit der Anwendung, zu rechter Zeit und am rechten Orte, gegründet fey, aber ich will auch nur fagen, dafs wo die Koftbarkeit einer Arzney mit der vorzüglichen Wirkfamkeit derfelben in einem gewiffen Falle zufammentrifft, es Pflicht des Arztes ift, diefs Mittel und kein anders für feine Kranken zu wählen, er mag nun Arzt für die Armen oder für die Reichen feyn. Mit diefer Regel foll auch in der Armenpraxis kein Mifsbrauch getrieben, z. B. nicht jeder der etwa eine Abführung nöthig hat, mit dem Wiener Tranke, oder der Soda phosphorata purgiert werden, eben fo wenig als er mit dem infuf. Gianell. brechen foll. Aber felbft bey diefen Abführungs- und Ausleerungsmitteln überhaupt, von denen das gewöhnliche Gefpräch fagt, dafs man nach gehöriger Auswahl, damit für 6 Pfennige eben fo viel ausleeren könne, als für 6 Grofchen, würde es oft vom Arzte unverantwortlich gehandelt feyn, wenn er z. B. dem kranken Armen, der an einem Gallen- oder Faulfieber, mit gröfstem Verluft der Kräfte nieder liegt, und Ausleerungen bedarf, mit einigen Lothen Glauberfalze den Ton der Eingeweide gänzlich raubte, und nicht vielmehr z. B. die, in folchen Fällen, fo wohlthätige

China

China tartarifata anwendete. Und folche Beyfpiele liefsen fich in grofser Menge anführen, wo es vor dem Gewiffen und vor der Wiffenfchaft fehr verwerflich feyn würde, ein Arzneymittel zu unterlaffen, oder ein anderes unzweckmäfsigeres an deffen Stelle zu fetzen, weil jenes theurer ift, und in einem Falle der Kranke ein Fürft, im andern ein Bettler ift. Hier gilt es die Ehre der Wiffenfchaft und die Menfchenpflicht, zu helfen, wie und auf welche Art man kann. Es macht nichts aus, ob diefs durch theure oder wohlfeile Arzneyen gefchieht. Man führe nur eine gute Wirthfchaft und Ordnung bey den Kaffen ein, und man wird finden, dafs der Arzt, wenn er gewiffenhaft ift, gute Auffícht führt, und nicht den unbilligen Forderungen und Leckereyen feiner Kranken, die freilich fehr koftbar werden können, zu fehr nachgiebt, nie eine Armenkaffe ruiniren wird, wofern diefe nicht fchon ruinirt ift, wo dann deficit auf deficit fich häuft, und felbft der Grofchen für Arzneyen ein fchwer aufzubringendes Kapital fcheint, da man doch bey guter Wirthfchaft, ohne Unbequemlichkeit, Statt deffen eben fo wohl, mit Freuden einen Thaler für die Erleichterung des armen Mitbruders hätte hingeben können. Ich bin fehr dafür, dafs man in den Armenrechnungen, auch

an Arzneyen ſparen muſs, was man kann, und daſs man z. B. beſonders Recht geben muſs, wenn gegen die Verſchwendung der koſtbaren China von Männern geeifert wird, die ſelbſt ſich dem mühſamen Geſchäfte der kliniſchen und Armen-Praxis unterziehen, und die faſt ohne China dennoch ſehr glücklich heilen *), aber man wird auch ſo billig ſeyn, und mir Recht geben müſſen, wenn ich behaupte, daſs in der Armenpraxis gerade am meiſten die Fälle eintreten, wo man durchaus nicht auf den Preis der Arzney, ſondern nur auf ihre Wirkſamkeit zu ſehen hat. Lieber ſpare man an andern Orten, und in andern Stücken, wozu ſich die Gelegenheiten oft genug finden, wenn ſie nur mit Klugheit und Eifer benutzt würden. Ganz anders iſt der Fall in der Hoſpitalpraxis, wo man den Kranken genau vor Augen haben, und durch Ordnung und Pünktlichkeit im Gebrauch der Arzneyen, mit dieſen mehr ausrichten kann, als durch eine vielleicht ungleich wirkſamere Arzney, da, wo ſie nicht ordentlich und zweckmäſsig gebraucht wird.

Die *dritte* angegebene Regel iſt zwar meiſt für ſich klar, und zum Theil ſchon in den vorher-

*) *Hufeland* im prakt. Journal. 2ter Band. S. 596. Anmerk.

vorhergehenden enthalten. Zur genaueren Beſtimmung derſelben diene indeſſen Folgendes. Was die Diät anlangt, ſo habe ich freilich ſelbſt darüber geklagt, daſs dieſe in der Armenpraxis ſo wenig in der Gewalt der Kranken als des Arztes iſt, und daſs die Art der Ernährung, oft ſchlimmer als gar keine ſey. Der Arzt muſs daher hier eine Art von pharmazevtiſcher Diät ſchaffen, da es mit der Küchendiät ſo ſelten fort will. Bey dem Mangel an Nahrung und Pflege nämlich, der bey den Krankheiten der Armen zu herrſchen pflegt, und bey den meiſten derſelben, die ohnehin nicht übermäſsigen Lebenskräfte, um ſo leichter ſinken läſst, iſt es oft rathſam, neben den der Krankheit beſonders anpaſſenden Arzneyen, beſonders wenn ſich dieſe etwas in die Länge zieht, allgemein nahrhafte und reſtaurirende Mittel nehmen zu laſſen, z. B. eine Abkochung von Saleb, oder von isländiſchem Mooſe (wofern dieſs paſst), oder auch nur das Gelbe vom Ey in einem ſchicklichen Auflöſungsmittel, u. ſ. w. damit durch dieſes Vehikel der Mangel diätetiſcher Hülfsmittel wenigſtens in etwas erſetzt werde. Herr *Tiſſot* ſagt zwar irgendwo, daſs niemand in Fiebern an Schwäche ſterbe, allein man muſs, um dieſer Sentenz einigen Sinn abzugewinnen, ſich gleich deutlich machen, was für Fieber hier

nach

nach altfranzöſiſchem Begriffe gemeint ſeyen, die hitzigen und die Lebenskräfte aufreizenden nämlich, wo dann in den meiſten Fällen, die Waſſerſuppendiät recht gut iſt, obgleich auch da nicht immer, wo nämlich, wie gar oft bey den Krankheiten der Dürftigen, das Aufbrauſen des Fiebers ſich nur zu bald legt, und die leicht aufgezehrten Lebenskräfte oft nur zu ſchnell in ein anderes Extrem von Schwäche verfallen, welches doch noch leichter zu verhüten als zu heben iſt. Das morbum nutris non aegrum, paſst recht gut auf Kranke, die einmal genährt ſind, nicht ſo auf die, bey denen Hunger zuweilen eine Krankheit ausmacht. Wo die Gelegenheit fehlt, ſolche medizinisch - diätetiſche Hülfsmittel im Hauſe ſelbſt zu bereiten, muſs man ſie fertig aus der Apotheke kommen laſſen. Es koſtet zwar freilich etwas, aber der Kranke wird dafür doch oft ſatt und genährt, und iſt für dieſe Gabe dankbarer als für die troſtloſen Arzneyen ſelbſt. Viele Krankheiten des Armen vertragen freilich eine ſolche Ernährung nicht, z. B. die ſo gewöhnlichen Darmkanals Krankheiten, wo man meiſtentheils, wenigſtens zu Anfang, mehr fortſchaffen, als herzuführen muſs, und es gar nicht auf das gewaltſame, gleichſam drückende, Anfüllen und Vollpfropfen ankömmt. Aber ſobald die

Sache

Sache etwas langwierig wird, und die Kräfte mitgenommen werden, ist es, nach meiner eigenen Erfahrung, von grosſsem Nutzen, der Ernährung und Stärkung der Kranken, etwa auf die oben angegebene Art, zu Hülfe zu kommen. Man verhütet dadurch selbst vielmehr die unpassenden und schädlichen Speisen des Kranken und besonders des Genesenden, weil ein wirklich Hungriger und von Krankheit verstimmter Magen auf allerley Dienliches und Undienliches zu verfallen pflegt, dessen Genuſs man dem armen Kranken um so weniger wehren kann, da bey der wenigen Aufsicht und Krankenwartung auch keine grosse Wahl in seiner Macht ist, und seine ganze Krankendiät gewöhnlich von Grund aus nicht taugt.

Es wäre daher auch wohl der Mühe werth, daſs die Vorsteher von Armenanstalten und öffentlichen milden Stiftungen, denen das Wohl ihrer armen Mitmenschen am Herzen liegt (wozu doch deren Sättigung mit gehört), vor allen Dingen auf eine hinreichende und zweckmäſsige Beköstigung ihr Augenmerk richteten, und sich daher zu diesem Endzweck, z. B. die sehr wohlfeile und nahrhafte Suppe empfehlen lieſsen, welche der Graf *Rumford* in seinen vermischten Schriften (S. auch *Hufeland's* Journ. der

der pr. Heilk. B. 5. St. 2.) als für Armenanſtalten beſonders paſslich angibt, wovon das taxirte Rezept folgendes iſt.

	Pfund.	Loth.	Groſch.	Pfenn.
1½ Metze Gerſtengraupen —	17	20 1/1	8	3
1½ Metze Erbſen (trockene) —	16	13	7	1½
1½ Viertel Erdäpfel —	57	18	6	—
Scheiben von ganz hartem Roggenbrod	17	13	5	10
½ Metze Salz —	4	30½	1	10½
Fünf Maſs ſchwachen Eſſig —	11	22½	2	6
Waſſer —	245	23½		
Summa	371 ℔	13 Lth.	für 1 Rthlr. 7 Gr.	7 Pf.

Dieſe Portion, die man begreiflich nach den Umſtänden verhältniſsmäſsig ſchmälern und erweitern kann, reicht für 300 Perſonen hin, wie man dieſs in *Leipzig* verſucht hat; und ſonach erhält jede Perſon von dieſer Suppe 1¼ Pfund für 1 70/300 Pfennig, und wird davon gut geſättigt.

Billig ſollte doch in jedem Orte eine eigentliche Verpflegungsanſtalt ſeyn, wo beſonders dem Armen, der keine Familie, Wartung und Pflege hat, ſowohl in geſunden wie in kranken Tagen, gute und zweckmäſsige Speiſen verab-

verabreicht würden. Mit der Unterſtützung an Gelde allein, die er in der angegebenen Lage etwa erhält, iſt ihm lange ſo viel nicht geholfen, als durch dieſe erleichterte Beköſtigung, wovon ſeine Geſundheit unmittelbar abhängt, und wodurch beſſer für die Erhaltung der Kräfte geſorgt wird; welches alles dann auf die Menge, die Art, und den Verlauf ſeiner Krankheiten groſsen Einfluſs hat. Es läſst ſich leichter vorbauen als heben, leichter verhüten als wieder gut machen, und nur dann, wenn die beiden wichtigen Artikel, *Nahrung* und *Kleidung* gut und zweckmäſsig ſind, kann für die Menſchheit überhaupt der Ausſpruch gelten: daſs wenn wir dieſe haben, wir uns begnügen laſſen ſollen.

Was die Verhütung der Unordnung der Krankheiten betrifft (S. 131 ff.), ſo giebt es hier beynahe keine andere beſtimmte Regeln, als die, daſs es keine dergleichen giebt. Man ſuche in jedem Falle die wirkende Urſache, die Störung auf, welche die Unordnung im Gange der Krankheit hervorgebracht hat, und hebe ſie. Beydes Aufgaben, deren Schwierigkeit ein jeder fühlt, der nur einigermaſsen Kenntniſſe von den Sachen hat, wovon die Rede iſt. Wer kann hier die vielen Reize und Störungen entdecken, welche auf den Gang der Krankheit merkli-

chen

chen Einfluſs haben, hier, wo gemeiniglich ſelbſt die natürlichen Reize für den Körper, Luft, Speiſe und Trank, und ich möchte beynahe ſagen, Waſſer und Feuer, in Qualität und Quantität verändert oder verdorben ſind, und ſelbſt oft das, was den Körper gegen Reize ſchützen ſoll, z. B. die Kleidung ſelbſt Reiz wird, durch Unreinlichkeit u. ſ. w. — Und wenn er ſie auch alle entdeckt hätte, wie kann er, der Arzt, ſie heben, der in den meiſten Fällen bloſser Zuſchauer oder auch wohl Theilnehmer dieſer meiſt empſindlichen Reize ſeyn darf, da er bey Verbeſſerungen der phyſiſchen Lage des Armen ſelten mit zu Rathe gezogen zu werden pflegt, obgleich er ſie gewöhnlich durch eigene Erfahrung am beſten kennt. Er muſs alſo gemeiniglich dem Dinge ſeinen Lauf laſſen, und ſich begnügen, wenn er hier und da, eine zu grobe und zu ſehr in die Augen fallende Störung beſeitigen, und die Krankheit ſo lange, wenigſtens im Gleichgewichte halten kann, bis Natur oder Kunſt, auf eine Art den Ausſchlag gebe. — *Ein* Mittel iſt noch übrig, wodurch der Arzt die Unordnung in Krankheiten, wenigſtens theilweiſe, verhüten kann, wenn er ſich nämlich das Zutrauen und dadurch die Folgſamkeit der Kranken zu erwerben weiſs. Dieſs geſchieht überall, beſonders aber bey dem

groſsen

großen Haufen, am besten dadurch, daſs der Arzt den Kranken von der Natur seines Uebels und von der Absicht der Kurplans, so weit dieſs thunlich ist, und wäre es auch nur dem Scheine nach, unterrichtet, und besonders dadurch, daſs er in die Begriffe und Vorstellungen, die sich der Kranke von seinem Uebel und der besten Heilart desselben macht, hineingeht, und ihm so gewissermaſsen ein medizinisches Stimmrecht verstattet. Dieses Stimmrecht, selbst über seinen Zustand zu urtheilen, pflegt sich überhaupt selten ein Kranker gern nehmen zu lassen, und es ist daher zweckmäſsig gehandelt, denselben wenigstens ein williges Ohr zu leihen, wenn auch die pathologischen und therapeutischen Begriffe des Kranken noch so verwirrt und unrichtig wären, also auf die eigentliche Heilmethode keinen Einfluſs haben dürfen. Nichts schmeichelt gleichsam dem Kranken mehr, und bringt ihn dem Arzte mehr entgegen, als diese Aufmerksamkeit auf seine eigenen Aeuſserungen, welche der Arzt dann oft auch ganz umändern, und nach seinen Wünschen sobald es aufs Handeln ankömmt, modifiziren kann, ohne daſs das Zutrauen des andern gestört wird, wenn dieser nur glaubt, daſs darauf einige Rücksicht genommen ist. Er folgt dann um so williger dem Plane und den

Vorschriften des Arztes, weil er sie zum Theil für seine eigenen hält, und die Erfahrung lehrt ja, daſs der Mensch sich immer lieber selbst bestimmt, als bestimmen läſst. Selten wird der Arzt einen Kranken, namentlich aus der Armenklasse zu behandeln bekommen, daſs dieser ihm nicht sogleich seine Vorstellungen über die Beschaffenheit seines Uebels, und die beste Art dasselbe zu heben mittheilen sollte. Er prüfe diese Aeuſserungen, benutze sie, weise sie wenigstens nie geradezu zurück, da sie oft wahrhaft nützliche Winke enthalten, indem sie von der individuellen Natur des Kranken abstrahirt sind, deren Kenntniſs dem Arzt meist nothwendiger ist, als alle allgemeine Wissenschaft. Hat man doch die Bemerkung gemacht, daſs die wirksamsten Arzneyen gegen gewisse schwere Krankheiten, die wir kennen, z. B. die Zinkblumen gegen die Epilepsie, von Quaksalbern, Empirikern, alten Weibern, kurz von Nichteingeweihten in der Kunst, den rationellen Aerzten mitgetheilt worden sind. Ich will zwar damit der eben angeführten Zunft nicht das Wort reden, so wenig als ich vernünftigerweise verlangen kann, daſs man allen Meinungen nnd Vorschlägen des Kranken, die oft auffallend unrichtig und mehr als thöricht sind, Gewicht beylegen soll, aber es liegt eine geheime

heime Kunſt in der prüfenden und zweckmäſsigen Benutzung der eigenthümlichen Vorſtellungen und Ausdrücke des Kranken, bey ungeſchwächter, und ſelbſt bey geſchwächter Urtheilskraft, ſo wie man ja weiſs, daſs gar oft die Hand des unbeſinnlich Liegenden, den Trepan des Wundarztes richtiger an die Stelle der geheimen Verletzung am Kopfe geführt hat, als alle Forſchung der Kunſt. Man hüte ſich alſo nur vor groben auf die Ausſage des Kranken gebaueten Fehlern, z. B. vor der Darreichung eines Brechmittels, wo dieſes von jenem, wegen Ueblichkeit vom entzündeten Zuſtande der Eingeweide verlangt wird, wie dieſs ebenfalls ſich zuträgt, und gebe ſich alſo meiſtentheils weniger Mühe, den Ideen des Kranken allen Werth abzuſprechen, als vielmehr dieſe nach ihrem Werth zu nutzen, und wo möglich wenigſtens in den Ausdrücken ihm zu folgen, wenn auch das Verfahren der Sache nach, ein ganz anderes als das vorgeſchlagene ſeyn müſte. Der Arzt löſe daher mit dem Kranken im Seitenſtechen immerhin Schleim auf, wenn gleich der nöthige Auswurf nicht durch auflöſende, ſondern durch entzündungswidrige, krampfſtillende u. ſ. w. Mittel, zur groſsen Freude des von Schleim erlöſeten Kranken,

ken, bewirkt wird. Man laſſe den Kranken immerhin, nach ſeinem Vorſchlage, in Ausſchlagskrankheiten u. dergl. blutreinigende und blutverſüſsende Mittel nehmen, er wird weit folgſamer und ausdauernder in deren Gebrauche ſeyn, und wenn ſie auch offenbar nicht ſüſse, ſondern ſcharfſauer wären, wie z. E. die mineraliſchen Säuren, als wenn man ſeine methodiſche Theorie von zu ſtärkender Spannkraft der feſten Theile u. ſ. w. geltend machen, und damit den Kranken in eine ihm ganz unbekannte Welt führen wollte. Zwar iſt es, wie geſagt, oft unmöglich, den Angaben und Ausdrücken der Kranken Sinn abzugewinnen, deren Pathologie meiſt ganz eigener Art iſt, wie ich davon oben einige Beyſpiele angeführt habe, und deren ſogenannter Inſtinkt nicht immer ſo richtig leitet, als bey dem bekannten ſauren Kohlfaſſe, welches ein Schmid im kalten Fieber ausaſs und damit ſich heilte, ja vielleicht eben ſo oft, wegen Verwirrung der Umſtände unrichtig als richtig führt, z. B. bey jeder Art von Kongeſtion und Blutwallung eine Aderläſſe zu verlangen pflegt, und ſollte es auch im Faulfieber ſeyn. Aber es iſt allezeit rathſam, den Vorſchlägen des Kranken, beſonders des Armen, der gar zu gern ſein eigener Arzt zu

ſeyn

ſeyn pflegt, und oft in Ermangelung eines andern, auch ſeyn muſs, und alſo doch oft, wenn auch nur in Abſicht ſeiner ſelbſt, einige kollegialiſche Kenntniſſe hat, wenigſtens den Worten nach, einiges Gewicht einzuräumen, und wo möglich, das Heilverfahren, mindeſtens dem Anſcheine nach, daran anzuſchlieſsen. Man wird ſich wenige Vorwürfe zu machen haben, daſs man dabey oft die Gelegenheit verſäumt, die phyſiologiſchen und pathologiſchen Begriffe der Kranken aufzuklären, indem man ſie nämlich bey ihren alten läſst. Zu Zeiten kann man aber wirklich aufklären und belehren, und dann iſts Pflicht, lieber durch wichtige und wahre Vorſtellungen und Gründe zu wirken, als durch unrichtige und falſche, da die Aufklärung in dieſen Begriffen auch auf folgende und mehrere Fälle Einfluſs haben kann. Sonſt iſt es erſte Pflicht des Arztes, Gutes zu thun wo er kann, und alles nach Verhältniſſen zu beurtheilen, z. B. nie mehr Verſtand und Einſicht von ſeinen Kranken zu fordern,

als ſie haben, und haben können. Mit dieſen und ähnlichen Rückſichten wird er auf ihr Zutrauen wirken, und ſo viel an ihm iſt, der Unordnung und Unfolgſamkeit in Krankheiten wehren. —

III.

Vermischte Bemerkungen und Beobachtungen aus der Armenpraxis.

1) Ueber den Gebrauch der Arnica montana.

Die ſpezielle Betrachtung und Anempfehlung eines Mittels, kann entweder zum Empiriſm oder zu nützlichen Wahrheiten führen. Zu dem erſteren, wenn, wie in manchen Lehrbüchern der Materia medika, auf das Anſehen der Praktiker geſtützt, geſchieht, zu viele und verſchiedenartige Wirkungen von dem Mittel ausgeſagt werden. Die Erſcheinungen, die man bey dem Gebrauch deſſelben beobachtete, können an ſich wahr und richtig ſeyn, aber es fehlt dabey oft die genaueſte und nothwendige Unterſuchung, was gleichzeitiges Symptom der Krankheit, oder Determination des Mittels zu einer gewiſſen Wirkung hin, durch den Krankheitsreiz, die Lebenskräfte, die äuſseren Umſtände, die beſondere Reizempfänglichkeit (Idioſynkraſie) des Kranken u. ſ. w., geweſen ſey. Das Mittel wird dann leicht gegen zu viele,

 ja,

ja, wohl gegen alle Uebel empfohlen, oder wenn auch der ihm mitgegebene Empfehlungsbrief nicht ſo allgemein lautet, ſo finden ſich leicht Nachfolger, die, beſonders wenn der Vorgänger ein Mann von Wichtigkeit iſt, und ſich merken läſst, daſs er gern die Richtigkeit ſeiner Beobachtungen beſtätigt hätte, meiſt nicht nur daſſelbe, ſondern noch weit mehr geſehen haben, als dieſer ſelbſt. Hingegen zu nützlichen Wahrheiten kann eine ſolche praktiſche Monographie eines Arzneymittels führen, wenn man ſeine Wirkungen, auf die Körper und deren Rückwirkungen, ſo weit dieſs thunlich iſt, zuerſt möglichſt allgemein, aber dennoch genau, beſtimmt, und dieſem zufolge die beſonderen Einflüſſe auf gewiſſe Zuſtände des geſunden und kranken Körpers feſtſetzt. Alsdann iſt Ein Mittel praktiſch genau zu kennen, mehr werth, als von Hunderten ihre vielerley geprieſenen Tugenden zu ſtudiren, wobey der Kranke oft an ſeinem Körper, und der Arzt an ſeinen Begriffen Nachtheil und Verwirrung leidet. Je weiter man dann in der genauen Kenntniſs der Wirkungsart der Arzneyen kömmt, deſto weniger ſpezifiſche Wirkungen wird man annehmen, und ſo ſcheinbar auch der Gedanke ſeyn mag, daſs die wohlthätige Natur ohne Zweifel uns für jedes

Uebel,

Uebel ein gewiſſes Kraut (nur für den Tod nicht, um mich des Sprüchwortes zu bedienen) wachſen laſſen, ſo iſt doch im Grunde die Vorſtellung wohl richtiger *), daſs die Natur uns nicht für jedes Uebel ein Mittel, ſondern vielmehr Ein Mittel für alle Uebel, den Verſtand gegeben habe, der nach ihrer Abſicht nicht müſsig ſeyn, aber auch nicht durch ein bloſses Umhertappen (wie die Aufſuchung ſpezifiſcher Mittel für ſpezifiſche Uebel ſeyn würde); ſondern durch eine allgemeine Umherſicht, und vielmehr durch Zurückführung der mannichfaltigen Naturwirkungen auf einfache Urſachen, geübt werden ſoll. Der Ausdruck, der Wein erfreuet des Menſchen Herz, dieſe älteſte Sentenz der Materia medika, drückt die Eigenſchaften des Weins richtiger und praktiſcher aus (ob zwar nur allgemein und bildlich), als wenn noch ſo viele, meiſt von Zufällen oder äuſseren Umſtänden abhangende ſpezielle Wirkungen angegeben wären. Und ſind nur die allgemeinen Wirkungen eines Mittels auf den ganzen Körper gefunden und genau beſtimmt, ſo

*) Wie nun, wenn man umgekehrt ſchlöſſe, daſs, ſo viel Mittel von beſondern Eigenſchaften ſind, auch ſo viel Uebel ſeyn müſſen! Sollte nicht Arzt und Kranker noch mehr bange werden, als ſie jetzt ſchon ſind?

so wird man damit weiter kommen, als wenn man die besonderen Eigenschaften, z. B. urintreibend, schweißtreibend, eröffnend, auflösend u. s. w. anzugeben sich bemüht, welche alle, nur nach den verschiedenen Umständen, oft von einem und demselben Mittel ausgesagt werden können. Die Arnika ist ein reizendes, erregendes Mittel, dieß sagt gewiß alles, was sich von ihr sagen läßt, in der Grundanlage nämlich. Und so viel gute Eigenschaften mehr sich auch noch speziell von ihr sagen lassen, so kommen sie doch alle auf jene Grundeigenschaft zurück, deren Kenntniß dem Praktiker schon Winke genug zur Benutzung giebt. Nun ist es aber eine alte Erfahrung, daß ein Mittel dennoch vor dem andern, ihm übrigens in allen Beschaffenheiten sehr ähnlichen, in gewissen Zuständen des Körpers, noch gewisse besondere Wirkungen leiste, wahrscheinlich wegen gewisser Nebeneigenschaften, die wir ihm nicht ansehen, auch durch keine Analyse in ihm entdecken können. Aber diese Nebeneigenschaften sind doch mit der Haupteigenschaft analog und zusammenstimmend, nie widersprechend (wie z. B. stärkend und schwächend, kühlend und hitzend), und es ist daher keinesweges erlaubt, immer wieder spezifische Wirkungen anzunehmen, da eben diese Spezi-

fike

fike Eigenſchaft eines Mittels in tauſend Fällen *derſelben Krankheit* unwirkſam, und nur in Einem Falle (wo die Bedingungen der Wirkſamkeit ſich finden, und die Hinderniſſe weggeräumt ſind) wirkſam ſeyn kann. Eigentlich iſt jedes Mittel ein ſpezifiſches Mittel, d. h. unter gewiſſen Bedingungen und Zuſtänden des geſunden und kranken Körpers, wirkt ein jedes Mittel ſich ſelbſt gleich, und bringt auf ſeine Art dieſe oder jene Veränderung im Körper hervor (*poſito hoc, ponitur illud*). Die *Folgen* dieſer bewirkten Veränderung im Körper können dann noch ſo mannichfaltig ſeyn, z. B. Schweiſs, Stuhlgang, Urinabſonderung u. ſ. w., und auf einmal und zugleich erſcheinen, immer aber iſt es doch eine einfache homogene Wirkungsart des Mittels, welche ſelbſt die verſchiedenen Nebenwirkungen deſſelben begründen. —

Nach dieſer Vorrede, die ich meinen Leſern und mir ſelbſt, wegen meiner Vorliebe zur Arnika, und ihren *gleichſam* ſpezifiſchen Eigenſchaften, ſchuldig geweſen bin, will ich es verſuchen die Geſchichte meiner, wie ich glaube, ziemlich genauen, Bekanntſchaft mit dieſem Arzneymittel, ſo viel an mir iſt, theoretiſch und praktiſch zu erzählen.

Von

Von jeher zogen die merkwürdigen Wirkungen dieses Krauts meine Aufmerksamkeit auf sich. Seine hülfreichen Eigenschaften gegen Lähmungen aller Art, selbst seine äusseren, für die Sinne durchdringenden Eigenschaften von aromatischem Geruch und Geschmack, besonders aber die unbefangenen und genauen Beobachtungen des grossen Beobachters *Stoll* flössten mir Achtung und Zutrauen ein, welche sich nach angestellten eigenen Versuchen, z. B. im schwarzen Staar, Lähmung der Extremitäten, besonders aber bey den, von *Stoll* so genau gezeichneteu, schädlichen Durchfällen im gallichten Faulfieber, immer vermehrten. Hauptsächlich aber gewann ich eine Art Vorliebe für dieses Mittel, nachdem es mir in dem Falle einer durch Unrecht angebrachten Aderlässe zu einem gefährlichen Grade der Schwäche gebrachten Seitenstechens ausgeholfen hatte. Aber wie diess zu gehen pflegt, meine Vorliebe gieng wirklich zu weit, und ich wollte, nach dem Beyspiele so vieler meiner Amtsbrüder, zu viel mit diesem einen Mittel heilen. Ich nützte dadurch oft nicht, schadete auch wohl. Endlich kam ich zu den, wie es mir scheint, wahren, und von Stoll und andern festgesetzten Grundsätzen, die Anwendung desselben betreffend, zurück, und fand folgende Erfahrungswahrheiten begründet.

Die

Die Arnika wirkt als reizendes, erregendes Mittel zunächſt ſtark auf den Magen (daher Uebligkeit, Beängſtigung, Aufſtoſsen, Erbrechen *), und demnächſt auf das ganze Syſtem, ſo daſs ſie alle Funktionen deſſelben erhöht, woher ſich dann die zu Zeiten dadurch vermehrten Abſonderungen, beſonders durch Schweiſs und Urin, erklären.

Sie iſt vielleicht das wirkſamſte Kraut, das wir kennen, bey den Zuſtänden der Nervenkraft, wo dieſe zu ſchwach, oder unterdrückt, oder verſtimmt iſt, namentlich alſo (um nur bey den Fiebern ſtehen zu bleiben), im ſogenannten rheumatiſchen Nervenfieber (ſiehe unten), und im Faulfieber, wo ſie z. B. den erſchöpfenden Durchfällen auf die kräftigſte Art widerſteht. (*Stoll*).

Ihre Wirkung iſt mehr durchdringend und vorübergehend, als toniſch und dauernd (dadurch unterſcheidet ſie ſich ſchon merklich von der China).

Bey

*) *Stoll* ſchrieb deſswegen, wie mir ſcheint, ohne Grund, den Flor. Arnic. eine *ſpezifiſche* Kraft auf den Magen zu, und glaubte, daſs vielleicht aus dieſem Grunde ſie ſo nützlich im Faulfieber wären, welches meiſt ſeinen Urſprung aus dem gaſtriſchen Syſtem nähme. Rat. med. 3. p. 161.

Bey jeder Anlage zur allgemeinen oder örtlichen Entzündung (der faulichten etwa in gewiſſen Fällen ausgenommen), oder vermehrten Stärke der Funktionen, paſſt ſie nicht, ſo ſicher nicht, als ſie bey Atonie und Schwäche allemal zweckmäſsig wirkſam iſt. Der ſogenannte gaſtriſche Zuſtand und deſſen Zeichen, bitterer Geſchmack, belegte Zunge, u. ſ. w., ſchlieſsen ihren Gebrauch, wo dieſer übrigens richtig angezeigt iſt, keinesweges aus, ja dieſer Zuſtand ſelbſt wird durch ſie, in gewiſſen Fällen, am beſten gehoben. Dieſer Satz, der von der Meinung *Stolls* abweicht, kann erſt in der Folge bewieſen werden.

So hält auch *Stoll* einen langſamen, oder dem ähnlichen, Puls für eine Bedingnng ihrer Anwendung. Eine Meinung, die ebenfalls zu eingeſchränkt iſt, da dieſs Mittel oft geſchickt iſt, den kleinen zu ſchnellen Puls ruhig und langſam zu machen (ſiehe unten). Falſch iſt es daher was *Murray* (appar. medicam. I. p. 162. edit. 1^{ma}) aus dem Collin anführt, febre praeſente locum non habet, niſi forſitan in nitri connubio.

Jetzt nur noch einige Bemerkungen über die zweckmäſsige Anwendung der Arnika in einigen

nigen Krankheiten, oder in gewiſſen Zuſtänden derſelben.

Es giebt einen Zuſtand in dem Seitenſtechen, oder der Lungenentzündung, wo in der ſpäteren Periode der Krankheit, die Entzündung entfernt, und der nothwendige Auswurf gekocht iſt, aber wegen Mangel an Kraft nicht herauf gebracht werden kann. Hier thut die Arnika was man nur von einem Mittel verlangen kann, und befördert die unvollkommnen Kriſen aller Art, z. B. durch Schweiſs, Urin u. ſ. w. Nur darf keine Entzündung oder auch nur die Anlage dazu, in der Bruſt mehr ſeyn, in welchem Falle ſie wirklich Schaden anrichtet, und die Sputa vielmehr unterdrückt und feſter macht. Iſt aber keine Entzündung da, und kömmt es in dem genannten Falle bloſs darauf an zu reizen und zu erheben, dann iſt kein wirkſameres Mittel, den ſchwachen Lebensfunken wieder anzufachen, und die Natur in Bewirkung der Kriſen kräftig zu unterſtützen.

Eine Frau gegen 50 Jahr alt, wurde im Anfange des Sommers 1796 mit einer rheumatiſch-entzündlichen Pleuropnevmonie befallen, die offenbar noch ein Spätling aus der mehr entzündlichen Peripnevmonie war, welche in den ſpäteren Frühlingsmonaten deſſelben Jah-

res, nach dem harten Winter, geherrſcht hatte. Ich hatte der Kranken die Ader öffnen, und ein Veſicatorium auf die Bruſt legen laſſen, überhaupt ſie mehr antiphlogiſtiſch behandelt. Die Kräfte aber ſanken ſo merklich, der Auswurf blieb ſtehen, die Kranke fiel in einen Zuſtand von Betäubung, der Puls ward ſo klein und unregelmäſsig, daſs man ihn nicht mehr fühlen konnte, die Zunge ward trocken, das Geſicht hippokratiſch — kurz es ſtellten ſich alle Anzeigen des nicht entfernten Todes ein, welchen ich auch den Umſtehenden verkündigte. Alles was ich thun konnte, war, der Kranken, wenn ſie zu Zeiten ein wenig mehr ſich ermunterte, ein infuſo - decoct. der rad. Arnic. reichen zu laſſen, welchem ich durch etwas hinzugefügte Serpentaria eine noch flüchtigere Eigenſchaft zu geben, bemüht geweſen war. Der betäubte und mehr als halbtodte Zuſtand, dauerte 2 mal 24 Stunden, während welcher Zeit die dieſsmal ſorgſamen Umſtehenden fleiſsig und anhaltend von der Arzney reichten, ſo oft dieſs nur möglich war. Endlich, da wir alle den Tod immer näher glaubten, berichtete man mir, mit der Kranken ſey eine beſondere Veränderung vorgegangen. Sie habe angefangen über den ganzen Leib zu ſchwitzen, die Augen aufgeſchlagen, und ſich umhergeſe-

hen,

hen, sey jetzt auch in einem ganz andern Zustande. Ich fand alles so, und hätte nun kein schöneres Beyspiel der unterstützten Natur sehen können, wie sie sich aus der Unterdrückung von der Krankheit, bey gehöriger Hülfe, gleichsam im Todesschlafe, erhebt, und über alles siegt. Wirklich war dieser äusserste Grad von Schwäche und Unterdrückung der Lebenskraft die Ursache des betäubenden Schlafes gewesen, in welchem die Natur aber, von innen und aussen neue Kräfte sammelte, um sich, so zu reden, ihres Feindes zu entledigen. Alle Funktionen der Kranken nahmen nun wieder neues Leben an. Schweiss und Urin waren kritisch. Der Auswurf, an dessen Stelle bisher ein fruchtloser Anstoss von Husten Statt gefunden hatte, kam wieder in Gang, der Puls hob sich, kurz die Kranke genas durch die Fortsetzung der erhebenden und hernach der stärkenden Methode, völlig, und ich konnte mich nacher nie erwehren, so oft ich sie sah, mir an ihrem Beyspiel den Kontrast eines lebendigen Todten vorzustellen. Die Arnika aber that in diesem Falle, *wo sie gewiss passte*, wenigstens vortreffliche Dienste, wenn auch nicht Wunder (welche so oft die Mittel thun sollen, da sie doch meist die Natur thut). Der Zusatz der Serpentaria muss keinen Puristen in der

Zuſammenſetzung der Arzneyen beleidigen, da ich nur 1 — 2 Drachmen gegen das Ende der Kochung, zu einer ſechs Unzen Mixtur ſetzen lieſs, nicht um die Wirkung der Arnika zu hindern oder zu verwirren, ſondern in dieſem Falle durch ein analog wirkendes Mittel zu erhöhen.

Der Ausdruck, *Nervenſieber*, bezeichnet zwar bey den verſchiedenen Partheyen zum Theil verſchiedene Dinge, z. B. bey einigen auch das von andern ſogenannte Faulſieber. Alle kommen doch aber darin überein, daſs in dieſem krankhaften Zuſtande, eine Erhebung der Nervenkraft, durch ſogenannte Nervenmittel, vornehmſter Zweck ſeyn müſſe. Gerade alſo in dieſem Falle, wo entweder die Nervenkraft an ſich zu ſchwach, unterdrückt, oder verſtimmt iſt, iſt die Arnika eins der wirkſamſten Mittel, wo nicht das wirkſamſte, um die Lebenskraft zu heben, und gleichſam wieder in das rechte Gleis ihrer Funktionen zu bringen. Ich muſs mich aber noch, um alle Miſsverſtändniſſe zu verhüten, deutlicher und beſtimmter erklären. Die Zeichen der wahren reinen Schwäche ſind bekannt. Hier wirkt die Arnika auf den langſamen ſchwachen Puls, und hebt mit ihm alle Verrichtungen des Körpers. Aber es giebt einen Zuſtand der Schwäche, und dieſen zwar am

häufig-

häufigſten, wo das Syſtem zugleich von einem oft heftigen Reize gereizt wird, oder, wie man will, auch nur bloſs an übermäſsiger Reizbarkeit leidet, und dann ſind die Erſcheinungen am Pulſe u. ſ. w. oft ganz anders, und fordern dennoch dringend den Gebrauch der Arnika, als eines ſtärkenden, und zugleich Reiz aufhebenden oder entfernenden Mittels. Der kleine ſchnelle Puls, die brennende Hitze u. ſ. w., ſind dann die gröſsten Indikationen zur Anwendung derſelben, obgleich ſonſt in der Regel die Arnika beym langſamen Pulſe, und im ſtatu frigido am beſten bekömmt. Genaue Beyſpiele werden alles dieſs beſſer ans Licht ſetzen, als alles Raiſonnement.

In der Mitte des Sommers 1796 herrſchte in *Braunſchweig*, nach einer naſſen Witterung, beſonders unter dem groſsen Haufen, häufig folgender Krankheitszuſtand. Die Kranken lagen unruhig, oder betäubt, ſtumm und ſeufzend vor ſich hin, ohne das Vermögen zu haben, ihre Lage zu verändern. *Der Puls war ſehr ſchnell*, klein und meiſt mehr weich. Die Hitze war groſs und brennend, und die Haut trocken. Der Kopf ſchmerzte, meiſt in der Stirn, heftig — die Zunge trocken, und entweder rein und hochroth, oder mit einem gelben braun-

lichen Schmutz belegt, immer aber röther als gewöhnlich. *Dabey sehr bitterer Geschmack*, Ekel oder Gleichgültigkeit gegen alle dargebotene Nahrung, Trinken etwa ausgenommen, ein häufiger, wäſsriger, die Kräfte erschöpfender Durchfall, und rother Urin. Ueberdem groſse Schwäche, Flecken vor den Augen, starre Augen mit erweiterten Pupillen, und ein schweres, kurzes oder auch wohl tiefes schnaufendes Athemholen. Die Ursache dieses Fiebers war meist offenbar rheumatisch, so wie die prädisponirende Ursache in der vorhergehenden feuchten naſskalten Witterung, und andern schwächenden Umständen gegründet war. Die Arnika besserte diesen Zustand, bey übrigens nicht zu ungünstigen Umständen, und so lange noch nicht eine namhafte Affektion eines Eingeweides oder des Gehirnes da war, gleich und von Stund an auf das allerkräftigste.

Krankengeschichte.

Ein 24jähriges robustes Mädchen gieng im Anfang des Jul. 1796 nach dem Freyschieſsen zu Goslar am Harz, um dort Honigkuchen zu verkaufen. Bey Aufrichtung der dazu erforderlichen Bude, und überhaupt bey dem ganzen Verkehr, das wahrscheinlich mit physischen

und

und moralischen Fehlern gegen die Lebensordnung verbunden war, hatte sie sich in der regnichten und dabey kalten Luft so erkältet, dafs sie allmälig ganz in den eben angegebenen Zustand verfiel, und als ich sie am 11ten Tage der Krankheit zuerst sahe, schon 3 Tage in wahrer Bewufstlosigkeit, mit Phantasiren untermischt, gelegen hatte. Sie hatte zwar einige Mittel genommen, aber nicht regelmäfsig und anhaltend, weil diefs für die Vermögensumstände der Familie zu kostbar gewesen war. Vesikatoria, China und Arnika in starken Gaben, die sie gleichsam mechanisch hinunter schluckte, vermochten nicht sie aus der Betäubung zu bringen. — Sie starb am andern (12ten) Tage. — Mutter und jüngere Schwester dieses Mädchens, wurden nach dieser ihrer Zuhausekunft auf eine ähnliche Art befallen. Der Stuhlgang war dünn und häufig, beständiges Aufstofsen, die Zunge ganz roth, gelbbraun belegt und trokken. So auch die Haut. Der Puls klein und schnell u. f. w. Die Hitze so grofs, dafs das zehnjährige Mädchen sich ganz von allen Kleidungsstücken entblöfst hatte, und nackend da lag. Die 43jährige Mutter ward dabey beynahe ganz taub. Allem Anscheine nach waren sie also von der ersten Kranken angesteckt, wozu die äufserst unreinliche und unordentliche Le-

bensart der ganzen Familie vielleicht mit beygetragen hatte. — Diesen zwey beschriebenen Kranken gab ich die Summitat. Arnic. in Pulverform (2 — 3 Drachmen mit einer Unze Zucker vermischt, alle 2 Stunden einen Theelöffel voll zu nehmen). Bald darauf *war der Puls nicht so schnell mehr*, und am dritten Tage merklich langsamer, *die Zunge feucht*. Die Hitze und Unruhe nicht mehr so grofs, die Stühle nicht so häufig, und das summarische Befinden, dessen selbsteigener Ausdruck bey Kranken (aufser in Fällen verborgener Entzündungen, der Auszehrungen und einiger Nerven- und Gemüthszufällen) so ziemlich richtig und belebend zu seyn pflegt, besser *). Am vierten Tage meiner Behandlung fand ich bey der Mutter, einer erklärten Säuferinn, eine volle Branntweinsflasche im Bette liegen, die sie, nach gespürter Erleichterung, zu noch gröfserer Tröstung neben sich genommen hatte. Dieses eigenmächtige Verfahren à la Brown, war hier für diesmal nun wohl nicht ganz unpassend. Ich that nichts mehr, und konnte auch nichts mehr

*) Morbi in meliorem statum conuersi initium ducebam ab eo ipso die, quo aeger interroganti citius et promptius respondebat. *Stoll* rat. med. 3. p. 162.

mehr thun, als daſs ich die Mäſsigung anrieth. — Die Beſſerung nahm zuſehends zu, ſo daſs am 5ten Tage nach dem Gebrauch der Arzney die Pulsſchläge immer weniger und voller wurden, und am 7ten beynahe kein Fieber mehr zu ſpüren war. Am 9ten Tage war *die Zunge* bey beyden Kranken *ganz rein*, und ſo erfolgte bald die völlige Wiederherſtellung.

Nachſtehende Beobachtung ſoll zwar nicht zeigen, was die Arnika zur Erreichung des Endzwecks gethan hat, da der Fall unglücklich ablief, aber doch was ſie thun kann und gewiſs gethan haben würde, wenn die Umſtände nicht zu widrig geweſen wären. Zugleich ſchlieſst ſich dieſe Geſchichte an den eben beſchriebenen Krankheitszuſtand genau an, und trägt zu deſſen vollſtändigerer Beſtimmung bey.

Eine andere Frau in *Braunſchweig*, ebenfalls Honigkuchenhändlerinn, und auch zum Freyſchieſsen geweſen, wurde unter denſelben Gelegenheiten, von derſelben Krankheit befallen. Nur war dabey mehr topiſches, und Stiche in der Bruſt. *Es war der 8te Tag der Krankheit, als ich die Kranke ſah.* Ich lieſs gleich ein Veſicatorium auf die Bruſt legen, und konnte wegen Verſpätung in der Krankheit und groſser

Schwäche, mit gutem Gewiſſen auf nichts anders als auf Erhebung der Kräfte denken. Die Arnika wurde in derſelben Form, wie vorhin, gegeben. Vom Veſicatorium fühlte die Kranke nichts, war ſich aber doch ſonſt bewuſst. Am 11ten Tage der Krankheit fand ich den Puls ſo klein, daſs ich ihn am linken Arm gar nicht, und am rechten nur ſehr wenig und wellenförmig fühlen konnte. Ich machte die Umſtehenden auf einen nahen Schweiſs aufmerkſam, der auch am Abend reichlich und mit einiger Erleichterung eintrat. Den Tag darauf war die Zunge ganz voll gelber Blaſen und Schörfe (aphthae), und dick und geſchwollen. Am 13. Tage der Krankheit änderte ich die Form der Arzney, da die Kranke gewiſs nicht getreu von dem Pulver, wogegen ſie Widerwillen äuſserte, genommen hatte. Ich lieſs ℥j Pulv. rad. Arnic. in einem Aufguſs von 6 Unzen Waſſer und einem Zuſatz von ʒj Pulv. Serpent. V. und ℥iß Syr. Liquir. nach der Colatur alle 2 Stunden zur halben Taſſe nehmen. Der Puls war gar zu klein, kaum fühlbar. Das Athemhohlen ſchwer. Beym Aufhuſten löſte ſich tief etwas Schleim in der Bruſt. Da ſie auf der Bruſt kein Veſicat. leiden wollte, wurden zwey neue an die Waden gelegt. Aber der Puls ward immer kleiner, und es ſtellte ſich

Hart-

Harthörigkeit ein. Die Arzney hatte die Kranke jedesmal wieder ausgebrochen. (Ich liefs daher ʒiij Summit. Arnic. mit Aqua feruid. ℥vj ausziehen und davon alle 2 Stunden einen Efslöffel voll geben). Man hörte ein kniſtern-des Geräuſch in der Bruſt, und ein Unvermögen die Zunge auszuſtrecken nebſt der höchſten Schwäche und untermiſchten Phantaſieen fand ſich ein. Niemand war da, der nur einigermaſsen regelmäſsig das Nothwendige der Kranken gereicht hätte. Ein kleines Kind war meiſt die einzige Aufwartung, die aber dennoch oft fehlte. Es war ein erbärmlicher Zuſtand. Allmälig verſchwanden die Kräfte, den zähen Schleim herauf zu bringen, der durch den Huſten gelöſt im Schlunde hängen blieb. Die Zähne wurden mit einem ſchwarzen Pigment bedeckt. Doch war am 17ten Jul. die Haut feucht, und der Zuſtand übrigens leidlicher, nur daſs der Stuhl ſchon einige Tage zu häuſig und wäſſe-rig geweſen war. Reiter. infuſ. Arnic. add. Extr. Opii aquoſ. gr. iv. Am folgenden Tage konnte ich wegen Abweſenheit aus der Stadt die Kranke nicht vor 9 Uhr Abends ſehen, unter welcher Zeit 3 Boten nach einander gegen Abend dringend meine Gegenwart verlangt hatten, weil die Kranke in letzten Zügen läge. Ich fand ſie wirklich in der gröſsten Angſt,

mit

mit ſtarkem Herzklopfen und Abweſenheit des Geiſtes. Nichts argwöhnend auſser groſse Schwäche und das letzte Ende, gebe ich Wein mit dem Extrakt der Arnika. Auf dem Rückwege nach Haus erzählt mir die kleine Tochter der Frau, daſs die Mutter um 10 Uhr Vormittags eine anſehnliche Menge Kirſchentorten, die ihr von einer Verwandtinn zugebracht waren, gegeſſen habe, und beſonders von 11 Uhr an immer ſchimmer geworden ſey. — Zum Brechmittel war es zu ſpät, und dieſes auch überhaupt, wegen zu groſser Schwäche, nicht zu rathen. — Am andern Morgen finde ich die Kranke wieder bey Verſtande, und an Seel' und Leib auffallend aufgerichtet. Der Stuhlgang war nur einmal die Nacht erfolgt. Ich laſſe mit der letztern Arzney fortfahren. Was ich aber ſchon am vorigen Tage gegen Abend bemerkt hatte, einen röthlichen Ausſchlag, der an den Armen und den Kniegelenken vorzüglich ſich zeigte, und einer Neſſeleruption ſehr ähnlich war, das bemerkte ich heute ſehr deutlich. — Uebrigens war das Befinden dem äuſsern Anſehen nach leidlich, und der Leib natürlich offen. Nichts deſtoweniger ward den nächſten Tag (den 18ten der Krankheit) das Athemhohlen röchelnd, ein halb wachender halb ſchlafender Zuſtand fand ſich ein. Stuhlgang war

aber

aber nicht weiter erfolgt. Der Puls ſtimmte keinesweges mit den übrigen Erſcheinungen überein. Er ſchlug voller und gleicher, als man erwarten konnte. Um 3 Uhr Nachmittags erfolgte ein ſanfter Tod.

Ich will mich nicht dabey aufhalten, die Erklärung aller in dieſer Krankengeſchichte vorkommenden Phänomene zu verſuchen, da der ganze Zuſtand hier offenbar ſo ungünſtig und verwirrt war, daſs man dabey ebenfalls verwirrt, und leicht verleitet werden könnte, falſch zu erklären, und ſich in Trugſchlüſſe zu verwickeln. Aber meines Erachtens iſt die erhebende und die Nervenkraft gleichſam hinhaltende Tugend der Arnika nicht zu verkennen, obgleich ſie wegen des topiſchen in der Bruſt weniger, und nur durch den ſpäten Zeitraum der Krankheit angezeigt zu ſeyn ſchien. Immer war der Fall verwickelt und ſchwer, und wo iſt der Arzt und das Mittel, das im Stande wäre, alle Knoten zu löſen, und alle Schwierigkeiten zu heben?

Bey einem jungen Ehemanne aber, einem Soldaten, der erſt vor 2 Tagen geheirathet hatte, und in eben dieſe Krankheit, mit ſchnellem kleinem Pulſe, Bitterkeit im Munde, rother

reiner Zunge, Kopfweh in der Stirn, Durchfall, grofser Hitze und Trocknifs in der Haut, ungemeiner Schwäche und Betäubung mit fchwarzen Flecken vor den Augen u. f. w., fiel, that die Arnika ganz allein alles, und fo merklich, als man nur verlangen konnte. Auch bey 3 Gefchwiftern deffelben, die alle auf gleiche Art darnieder lagen. Eine der Schweftern befuchte ihn in den Kafernen, wo auf demfelben Zimmer ein Soldat an demfelben Uebel erkrankt war und von feinem Kompagnie-Chirurgus, ohne Zweifel wegen des bitteren Gefchmacks, fo kräftig und wiederhohlt mit Brechmitteln und Salzen bedient wurde, dafs man das falfche diefer Methode fo recht deutlich an der abnehmenden Befferung diefes Kranken fehen konnte. In der Ausrichtung meiner eigenen Gefchäffte, zumal da meine Kranke gar bald das Zimmer verlaffen und zu ihrem Bruder ziehen konnte, habe ich verfäumt, mich nach dem Ausgange der Krankheit des Soldaten zu erkundigen, deffen gute Natur fo lange ich ihn fah, ihr noch immer Trotz bot, fo wie ich mir dann auch die Freyheit nahm, den vielleicht fehr, und zu fehr fyftematifchen Chirurgus an das Bette meines Kranken zu führen, und ihm die Aehnlichkeit der Krankheiten und die Wirkfamkeit der, allen Ausleerungsanzeigen

ein

ein endliches Ende machenden, ſtärkenden Methode zu zeigen.

Dieſe ſieberhafte Krankheit, von welcher ich hier einige Beyſpiele gegeben habe, war, um mich praktiſch auszudrücken, offenbar rheumatiſch-nervos, ſo wie alle Krankheiten nach dem lauen Winter dieſes Jahres, gern und lange noch einen nervoſen Charakter annahmen. Auch kann man, wenn man will, ihm noch eine gaſtriſche Komplication zuſchreiben, ohne den Vorwurf einer barbariſchen widerſprechenden Wortkrämerey auf ſich zu laden. Es iſt immer nützlich, alle eminente hervorſtehende Charaktere einer Krankheit, in der Benennung derſelben zu bezeichnen, wenn gleich die Heilart noch ſo einfach ſeyn, und ſich nach dem Hauptcharakter richten muſs. Weit entfernt, den Blick zu verwirren, erweitert dieſs ihn nur mehr, und macht ihn durch Herbeyführung des Einzelnen nur deſto aufmerkſamer auf das Ganze. Herr D. *Hopfengärtner* beſchreibt im Hufelandſchen Journale der prakt. Heilk. B. I. S. 489 u. ſ. f. ein Fieber, das er in dieſem Falle mit Recht gaſtriſch nennt, und dem unſrigen ſehr ähnlich iſt. Obgleich nun die Arnika bey einem gaſtriſchen Zuſtand geradezu nicht paſst, ſo wird doch ſo viel einleuchten,

leuchten, dafs da, wo dieſer zum nervoſen oder faulenden ſich hinneigt, ſie nach Analogie mit andern roborirenden und Nervenmitteln dringend angezeigt ſey, und man ſich ihrer, bey vernachläſſigten Ausleerungen bedienen könne, ja bedienen müſſe. In dieſem Falle iſt auch ein ſchneller kleiner Puls Bedingung ihrer Anwendung, welchen ſie nach umgekehrten Geſetzen langſamer macht, da ſie bey Langſamkeit deſſelben, ihn ſonſt beſchleuniget, und freylich in der Regel bey der letzteren Gelegenheit am öfterſten und zweckmäſsigſten angezeigt iſt.

Um alle Anzeigen und Bedingungen zur Anwendung dieſes trefflichen Mittels ſo viel möglich, genau und vollſtändig feſtzuſetzen, dient noch folgendes. Es iſt bekannt, dafs das äuſsere Anſehen und Betragen der Kranken zu Zeiten wichtige und entſcheidende Winke für die Wahl dieſes oder jenes Mittels giebt. So erzählt *Van Hoven* *) auf eine lehrreiche Art, dafs in einer fauligen Epidemie, er denen Kranken, deren Geſchwätzigkeit und lebhafte Deliria einen mehr gereizten Zuſtand verriethen, mit

*) *Geſchichte des aſpergiſchen epidemiſchen Fiebers*, Jena 1795.

mit besonderem Vortheil Opium gegeben habe, denen aber, die still und dumpf vor sich hin lagen, Wein und andere Excitantia. Der grosse, und beynahe zu genaue Beobachter, Sarcone, hat gerade dieses schon sehr gut gewusst *). Und eben so ist es mit der Anwendung der Arnika, die eigentlich für den dumpfen gleichsam tobsüchtigen Zustand am besten passt, weniger für den Zustand einer zu lebhaften oder zu heftigen Reizung. *Stoll* gab sie "aegro prae„primis stupido, tardo, graviter audiente, som„nolento, mussitante, subdelirante" **).

Ein Wiener Fuhrmann, Bonitz mit Nahmen, bekam im Sommer 1797 auf der Reise bey starker Hitze, und, wie er glaubte, nach Verkältung oder einem unvorsichtigen Trunke, einen Schwindel, der immer zunahm, und ihn zuletzt zum Stehen und Gehen ganz unfähig machte, so dass er bloss, dieser Ursache wegen liegen musste, da er sich übrigens stark genug fühlte, und gern fort wollte. Man hatte ihm schon die Ader geöffnet, zweymal brechen, auch abführen lassen, alles ohne den mindesten Erfolg. Der Appetit war nicht gross; der Puls schnell und schwach. Dieses, und die indicat. ex

*) *Krankheiten von Neapel.* Th. 2. S. 221. d. Uebers.

**) *Rat. med.* 3. p. 160.

ex nocentibus, bestimmte mich eine entgegengesetzte Heilart, die reizende, und unter den Mitteln die Arnika mit der Valeriana zu wählen, da kein topischer Affekt, auch keine Kongestion zum Kopf u. dergl. sich zeigte.

℞. Summit. Arnic.
Rad. Valerian. conc. ana ℥j.
Inf. aquae fervid. ℔j.

Ebull. Col. S. Alle 2 Stunden ½ Tasse voll.

Nach einigen Tagen fieng der Puls an langsamer und voller zu schlagen, der Kopf wurde freier. Um aber die Besserung, so viel möglich zu beschleunigen, woran dem Kranken so sehr gelegen war, so wurde bey dem Gebrauch dieses Aufgusses, in welchem ich die Gabe der Arnika allmählig bis zu ℥iß erhöhte, ein Vesicator. in den Nacken gelegt, worauf unter baldiger Wiederkehr der Esslust, der Kranke, obzwar nur allmählig, völlig wieder hergestellt wurde. denn noch einige Wochen nachher blieb ihm eine Schwere und Schwäche im Kopfe nach.

Obgleich ich hier die Valeriana mit der Arnika verband, so gebührt doch unstreitig der Arnika der Vorzug der grösseren Wirksamkeit, da schon der ersteren Gabe gegen die der letzteren, verhältnissmässig, beinahe veschwindet.

Ein etwa 60jähriger Soldat, der stark an Branntewein gewöhnt, und sonst immer rüstig und

und in Arbeit gewefen war, ward im Sommer 1796 zuerft ganz mifsmüthig und ftill vor fich hin, afs und trank wenig, und war zu feinen gewöhnten Befchäfftigungen ganz unluftig. Sein Blick war ftarr und traurig, fein Puls fchwach und langfam, und überhaupt fein ganzes Wefen ohne Leben und Kraft. Die meifte Zeit legte er fich ins Bette, ohne felbft recht den Grund davon angeben zu können, da er übrigens wie er felbft fagte, nicht eigentlich krank war. Der Branntewein felbft war ihm zuwider. — Diefen Zuftand, der nun fchon in den anderen Monat gedauert hatte, und aus keiner andern fichtbaren Urfache, als aus einer, von der Lebensart des Kranken u. f. w. abzuleitenden Verftimmung des Nervenfyftems, die ihn auch gegen fein Lieblingsgetränk gleichgültig machte, zu erklären war (obgleich wahre Abfpannung ebenwohl damit verbunden, oder wenigftens davon Folge feyn mochte), hob die Arnika (die Blüthen in Pulverform) in fteigenden Gaben, aber freylich erft binnen einigen Wochen, fo dafs der Kranke, deffen Puls voller und erhabener wurde, allmählig wieder feine gewöhnten Befchäfftigungen anfieng, *und auch den Speifen und feinem Branntewein wieder Gefchmack abgewann.* Nachher habe ich ihn noch öfters in feiner Arbeit (er fammelte Afche in der Stadt

für die Seifenſieder) getroffen. Zu ſeiner Geneſung trug auch ſicher das Zutrauen viel bey, was er zu dieſem Mittel, bald nach den erſten Gaben deſſelben, bezeugte, wahrſcheinlich weil ihm, den an ſcharfe Sachen gewohnten Trinker, der durchdringende Geſchmack, ſo wie die reizende Wirkung davon auf den Magen, gefiel.

Oberg, ein Schäfer, einige 70 Jahr alt, bekam vor einem halben Jahre in der Kirche plötzlich Stottern beym Singen, und Unvermögen die Zunge zu regieren, ſo daſs er wider Willen allerley unverſtändliche Töne herlallen muſste. Dieſer Zufall gieng jedoch vorüber, bis er um Michaelis 1797 periodiſch verſtärkt wieder kam, und jetzt mit heftigen zuckenden Bewegungen, beſonders des rechten Arms und Fuſses, und der ganzen rechten Seite überhaupt. Es war ihm dabey, nach ſeinem Ausdrucke, als wenn ihm unter einem beſchwerlichen Druck, einem gewiſſen Zuſammenſchnüren in den Präkordien ein Strang heiſsen Waſſers den Rücken hinauf lief. Uebrigens war des Kranken Eſsluſt und Verdauung gut, und die Ausleerungen natürlich. Nur der Puls ſchlug ungemein langſam und ſchwach. Eine deutliche Urſache dieſes Uebels, z. B. Hämorrhoidalbeſchwerden u. dergl. war nicht aufzufinden, auſser etwa, daſs der Mann ſonſt Fuſsſchweiſs

gehabt hatte, der nun aber ſchon ſeit Jahren ausgeblieben war. Ich fand hier alſo weiter keine Indikation, als zu heben, und die, wie es ſchien, unordentliche Reizbarkeit zu erwekken und wieder ins Ebenmaſs zu bringen. Es wurde ein decoct. ſaturat. von Arnika und Valeriana, in ſteigenden Gaben, wie im vorigen eben erzählten Falle, gegeben. Wegen der etwanigen Indikation von Fuſsſchweiſs, wurden ihm warme Fuſsbäder mit Seife gemacht, und in der Folge Einwickelungen von Wachstuch, unter denen die Füſse auch immer feucht ausdünſteten. Der Kranke beſſerte ſich in Zeit von einer Woche merklich und ſpürte mehrere Tage lang gar keine Anfälle, da er ſie ſonſt täglich mehrmals gehabt hatte. Er konnte ſeyn Bett verlaſſen, und wieder kleine häusliche Arbeiten verrichten, als er in ein Rezidiv fiel, welches aber durch den mehrwöchigen Gebrauch des Dekokts (in welchem ich die Gabe der Summit. Arnicae bis zu 2 Unzen auf 1 ℔ Waſſer erhöht hatte) ebenfalls gehoben wurde, ſo daſs von allen zuckenden Bewegungen nur ein leichtes Stottern und ein gewiſſer Ungehorſam der Zunge nachblieb. Ich wollte wieder zu den bisherigen Mitteln, nur in ſtärkerer Gabe greifen, weil dieſe nun ſchon zweymal Hülfe bewirkt hatten, als ich im *Hufelandſchen Jour-*

 nal

nal der pr. Heilk. eine Beobachtung des Herrn D. *Keck* las, die meinem gegenwärtigen Falle ſehr ähnlich, und wahrſcheinlich von einer Verhärtung des Pankreas entſtanden, auch mit der ſalzſauren Schwererde geheilt worden war. Schnell fuhr mirs durch den Kopf, daſs das Uebel meines Kranken von derſelben Urſache herrühren könnte, da ich mich auch nunmehr erinnerte, daſs der Kranke über häufigen Schleim (richtiger wohl Speichel) im Munde, beſonders während der Anfälle, geklagt hatte. Ich unterſuchte nun ebenfalls den Unterleib genauer, als ich vorhin gethan hatte, und fand in der rechten Seite, gerade unter den falſchen Rippen, eine flach erhabene länglichte und nicht genau umſchriebene Härte, die ich für nichts anders als eine Verhärtung der Leber nehmen konnte, und dieſer Idee gemäſs innerlich mit Schierlingsextrakt und äuſserlich mit Queckſilberſalbe ernſtlich behandeln wollte, als ich bey einiger Anwendung dieſer Mittel, welchen ich auch die ſalzſaure Schwererde zu ſubſtituiren dachte, bald fand, daſs Kräfte und Geduld des Kranken und ſeiner Frau, ſchwerlich das gute Werk vollenden würden, ohnehin da die Leute auf einem ziemlich entlegenen Garten vor der Stadt wohnten, und daher ſchon immer meiner genauen Aufſicht entzogen geweſen waren,

auch

auch jetzt kein grosses Zutrauen zu der neuen Kur bezeugten. Wirklich nahmen die Kräfte des alten Mannes immer mehr ab, und die Anfälle kamen periodisch wieder. Einige Wochen darauf meldete man mir, dass der Kranke sehr schlecht sey, dabey den Urin nicht lassen könne, und einen dick geschwollnen Arm habe. Ich schickte ihm eine Kampferemulsion mit Squillaextrakt. Der Urin war wieder freyer geworden. Da ich eine Versetzung des Urins vermuthete, gieng ich nach einigen Tagen hinaus, obgleich mir die Frau sagen liess, dass das Einnehmen doch wohl nichts mehr helfen könne. Ich fand den Kranken zwar bey Bewusstseyn, aber ohne Sprache, der Mund verzogen (paralytisch) und die heftigsten periodischen Zuckungen an der Zunge und den Gesichtsmuskeln der rechten Seite, so wie auch der rechte Arm geschwollen war. Der Speichel lief ebenfalls noch häufig aus dem Munde, und der ganze Zustand war überhaupt mehr als bedenklich. Der Puls schlug ganz langsam aber mäſsig voll, und veränderte seinen Gang auch während der Anfälle nicht. Den Stuhlgang und Urin musste der Kranke, wegen Unvermögen regiert zu werden, unter sich lassen, und er hatte kaum so viel Vermögen in dem linken Arm, damit in die rechte Seite zu fahren und mir stillschwei-

gend dadurch gleichſam den Sitz ſeines Uebels anzudeuten. Dieſer gemiſchte hemiplegiſche Zuſtand, womit auch Unvermögen zu ſchlingen verbunden war, und alſo die Anwendung von Arzneyen von ſelbſt ausſchloſs, dauerte noch lange fort, und endigte nur erſt nach mehreren Wochen mit dem Tode.

Die wahrſcheinliche Erklärung dieſer Geſchichte muſs nun ſo lauten. Der Kranke hatte eine Verhärtung eines Eingeweides, hier wahrſcheinlich der (Oberfläche der) Leber (obgleich man an dem Stuhlgange u. ſ. w. keine deutliche Zeichen davon wahrnehmen konnte), worin der Urſprung aller dieſer krampfhaften und gleichſam konvulſiviſchen Bewegungen der rechten Seite lag. Die Arnika und die ebenfalls auf die Nerven wirkende Valeriana, waren auf gewiſſe Zeiten, durch den Gegenreiz hülfreich, überſtimmten und hoben die von der fixen Urſache herrührende Reizung, in dem an ſich ſchwachen Körper, auf. *Obzwar dieſs viele Wirkſamkeit der Mittel, und vorzüglich der, in der Gabe relativ ſehr hervorſtechenden Arnika beweiſt*, ſo konnte die Beſſerung doch nur auf gewiſſe Zeit, und dann nicht mehr Stand halten, wenn nämlich der urſprüngliche Reiz wieder der ſtärkere geworden war. Es verdient

alſo

alſo dieſes Mittel hier ſo wenig Verwunderung, daſs es im Grunde doch nicht half, als vielmehr Bewunderung, daſs es doch überhaupt half, obgleich es wegen verfehlter Diagnoſis der Krankheit, gar nicht richtig angezeigt war *).

Dieſs ſind ungefähr die Beobachtungen, welche ich über die ganz vorzügliche Wirkſam-

 keit

*) Herr D. *Keck* heilte ſeinen Kranken, bey welchem die Verhärtung in der linken Seite des Unterleibes, alſo wahrſcheinlich im Pankreas war, mit auflöſenden, die Verhärtung zertheilenden Mitteln, und beſonders mit der Schwererde. Glücklicherweiſe war dieſer auch etwa nur 30 Jahr alt, da der meinige über 70 zählte, alſo doch wahrſcheinlich die auflöſende Kur nicht ſo gut beſtanden hätte, wenn ich auch den Fall gleich anfangs richtig erkannt hätte. Die Erklärung aller Phänomene aus den Verhärtungen der angegebenen Eingeweide zu verſuchen, iſt hier der Ort nicht. Aber den wirklich ſcharfſinnigen Gedanken des Hrn. K. kann ich nicht vorübergehen, der nämlich die häufigen Speichelflüſſe daraus erklärt, daſs die Natur die in der groſsen Speicheldrüſe geſtörte Funktion, wie gewöhnlich, hier ähnlich gebaueten und wirkenden Theilen übertragen habe. Siehe auch Percival eſſays. Vol. 2. p. 220. — Abh. für prakt. Aerzte. B. II. St. 2.

keit der Arnika in den wichtigſten und in den paſſenden Fällen ihrer Anwendung zu machen Gelegenheit gehabt habe. Dieſs Mittel wird noch immer trotz den lehrreichen Vorgange des Collin's, Stoll's und anderer, zu wenig angewandt, ein Mittel was um ſo mehr Empfehlung verdient, da es einheimiſch iſt und in manchen Fällen nicht allein manchen andern ausländiſchen und koſtbarern, z. B. der China, an die Seite geſetzt werden, ſondern vielmehr vorgezogen werden muſs, z. B. in allen Fällen, wo ein mehr durchdringender, die Nervenkraft erhebender Reiz nöthig iſt, obgleich ſie dieſer in andern Fällen, wo ein mehr toniſcher Reiz erfordert wird, weichen muſs, *Stoll* heilte mit der Wurzel der Arnika beſonders glücklich den phthiſiſchen Zuſtand, der ſich nach groſsen Eiterungen, z. B. beym Abnehmen groſser Glieder, einzuſtellen pflegt. Er ſagt: Curauimus anno priori duas eiusmodi phthiſeos ope radicis Arnicae, omni bihorio drachma vna. Aderat iam diarrhoea colliquatiua, ſudores colliquatiui. Profuit tunc haec ipſa radix cum chinchina; ſed radix ibi profuit, vbi cortex nos deſeruit *). *Stoll* ſagt auch offenbar, daſs er mit dieſem Mittel im Faulfieber mehr ausgerichtet habe, als mit jedem andern (rat. med.

3.

*) *Praelect. in morb. chron.* 2. p. 122.

3. p. 165). Aber *Stoll* war kein ſorgfältiger Beobachter und kann hierin kein Urtheil fällen, ſeitdem Hr. *Hahnemann* im Hufelandſchen Journal (B. 2. S. 467.) ausdrücklich erklärt, dieſe (von mir und andern wahrgenommene) Wirkung, *nicht Stoll's Vorgang*, beſtimmten mich, die Wurzel der Arnika in einer ganz einfachen (gallichten) Ruhr anzuwenden. — Schade nur, daſs er dennoch in der Beſchreibung dieſer Wirkung im Allgemeinen den *Stoll* zum Vorgänger hat, und, mit oder ohne Bewuſſtſeyn, ihm ſo genau nachfolgt, daſs er nichts mehr, nichts weniger, ſondern gerade daſſelbe davon angiebt, was *Stoll* (rat. med. 3. p. 161 ſq.) darüber beſtimmt. — Und wäre es denn auch ein ſo groſser Schimpf, dieſen Mann zum Vorgänger zu haben, den ich nie gekannt habe, aber immer, wegen der Genauigkeit der Beobachtungen, und namentlich der gar nicht umzuſtoſsenden in der Erfahrung gegründeten Beobachtungen über die Anwendung der Arnika, hochzuachten gezwungen werde, wenn man auch nicht immer in der Erklärung der Krankheitsurſachen mit ihm einig ſeyn möchte, ſo wie er ſelbſt am Ende, in dieſem Stücke, nicht mit ſich ſelbſt einig war, und z. B. geſtand, daſs er zu viel Galle geſehen habe. — Doch genug von ſolchen Betrachtungen, die um

um so leichter ein polemisches Ansehen haben, und zu Missverständnissen verleiten könnten, da ich übrigens, so viel an mir ist, den Verdiensten des Hrn. H., auch in Rücksicht seiner Beobachtungen über die Arnika, gern Gerechtigkeit widerfahren lassen, und z. B. gern glauben will, dass sie, in den meisten Fällen, nach seinem Princip der Wirksamkeit der Arzneymittel überhaupt, durch Erregung eines Reizes, der dem Krankheitsreiz entgegengesetzt ist (oder vielleicht durch Vermehrung des Reizes, wo dessen zu wenig ist), wirke.

Was übrigens die Verbindung der Arnika mit andern Mitteln anlangt, der ich mich zu Zeiten auch schuldig gemacht habe, so wird man, denke ich, so lange das Verdammungsurtheil der Vertheidiger des Systems der Einfachheit in Anwendung der Arzneyen, von sich und der Gründlichkeit der gemachten Erfahrungen, immerhin abhalten können, als man keine mehr oder weniger entgegensetzt, *sondern analog wirkende* Mittel, mit dem Hauptmittel vereinigt (also z. B. kein Glaubersalz), und ohne in Abrede seyn zu wollen, dass jene Einfacheit, im Ganzen, zu wünschen und vorzuziehen sey, glaube ich, bemerkt zu haben, dass besonders der Zusatz von Valeriana oder Serpen-

Serpentaria, fo wie mehr krampfhafte, oder erfchöpfte Reizbarkeit vorwaltet, die Wirkung der Arnika in gewiffen Fällen, nicht erfchwert oder verwirrt, fondern befördert und ficherer leitet. Diefs will ich indeffen dahin geftellt feyn laffen, da die Wirkfamkeit der Arnika, in den paffenden Fällen ihrer Anwendung, ungezweifelt grofs und gewifs bleibt.

Ueber den hülfreichen Gebrauch diefes Mittels aber, in den verfchiedenen mannichfaltigen Uebeln, ein vollftändiges Regifter, aus meinen eigenen ziemlich mannichfaltigen Erfahrungen, hier zu fammeln, und auch aus den Beobachtungen der Praktiker aufzuftellen, dazu finde ich mich um fo weniger aufgelegt, da gewöhnlich von einem Mittel leicht zu viel gefagt wird, befonders wenn davon Monographien und ganze Bücher gefchrieben werden. Die allfeitige Treue der darin vorgelegten Beobachtungen pflegt dann um fo eher verdächtig zu werden, da man meift richtig fürchtet, dafs wer einmal ein ganzes weitläuftiges Buch über ein Mittel fchreibt, ihm auch gern eine mögliche Vollftändigkeit, und dabey nur zu leicht, eine Ausdehnung über die ftrenge Wahrheit hinaus zu geben, verleitet werde. Meine eigentliche Abficht ift hier nicht fowohl gewefen,

neue

neue und unerhörte Dinge an den Tag zu bringen, und mit einem gepriefenen Mittel mich felbft zu preifen (wozu etwas mehr als ein wenig Schriftftellerey gehört); als vielmehr anderer verdienter Männer (z. B. *Collin's*, *Stoll's* u. a.) gründliche Wahrnehmungen zu beftätigen, oder wenigftens darauf wiederhohlt aufmerkfam zu machen. Durch eine folche Aufeinanderftellung homogener Wahrnehmungen, kann gewifs, ohne defswegen das Neue auszufchliefsen, welches die Wiffenfchaft auch an Umfang erweitert, ein folideres Gebäude der Wiffenfchaft aufgerichtet werden, als durch das übertriebne eitle Verlangen, anderer Beobachtungen, oft auf die leichfertigfte Weife, verdächtig machen, und felbft aller Orten eigene Grundfteine fetzen zu wollen. Der Hauptwahrheiten find eigentlich nur wenige, obzwar diefe und ihre verfchiedenen Zweige, meift fchwer zu finden. Jeder trage aber nur feinen Stein herbey, und lege ihn *vertragfam* auf den, oder auch neben den des andern (wie es am beften pafst), und wir wollen allmählig den babylonifchen Thurm fchon aufbauen, von wo aus wir die Natur überblicken können. — Ich übergehe alfo die zahlreichen Beobachtungen, die man von jeher über die hülfreiche Anwendung der Arnika, in Lähmungen, inneren und äufse-

ren

ren Kontusionen, bey unterdrücktem Monatsflusse, im veralteten Rhevmatism u. s. w., kurz in allen solchen Fällen, wo erhebender Reiz von Nöthen war, gemacht hat, und deren Sammlung man am besten beym *Collin* (obs. pract. — und *Heilkräfte des Wohlverley*, deutsch von *Kausch*) und *Murray* finden kann*), und will nur die wichtigsten neueren Versuche anführen, die für diess Mittel ungemein günstig ausgefallen sind, wenn die Regel des *Stolls* beobachtet würde, die er gerade über die Anwendung eben desselben giebt. "Sed oportebat et tempora nosse, et morbi conditionem, medicamento huic opportunam, — sine qua opportunitatum cognitione, quaecunque medicatio mala est, non remediorum vitio, sed inscientia medentis."

Herr *Mursinna* gebrauchte die Flores Arnicae mit besonders gutem Erfolge, bey galligen Durchfällen, wo Stuhlzwang mit Schleim und Blutabgang, nach der Anwendung ausleerender Mittel, zurückblieb **). Hr. *Hahnemann* bey einem ähnlichen Zustande ebenfalls ***). *Aaskow* fand, ausser *Collin* und *Stoll* r. m. Tom. 3. p. 168.

*) Appar. medicam. Vol. I. p. 157.

**) *Neue Beobachtungen.* Berlin 1796.

***) *Hufelands* Journ. der prakt. Heilk. 2r B. S. 467.

p. 168. die Blumen ſehr wirkſam, in Lähmungen, im chroniſchen Rhevmatiſmus, und auch in einigen Wechſelfiebern *). Der ſchottiſche Arzt *Crichton*, welcher bey ſeiner Anweſenheit in *Wien* Augenzeuge der vortrefflichen Wirkungen der Arnika geweſen iſt, geſteht, daſs er ſich keines Falls erinnere, in welchem auſser dieſem Lieblingsmittel des *Stoll* in Faulfiebern, irgend ein anderes nöthig geweſen wäre, ſobald man es nur in einer ſtarken Doſis, und zur gehörigen Zeit gab **). Auch erzählt er, daſs D. *Sebold* zu *Prag*, ſich in Wechſelfiebern, nach der Reinigung der erſten Wege, bloſs auf Wohlverley und Chamillenblumen verlaſſen habe. Kürzlich hat Hr. *Schraud* damit lehrreiche Verſuche in intermittirenden Fiebern gemacht, und will gefunden haben, daſs die Arnika den Brechweinſtein, wie die China, zerſetze und ſeine Kraft ſchwäche ***). Daſs dieſes Mittel nicht alle ſchwarze Staare heilen wird, läſst ſich leicht begreifen, daſs es aber zur Erweckung und Belebung der Sehkraft ſehr nützlich ſey, kann ich nach dem Zeugniſs des

*) Societ. med. Havn. Collect. T. II. *Abhandl. für prakt. Aerzte.* B. 3. St. 1.

**) London med. Journ. 1789. P. III. p. 229. *Abhandl. für prakt. Aerzte.* B. 13. St. 3.

***) De febr. period. habent. obſerv. nouae. Vien. 1797.

des *Collin* und *Richter* *), aus mehrfacher eigener Erfahrung bezeugen. *De Meza* hat es mit Glück in der Unterdrückung der monatlichen Reinigung angewandt **), allein der Zusatz vom Salmiak in seiner Formel gefällt mir nicht. Hr. *Weikard* ***) gab zwar die Wurzel der Arnika in Bauchflüssen mit Nutzen, in einem Fall der Ruhr aber, wurde sie immer wieder ausgebrochen (auch nicht ordentlich gebraucht), und der Kranke starb. Hr. W. meint daher, ob es wohl ein Kennzeichen sey, daſs diese Wurzel den Bauchfluſs nicht stillen werde, wenn der Patient sie nicht vertragen kann. Höchst wahrscheinlich war aber in diesem (gar nicht genau angegebenen) Falle, Entzündung zugegen, welche freylich die Arnika nicht vertragen kann. Aber war dieſs auch nicht, so läſst sich die Erscheinung ja doch auf manche andere Art, und nach den bekannten Wirkungen dieses, bey einiger Reizbarkeit ansehnlich reizenden Mittels, erklären, ohne deſswegen zu einer so zweydeutigen Bestimmung beym Gebrauche einer so wichtigen Pflanze seine Zuflucht zu nehmen. Hr. W. hat aber sehr

*) Chir. Bibl. B. 2.

**) *Act. nov. hafn.* Vol. 3. p. 289.

***) *Vermischte medizin. Schriften.* Th. 1. S. 57.

ſehr Recht, wenn er behauptet, daſs die Arnikawurzel (in Bauchflüſſen) nicht *ſouverain* ſey, da die Souverainität eines Mittels wohl eine unmögliche Gröſse ſeyn dürfte. — Ein lehrreicher Auffatz über das Wohlverleih, ſteht auch im *gruneriſchen Almanach* von 1788.

Bey einer neuen Gelegenheit rühmt Herr *Hahnemann* die Arnikawurzel, als ein bey leukophlegmatiſchen Perſonen, und beſonders bey Herbſtkrankheiten, mit trägem Pulſe und verminderter Empfindlichkeit, ungemein wirkſames Mittel, nennt es aber zugleich ein ungeheueres Reizmittel und behauptet von einer Gabe von acht Gran, bey übermäſsig vermehrter Reizbarkeit, bey robuſten Männern tödtliche Wirkungen geſehen zu haben, ſo wie er ein Beyſpiel umſtändlicher erzählt, wo, bey dieſen Umſtänden, ſechs Gran gefährliche Symptome erregten *). Gegen letztere empfiehlt er als erprobtes Gegengift den Eſſig.

Die Gabe dieſes Mittels anlangend, ſo habe ich allezeit von der Wurzel 12 — 25 Gran, nach

*) *Hufelands Journ. der prakt. Heilk.* B. 5. St. 1. — Uebrigens ſchreibt Hr. *Hahnemann* öfter Fallkrautwohlverleihwurzel, da doch Fallkraut und Wohlverleih zwey verſchiedene und wirklich beyde bedeutungsvolle Bezeichnungen bey den Landleuten für eine und dieſelbe Pflanze ſind.

nach Beſchaffenheit des Alters u. der Umſtände, in Pulver, ohne Nachtheil gegeben. Im Dekokt oder beſſer noch im Defuſodekokt kann man die Wurzel faſt wie die China gebrauchen, nur daſs ich doch lieber immer erſt eine halbe Unze auf 8 Unzen Kolatur, eſslöffelweiſe zu nehmen rathe. Die Flor. Arnicae wirken nach meiner Einſicht noch durchdringender u. heftiger, und ich laſſe gewöhnlich erſt etwa 2 Drachmen mit 6 — 8 Unzen heiſsen Waſſers aufwallen, und von der Kolatur ebenfalls Eſslöffelweiſe gebrauchen. In Pulver nehmen ſich die Blüthen nicht recht gut, weil ſie leicht wegen ihrer Rauhigkeit im Halſe hängen bleiben und ein gewiſſe unangenehme brennende Empfindung verurſachen. — Uebrigens kann man mit der Gabe des Mittels allmählig anſehnlich ſteigen, wo dann auch die Uebligkeit, Aengſtlichkeit u. ſ. w. wegzufallen pflegt, welche gemeiniglich im Anfang des Gebrauchs leicht eintritt, und oft den Arzt und Kranken auf eine unnöthige Art in Schrecken ſetzen kann, da dieſe Zufälle, wenn man anders nicht zu ſehr in der Doſe gefehlt hat, doch meiſt vorübergehend ſind.

2) Von den gaſtriſchen Krankheiten.

Es iſt hier nicht die Abſicht, die bekannten Regeln der ſogenannten Ausleerungsmethode wiederholt aufzuſtellen, und mit Brech- und Purgierbeyſpielen zu belegen, ſondern nur, zu unterſuchen, ob die Begriffe einiger Neuern, welche alle gaſtriſche Uebel von Schwäche herleiten (beynahe) alle Ausleerungen verwerfen, und nur mit ſtärkenden Mitteln heilen wollen, richtig und in der Natur gegründet ſind: und dann, ob eben dieſe Begriffe auf die Krankheiten der Klaſſe von Menſchen, von welcher wir hauptſächlich reden, der Armen und des gemeinen Haufens, in ihrer ganzen Ausdehnung anwendbar ſeyen.

Es wird aber mehr unſerem Zwecke entſprechen, wenn wir, mit Uebergehung der vollſtändigen theoretiſchen Gründe, die für die Exiſtenz wahrer gaſtriſcher Krankheiten, im gebräuchlichen Sinne des Ausdrucks, ſtreiten, uns mehr praktiſch an die Erfahrung halten, und daran jene prüfen, weil, wenn die Erfahrung ihnen widerſpricht, ſie von ſelbſt fallen müſſen. Der Fall iſt bey den ſogenannten gaſtriſchen

strischen Krankheiten und bey der Frage, ob man sie mit ausleerenden oder stärkenden Mitteln behandeln müsse, hauptsächlich doppelt.

Erstlich: Es sind die bekannten gastrischen Zeichen da, ohne dass die daraus geschlossenen Unreinigkeiten da sind, indem alle Erscheinungen vielmehr von wahrer Schwäche der Verdauungsorgane sich ableiten lassen.

Dass nicht jede belegte Zunge u. s. w. Brech- oder Purgiermittel fordert, ist längst ausgemacht gewesen. Dass man mit stärkenden Mitteln diesen anscheinenden gastrischen Zustand oft einzig heben könne, ist eben so gewiss und bekannt. Es würde überflüssige Weitläuftigkeit seyn, diesen Fall durch Regeln und Beyspiele erörtern zu wollen.

Zweytens: Es sind wirkliche Unreinigkeiten da, d. h. Stoffe, die entweder in quantitate oder besonders in qualitate pecciren, (um die schulgerechten Termen nicht ganz zu verläugnen), aber die ausleerende Methode findet doch nicht Statt, entweder wegen wahrer grosser Schwäche des Kranken, wegen zu weit gediehener Krankheit, oder wegen der Komplikation derselben z. B. Entzündung eines Eingeweides, u. s. w.

Auch hier hat man nie unbedingt die ſogenannte antigaſtriſche Methode empfohlen oder angewandt; oder wenn man es gethan hat, ſo erwächſt daraus nur ein harter Vorwurf für diejenigen, welche in dieſem Stücke unbedingt gefolgt ſind, und nicht der Stimme der allermeiſten und einſichtsvollſten Aerzte aller Zeiten gehorcht haben, daſs man die Schonung und Erhaltung und die Stärkung der ſchwachen Lebenskräfte in Krankheiten zum Hauptaugenmerke haben, und dieſer (richtig gefaſsten) Indikation, ſelbſt die Kauſalindikation nachſetzen müſſe. Man hat immer nur da ausleerende Mittel angerathen, wo ihr Gebrauch *nöthig*, und, vor allen Dingen, wo er *ſicher* war, damit man nicht, wie z. B. bey der Komplikation eines gaſtriſchen Zuſtandes mit einer Entzündung eines edlen Eingeweides, dem Kranken mit ſeinen Unreinigkeiten auch zugleich das Leben nehme u. ſ. w.

Es iſt alſo gar kein Streit, daſs nicht die ſtärkende Methode in manchen Fällen die Stelle der bisher vielleicht dennoch zu allgemein angewendeten ausleerenden vertreten könne und vertreten müſſe, aber es iſt ganz natürlich, ſich gegen die Anmaſsung aufzulehnen, daſs dieſe ſtärkende Methode, in allen ſo mannichfaltigen ſoge-

ſogenannten gaſtriſchen Krankheitszuſtänden, den oberſten und einzigen Platz behaupte und allein zureiche. Es iſt dieſs ſo offenbar ein Extrem mit dem andern vertauſcht (zu welchem Sprung von einem Extreme auf das andere der Menſch ohnehin ſo geneigt iſt), daſs es ebenfalls nur aus der pſychologiſchen Betrachtung des menſchlichen Verſtandes erklärt werden kann, wie man mit eben der und mit noch gröſserer Ausdehnung und Zuverläſſigkeit Sätze behaupten mag, deren Gegentheil man doch eben den andern abgeläugnet und gänzlich verworfen hatte, da man doch nur Grund gehabt hätte, ihn bedingt und mit Ausnahme zu tadeln.

Die Armenpraxis hat mir, ſchon wegen ihres Ueberfluſſes an ſogenannten Unreinigkeiten, ziemlich mannichfaltige Gelegenheit dargeboten, die Anwendbarkeit der ſtärkenden Methode in den Fällen, wo man gewöhnlich die ausleerende gebraucht, in der Erfahrung zu prüfen, und die Bedingungen der paſslichen vorzugsweiſen Anwendung derſelben, für *meine* Ueberzeugung wenigſtens, einigermaſsan feſtzuſetzen. Was ich darüber gelernt zu haben glaube, iſt folgendes.

Die paſsliche Anwendung der ſtärkenden Methode vor der ihr entgegenſtehenden ausleerenden

renden und schwächenden, selbst in den Fällen, wo die letztere nach den gewöhnlichen Zeichen indizirt zu seyn schien, hängt ab:

1) *Von der Periode der Krankheit.*

Man kömmt nämlich als Arzt (in der Armenpraxis wenigstens) selten vom Anfange der Krankheit hinzu. Diese hat nun schon gemeiniglich Unordnungen in den Absonderungen, Anhäufungen und Ergiessung mehr oder weniger schadhafter Stoffe bewirkt. Natürlich ist diess ein ganz anderer Fall, als wenn man vom Anfang an auf den Gang der Krankheit einwirken kann, wo die unordentlichen Bewegungen der thätigen Kräfte noch keine materielle Folgen zurückgelassen haben. Ich habe vielfältig *anfangende* Gallenfieber, wo schon der Geschmack *anfieng* bitter zu werden, Kopfweh in der Stirn, Mangel an Esslust, Druck in den Hypochondern oder Diarrhoe u. s. w. sich einfand, mit stärkenden reizenden Mitteln, besonders mit der Arnika geheilt, und gleichsam im Entstehen an der Wurzel abgeschnitten. Aber ich kann auch eben so offen und gewissenhaft bezeugen, dass ich in andern Fällen, wo es doch schon zu weit mit der Störung und Unordnung in den Absonderungen gekommen zu seyn schien, nnd mehrere gleich angezuge-

zugebende ungünſtige Umſtände eintraten, offenbaren Schaden, wenigſtens durch Verſäumniſs mehr unmittelbar hülfreicher Mittel, angerichtet habe. Anſtatt nämlich z. B. den Kranken zu ſtärken, ſchwächte ich ihn vielmehr, anſtatt ihm Eſsluſt u. ſ. w. zu verſchaffen, verminderte ich ihm dieſe, wenn ich, aus einer Art von ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit, und durch Beyſpiele verleitet, Statt der in den Fällen wirklich nothwendigen Methode, die ſtärkende als die ſicherſte anwenden wollte, und den Kranken z. B. mit China anfüllte, die ihm, bey den Umſtänden, nicht zu Gute kam, obgleich man die Anforderungen nach Magentropfen und ſtärkenden Mitteln, die bey der Klaſſe der Armen in jeder Krankheit das erſte zu ſeyn pflegen, für einen richtigen Inſtinkt und für einen Grund mehr hätte anſehen können, der ſtärkenden Methode den Vorzug zu geben. — Hinwiederum giebt es Fälle, wo eine an ſich gaſtriſche Krankheit nicht anders als, mit Uebergehung der Ausleerungen, mit der ſtärkenden Methode behandelt ſeyn will, wenn ſie nämlich ſchon *zu* weit gekommen iſt, und mit ihren ſchwächenden Wirkungen ſchon zu lange gedauert hat, ſo daſs es hier (wenigſtens vorerſt) nicht darauf ankömmt, die Urſache der Krankheit (den urſprünglichen oder hinzu-

gekommenen gaſtriſchen Stoff), ſondern nur ihre Wirkung (Schwächung und Aufreibung der Lebenskräfte) zu heben *).

2) *Von dem Stoffe der Krankheit.*

Man mag ſagen was man will, ſo dient doch ſicher ſehr zu unterſcheiden, ob z. B. Schleim oder Galle der aufgehäufte oder verderbte Stoff ſey. Nach aller Erfahrung gründlicher Praktiker iſt unmäſsige Schleimaufhäufung im Körper gemeiniglich mit Schlaffheit und

*) Ich erinnere mich hier des Mannes, der, in der dritten Krankengeſchichte im Kap. von der Hirnwaſſerſucht, angeführten verſtorbenen Frau, eines alten Leinwebers gegen 70, der vor Gram über den erlittenen, ihm in ſeinem Alter ſehr wichtigen Verluſt, *mehrere Wochen* ſchon in einer völligen Zerrüttung und Abſpannung aller Funktionen ſeines Körpers, z. B. an Mangel an Eſsluſt, Kopfweh, bittern Geſchmack, ſtetem erſchöpfenden Durchfalle, Aufſtoſsen und Uebelkeit, kurz an der gröſsten Schwäche mit allen gaſtriſchen Zeichen verbunden, gelitten hatte, ehe er matt und lebensmüde Rath und Hülfe ſuchte. Die Blüthen der Arnika gleich gegeben, beſſerten ſeinen Zuſtand von Stund an, verhalfen ihn ſchnell genug wieder zur Integrität, und es wäre ſicher raſend geweſen, den Kranken *bey dieſen Umſtänden* ausleeren und methodiſch ſchwächen zu wollen.

und Schwäche (der temperies frigida der Alten) verbunden oder davon abhängig, verträgt und erfordert alſo mehr die Faſser reizende und ſtärkende Mittel, als die in Menge oder Miſchung ſchadhafte vorwaltende Galle, welche gemeiniglich mehr reizmildernde und reizausführende, als reizerhöhende Mittel nothwendig macht. Auch ſind ſchon immer die Zeichen ziemlich genau angegeben, wornach man die Gegenwart einer jeden der vorwaltenden ſchadhaften Materien, beſtimmen kann, z. B. bey Schleim weniger Hitze, ein nicht ſo heftig gereizter Puls, weiſser Beleg auf der Zunge, wenig Durſt, nicht ſo dunkler, ſondern vielmehr blaſſer Urin, u. ſ. w.

3) *Von dem Alter des Kranken.*

In der Regel gelingt die Anwendung der ſtärkenden Methode, ſtatt der ausleerenden, bey jungen Perſonen beſſer als bey alten, weil letztere nicht ſo viel Vermögen haben, die ſchadhaften oder überflüſsigen Stoffe, wenn ſie einmal im Darmkanal in beträchtlicher Menge aufgeſammelt ſind, gleichſam unterzukneten (um mich dieſes anſchaulichen Bildes zu bedienen), und auf andere Wege zu eliminiren. Aber dagegen richtet man auch bey Alten nicht ſo leicht Schaden an, wenn man auch die fremden

fremden Stoffe im Körper ein wenig durch ſtärkende toniſche Mittel, z. B. China, feſthalten und ihre Amalgamirung verſuchen will, weil bey ihnen die ganze Zirkulation nicht ſo lebhaft als bey Jüngeren iſt, bey welchen man durch ein hitziges reizendes Verfahren um ſo eher die auszuleerenden Stoffe, aus ihrem örtlichen Depot (Ablagerungsorte) wenigſtens zum Theil wieder in die allgemeine Säfte zurück und umhertreibt. Bey den alten Perſonen, namentlich der armen Klaſſe, liegt, wie ich ſelbſt oft bemerkt habe, zuweilen ein ganzer unreiner Haufe (ich kann mich kaum anders ausdrücken) im Magen, der da, nach allen Zeichen, Wochen und Monate lang ruhig liegen kann, ohne etwas anders, als etwa ein allgemeines Unbehagen, Mattigkeit, einen etwas gereizten Puls, Mangel an Appetit, eine fingerdick belegte Zunge u. dergl. hervorzubringen. Vergebens wird man dieſen Stoff mit roborantibus, ſtimulantibus u. ſ. w. gleichſam unterzuarbeiten ſuchen. Einer ſolchen höchſt gaſtriſchen mehr als 70jährigen Frau, gab ich einſt, nachdem ich ihrer Leibesverſtopfung, Beſchwerlichkeit beym Harnen, Krämpfen u. ſ. w., einige Zeit mit ölichten und ähnlichen gelinden Mitteln, immer etwas abgeholfen hatte, drey Gran Brechweinſtein (obgleich ſie wegen

eines

eines Bruches und Schwächlichkeit wegen, ſich gegen ein Brechmittel ſträubte), wornach ein ganzer Napf voll, einer faſericht-zähen, alle Farben ſpielenden, hauptſächlich ſchleimichten Materie, ausgeworfen wurde, mit groſser Erleichterung der Kranken, die ſich, wie ſie ſagte, gar nicht vorgeſtellt hatte, daſs dergleichen im Menſchen ſich aufhalten könne.

4) *Von der Gewohnheit und Lebensart des Kranken.*

Es giebt Leute, die jeden Krankheitsſtoff, oder jeden Reiz, der ſich ihrem Körper naht, ſogleich durch, nach oben oder nach unten, ausleerende Mittel, vermeintlich auszuführen ſuchen. Selbſt die Krankheitsmateriale, welche natürlicher Weiſe durch die Haut, die Lungen, den Urin u. ſ. w., entfernt werden ſollen, z. B. die rhevmatiſchen, müſſen durch die groſse Pforte gehen, ſie mögen wollen oder nicht. Begreiflich entſteht dadurch eine gleichſam mechaniſche Gewöhnung der Natur, alles Ueberflüſsige oder Fremdartige im Körper auf die Därme zu werfen, und eine Art von Zwang, es auch nur durch dieſe Wege zu entfernen. Kömmt dazu nun eine wirklich unordentliche Lebensart, die zu Anſammlungen von Kruditäten Gelegenheit giebt, ſo mag immerhin mit dieſem

dieſem Zuſtande, ein Zuſtand von Schwäche der Eingeweide (ſchon als Folge der gewohnten Kurmethode) verbunden ſeyn, und dennoch wird, in den meiſten Fällen, die einmal verwöhnte Natur, zuerſt ihr Recht (der Ausleerung) haben wollen, ehe man mit ſtärkenden Mitteln, dem ganzen Syſtem mehr Haltbarkeit zu geben verſuchen darf. Alles dieſs begreift ſich aus bekannten Grundſätzen.

5) *Von der Art der stärkenden oder reizenden Mittel.*

So wenig wir auch noch, ſowohl die Beſtandtheile, als auch vorzüglich die Wirkungsarten unſerer beſten Arzneymittel, genau genug kennen, ſo können wir doch ſchon, durch hinlängliche Erfahrung belehrt, dieſem oder jenem, unter gewiſſen Umſtänden, eine beſondere Wirkung vor dem andern ähnlichen voraus beylegen, ſchon richtiger die Neben- und Nachwirkungen von den Hauptwirkungen abſondern, und dieſem zu Folge oft eine von dieſen verſchiedenen hervorſtechen laſſen, und in gewiſſen Fällen zu unſern Abſichten gebrauchen. Wir können z. B. mit Opium ſchwächen und ſtärken, nach Beſchaffenheit der Gabe u. ſ. w. China und Arnika ſind beyde im fauligen Fieber nützlich, und doch iſt gewiſs ein ſehr

grofser Unterfchied zwifchen der Wirkungsart beyder Subftanzen. Man weifs nämlich, dafs die *China* zugleich mehr tonifch und adftringirend wirkt, die *Arnika* fo viel ich davon aus Beobachtungen anderer, und aus eigenen ziemlich zahlreichen Verfuchen erfahren habe, nicht fo fehr, fondern vielmehr reizend und erfchütternd, wenigftens in der Hauptwirkung. Dafs fie übrigens nichts Schwächendes fondern vielmehr die Lebenskräfte auch mehr dauernd Erhebendes, in fich habe, beweift fich durch ihre hülfreiche Anwenduug gerade im höchften Zuftande der Schwäche. Gerade diefes, oder ein ihm in Wirkung gleiches Mittel aber ift es, welches ich, wenn einmal, ftatt der ausleerenden Methode, in gewiffen Fällen, mit Vernunft und Gründen, die reizend - ftärkende angewandt werden foll oder mufs, vorzüglich empfehlen möchte. Mehr wenigftens als die China, die doch wirklich vermöge ihrer tonifchen Eigenfchaften, leichter, etwa auszuführende Stoffe, im Körper erhält, und ihnen gleichfam den Ausweg verfchliefst. Die *Arnika* hingegen erfchüttert zugleich mehr das ganze Syftem, und treibt es auch wohl mehr an, fich fremder Stoffe zu entledigen, z. B. durch Schweifs, Urin, und auch wohl durch den Stuhlgang, obgleich eben diefe Pflanze auf der an-

dern

dern Seite, bey Mangel an Reizbarkeit, erſchöpfenden Stuhlgängen wehrt. Genug, diejenigen Mittel, welche neben ihrer ſtärkendreizenden Wirkung, zugleich die Abſonderungen und Ausleerungen befördernde Eigenſchaften beſitzen, dieſe ſind bey einem reinen oder gemiſchten gaſtriſchen Zuſtande, wo Stärkung paſſend oder nothwendig iſt, wie es ſcheint, in den meiſten Fällen dreiſter und zweckmäſsiger anzuwenden, als die gewöhnlichen bittern Mittel, deren Wirkung wenigſtens leicht zu toniſch und adſtringirend werden, und der Natur Gewalt anthun kann, ſich nach Gefallen, in Ausleerung eines Krankheitsſtoffes, oder in Wiederherſtellung der gleichmäſsigen Reizbarkeit, zu determiniren. Am wenigſten kann ich, theoretiſch und praktiſch betrachtet, dem Gebrauche des Opiums in den angegebenen Fällen ſo allgemein und dreiſt das Wort reden, als jetzt oft geſchieht, da dieſes Mittel alle Ausleerungen zu unterdrücken pflegt, und auch die einzige Ausleerung, welche es gewöhnlich befördert, den Schweiſs, nur durch eine auf ſeinen urſprünglichen Reiz folgende Erſchlaffung (der Gefäſse der Haut) zu befördern ſcheint.

6)

6) *Von der epidemiſchen und endemiſchen Konſtitution.*

Dieſer ihr Einfluſs, nicht allein auf die Anlage der Krankheiten, ſondern auch auf die Form ihrer Erſcheinung, ihres Verlaufes, und ſelbſt ihrer Heilart iſt ſo ausgemacht und anerkannt, daſs es unnöthig ſeyn würde, darüber erſt mannichfaltige Beweiſe beyzubringen. Was eigentlich die Gründe davon ſeyen, iſt freylich in den wenigſten Fällen genau anzugeben, genug aber, es giebt eine Beſchaffenheit der Luft und Witterung und der Gegenden, wo die Anhäufung eines ſchadhaften, oder auch nur in der Menge übermäſsigen Stoffes, in den erſten Wegen beſonders begünſtigt wird, und welcher zu Zeiten dem ganzen Körper ſo läſtig, ja gefährlich werden kann, daſs die eigentliche baldmögliche Fortſchaffung deſſelben durch ausleerende Mittel erſtes Werk ſeyn muſs. Man hat z. B. bey gewiſſen Epidemien die Galle ſo ſcharf gefunden, daſs ſie ordentlich die ätzende Eigenſchaft der Säuren angenommen hatte. Man hat die ſchleim- und gallenabſondernden Organe, auf einen nach der Epidemie und Endemie modifizirten angebrachten Krankheitsreiz, ſo ſchnell und in ſo unmäſsiger Menge ihre Kontenta abſondern ſehen, daſs der Körper damit wie überſchwemmt wurde, und der

Arzt, welcher das Gleichgewicht in den Abſonderungen wiederherſtellen wollte, doch zuerſt den ſchädlichen Ueberfluſs des ſchon Abgeſonderten fortſchaffen muſste, um deſto freyer und ſchneller zur Quelle des Uebels (der krankhaften Reizbarkeit, Schwäche u. ſ. w.) zu gelangen. Man ſehe darüber die vorzüglichen Beobachtungen epidemiſcher und endemiſcher Konſtitutionen nach, von *Hippokrates* bis auf *Stoll*, und man wird Gelegenheit finden, zu bekennen, daſs wir in der Wahl einer Heilmethode, z. B. der ſtärkenden, Krankheiten, nicht immer nach eignem Willen und Gutdünken, ſondern nach dem Willen des *πνευμα* der groſsen Naturkraft, der ſchon *Hippokrates* ſich fügte, verfahren müſſen.

Sed et humores, quibus anni temporibus efflorefcant, noſſe oportet, et quosnam in ſingulis morbos efficiant, et quasnam vnoquoque in morbo affectiones pariant. *Hippocr.* de humoribus. c. 3.

Alles alſo zu ſeiner Zeit: ſtärken und ſchwächen, ausleeren und anfüllen. Beſonders aber wird der Arzt, der die Krankheiten des ſogenannten groſsen Haufens glücklich heilen will, vorſichtig ſeyn müſſen, um in keines von dieſen Extremen zu verfallen. Den wahren Weg hierin

hierin zu treffen, ist um so schwerer, da hier die Gelegenheitsursachen zur Schwäche der Verdauungsorgane sowohl, als zu ihrer Ueberfüllung, und, wenn man es so nennen will, Verunreinigung, in gleichem Masse Statt finden. Wie man daher hier aller Orten mit Stärkung und stärkenden Mitteln auskommen will, bleibt mir unbegreiflich, so lange als man nicht bewiesen haben wird, dass der geradeste Weg auch nicht der kürzeste sey. Gesetzt den Fall, der täglich eintritt, dass sich eine an sich starke und gesunde Person (hier nur des Beyspiels wegen aus der armen Klasse), oder ein eben so ungeschwächtes Kind, mit einer unmässigen Menge harter und unverdaulicher Speisen, z. B. frischem Brode, zähen Mehlspeisen u. s. w., wie man richtig sagt, den Magen *überladen* habe, und diese fremdartige, unbezwungene Masse erregt durch ihren Reiz in den Eingeweiden mehrere Beschwerden, Fieber und alle bekannte Zeichen eines sogenannten gastrischen Zustandes, soll ich dann hier, wo keine Schwäche ist, sogleich die Schwäche zu heben suchen, oder soll ich nicht vielmehr nach dem klaren Wortverstande vielmehr gleich *aus- und abzuladen*, und durch Fortschaffung des materiellen Reizes den natürlichen Zustand wieder herzustellen trachten, also ein ausleerendes Mittel

anwenden? Hier ist ja nicht Schwäche, sondern ein grober materieller, sinnlich-fühlbarer u. s. w. Stoff Ursache des Uebels, und es muss hier also gelten: Sublata causa tollitur effectus. (Wird diese Wirkung durch ein ausleerendes Mittel nicht völlig gehoben, oder durch letzteres, als nothwendige Folge, etwa eine Schwäche erzeugt, so muss ich freylich hinterher stärken, um so der ganzen Indikation Genüge zu thun, deren erster Theil in der Ausleerung bestand). Ich weiss zwar wohl, dass man sagt, die stärkenden Mittel seyen gerade diejenigen, welche die Natur antrieben, bey nothwendiger Ausleerung diese, auf ihren Reiz, von selbst zu bewirken, und man kann sich wirklich dabey auf die Erfahrung berufen, dass die stärkendsten Mittel, z. B. China, oft ansehnliche Ausleerungen, selbst der Därme, hervorbringen. Dieser Widerspruch entfernt sich aber entweder nicht so sehr von der behaupteten Meinung (denn am Ende kommt es ja doch auf Ausleeren an), oder er bringt die Urheber desselben, ich meine die neuesten und übertriebenen sogenannten Brownianer, zwischen die Hörner eines gefährlichen Dilemmas. Da sie nähmlich bekanntlich bey den Krankheiten von Schwäche (wozu sie auch die gastrischen rechnen) nichts auf die Selbstthätigkeit und Kraft der Natur, sondern

ſondern alles auf ihre reizende und ſtärkende Methode bauen, ſo müſſen ſie entweder doch gezwungen jene Autokratie und Determinations-Gabe der Natur (Lebenskraft) anerkennen, oder ſie dürfen von ihr auch keine Wirkungen erwarten, die wir im nöthigen Falle durch eigends dahin determinirte (ausleerende) Mittel hervorzubringen ſuchen. Denn ſtärkend reizen und ausleerend reizen iſt doch ein Unterſchied. Aber freylich kann und muſs man, ſo wenig wie möglich, *ſchwächend* ausleeren. Mit einem Worte, der gaſtriſche Zuſtand findet häufig Statt, wo gar keine *Spur* von Schwäche, weder in der Anlage und Urſache des Uebels, noch in den Symptomen deſſelben ſich zeigt, ja er kann ſehr wohl mit einem offenbaren Robur beſtehen, und wird in ſolchen Fällen geradezu am beſten durch ausleerende Mittel gehoben, oder auch durch ſolche Mittel, welche den Reiz, welcher die übermäſsige oder verkehrte Abſonderung der Darmfeuchtigkeiten bewirkte, wegnehmen. So kann ein Sudoriferum das gröſste antigaſtriſche Mittel werden, indem es den rheumatiſchen Reiz, der in den Dauungsorganen Unordnungen hervorbrachte, entfernt, ohne daſs Ausleerungen nöthig ſind, vorausgeſetzt, daſs des ſchon Abgeſonderten nicht zu viel ſey, in welchem Falle doch wohl auch

hier der gerade Weg der beſte ſeyn wird. Oder es hat ſich, wie täglich geſchieht, jemand beym Schelten, Raufen oder Schlagen heftig geärgert, die Galle iſt ihm übergelaufen, und er bekommt ein wahres Gallenfieber. Wo iſt hier nun wohl Schwäche in die Idee der Krankheit gleichſam ſchon a priori hineinverwebt? Sie kann zwar zufällig da ſeyn, aber es kann auch groſse Stärke und ein vermehrtes Robur aller Aktionen ſich finden. Es kann daher eine Aderläſſe nöthig ſeyn, demnächſt aber wird ein Brechmittel dieſes Uebel am beſten radikal heben. Hier wird alſo (angenommene) Schwäche mit den ſchwächendſten Mitteln geheilt. Wahrlich, ein ſehr kleiner Widerſpruch! *)

Doch

*) Was die Gallenkrankheiten insbeſondere anbetrifft, deren ich hier einmal erwähnt habe, und die in unſern Syſtemen eine wichtige, vielleicht zu wichtige Rolle, hingegen in den neueſten Syſtemen gar keine ſpielen, ſo klagt doch noch ein neuerer Engländer, daſs zwar die gallichten Krankheiten in England zu den gewöhnlichſten, beſonders chroniſchen, Uebeln gehörten, daſs er ſich aber die zu ihrer Behandlung erforderlichen Kenntniſſe *nicht aus Schriftſtellern habe verſchaffen können.* (John Andree, conſiderations on bilious diſeaſes. Lond. 1790. edit. 2. — Abhandl. für prakt. Aerzte, B. 14. St. 1. fortgeſetzt St. 2.)

Doch wir wollen alle dergleichen Argumentiren lieber aufgeben, da es für den uneingenommenen Forscher deſſen nicht bedarf, und den blinden Anhänger einſeitiger Syſteme doch nicht überzeugt, da ja ſelbſt die lauteſte unwiderlegliche Erfahrung aller Zeiten dieſs nicht vermag. Denn dieſen Erfahrungen, die dem ſchon theoretiſch begründeten vernünftigen Gebrauche der ausleerenden Mittel das Wort reden, ſetzt er ſeiner Seits andere entgegen, nur mit dem Unterſchiede, daſs er von wenigen einzelnen Erfahrungen des Nutzens der reizenden und ſtärkenden Methode, ſtatt der ausleerenden, ſogleich allgemeine Reſultate zieht, und geradezu behauptet, das ſtärkende Verfahren müſſe das bisherige Ausleerende in allen Fällen ſeiner gewöhnlichen Anwendung verdrängen: da hingegen der unbefangene Vertheidiger des letzteren daſſelbe nur auf gewiſſe Fälle einſchränkt, und eben ſo ſehr den zweckmäſsigen Gebrauch der Sache annimmt, als er ihren Miſsbrauch flieht. Es iſt ja gar nicht ſo wunderbar oder neu, daſs *in gewiſſen Fällen* die ſtärkende Methode die ausleerende mit Glück erſetzen kann, und alle die Beyſpiele, die man in der Beſchreibung dieſer Fälle aus einer groſsen Menge zum Theil anders ausfallender Verſuche herausſucht, ſind ja unbeſtrittene

wahre, aber doch nur einzelne Beyſpiele. Daſs aber dieſe allgemein beweiſend und unveränderlich gültig ſeyn ſollten, iſt theoretiſch und praktiſch unmöglich, und es kommt am Ende aus der ganzen Sache nichts als ein bedingtes und ſchon anerkanntes Reſultat heraus. Daſs man auf dieſe Bedingungen aufmerkſam macht, iſt ſehr löblich, aber daſs man dieſe Bedingungen als lächerlich ganz verwerfen, und dagegen eine unbedingte Einſeitigkeit aufſtellen will, iſt, das wenigſte zu ſagen, wieder ein anderes Extrem, welches doch unmöglich vor der Vernunft gut geheiſsen werden kann, und der Natur, welche keine Extreme liebt, Gewalt anthut. Es kommt alſo nur darauf an, wer mit der Natur frey ſeyn, oder ſich Gewalt anthun laſſen will. Das Urtheil muſs wenigſtens frey, wenn gleich beſcheiden bleiben, und deſswegen habe ich es gewagt, und wage es noch ferner, meine Meinung, die freylich nur von meinen geſunden Sinnen, womit ich Anderer und meine eigene Gründe und Erfahrungen betrachte, unterſtützt wird, ohne groſse Umſchweife vorzutragen. Man kann hierin übrigens dreiſter ſeyn, als eigene Autorität es erlauben würde, da auch hier der Ausſpruch des *Lord Monboddo* gilt, "*Wenn ich irre, ſo werde ich mich in guter Geſellſchaft befinden.*" —

Die

Die ausleerende Methode wird alſo, nach allen Ueberlegungen, wohl in ihrem begründeten Rechte bleiben, da wo ſie zur rechten Zeit und auf die gehörige Art angewandt wird. Man wird daher mit eben ſo begründetem Rechte, nach wie vor, ſogenannte Indikationen anerkennen müſſen, nach welchen man den rechten Ort und Zeitpunkt abzumeſſen hat. Die wichtigſten derſelben werden immer etwa folgende drey ſeyn:

a) *Die ſogenannten gaſtriſchen Zeichen.* Aber wohl zu merken, nicht einzeln, ſondern zuſammengenommen. Denn es iſt wahr, daſs keins derſelben iſt, welches nicht auch von andern Urſachen entſtanden ſeyn, und andern Krankheiten beygelegt werden könnte, als den gaſtriſchen. Z. B. belegte Zunge, bitterer Geſchmack, Uebelkeit, Erbrechen u. ſ. w. In dieſer Hinſicht wird es immer nothwendig ſeyn, neben dem Gemälde, welches z. B. *Stoll* am beſten von den gaſtriſchen Zeichen giebt, das Bild ihrer Zweydeutigkeit, etwa nach der kurzen aber lehrreichen Angabe eines *Franks* *), immer feſt vor Augen zu haben, und nur nach angeſtellter Vergleichung der Zeichen un-

 ter

*) *Frank* de laruis morborum bilioſis.

ter einander, und mit dem ganzen Zuſtande der Krankheiten zu verfahren.

b) *Die Lebensart des Kranken und die vorhergegangenen Umſtände.* — Ich habe die Beſorgung eines etwa eine Viertelſtunde vor der Stadt gelegenen Hoſpitals, oder vielmehr Zufluchtsortes für alte arme Perſonen, wobey zugleich die Einrichtung für Blödſinnige und Aberwitzige gemacht iſt. Aller dieſer Leute Nahrung beſteht groſsentheils aus Butterbrod und beſonders aus Käſe, deſſen ſie anderthalb Pfund jede Woche bekommen, wo ſich dann auch die Folgen dieſer zähen ſchleimerzeugenden Nahrung an dieſem oder jenem ſehr häuſig äuſsern, und wobey meiſt nichts anders zu machen iſt, als den verhaltenen groben Stoff fortzuſchaffen, und den Darmkanal im eigentlichen Verſtande zu reinigen. Und dieſs iſt der Fall bey ſo vielen Zufällen der Perſonen aus den niedrigen und armen Ständen, die, wie ich ſchon ſo oft erwähnt habe, und wie ſich auch leicht begreifen läſst, trotz der ihnen nicht mit Unrecht, im Allgemeinen, beygelegten gröſsern Energie ihrer Verdauungsorgane, vermöge ihrer ganzen Lebensart, zur Ueberfüllung des 30 Ellen langen, in viele Krümmungen und Divertikeln gewundenen hohlen

Schlau-

Schlauches, vom Munde bis zum After, die gröſste und oft unvermeidlichſte Gelegenheit haben *). Man gebe ihnen in ſolchen Fällen China

*) Obgleich ich gerne zugeben will, daſs ſehr viele der ſogenanten *Kämpfſchen Infarktus*, Produkte der Krankheit oder der Arzneymittel ſind, ſo kann ich doch auf der andern Seite nicht begreifen, wie man ſie ſo gänzlich verwerfen, und gleichſam über die ganze Infarktuslehre ſpötteln kann, da doch auſser den theoretiſchen Gründen, die man von der Beſchaffenheit und Bauart der Gedärme hernehmen kann, die Erfahrung wirklich nicht ſo ganz ſelten die Gegenwart ſolcher Verſeſſenheiten und angehäufter Maſſen in den genannten Theilen beſtätigt. Man ſehe z. B. auſser den *Kämpfſchen* und andern Schriften, *Muſeum der Heilkunde*. Zürich. 2r B. Nr. 5., wo Hr. Dr. *Aepli* Krankheitsgeſchichten und Leichenöffnungen angiebt, wo die Infarktus recht ſichtbar waren, und bey einer Sektion die dünnen Därme halb voll Schlamm gefunden wurden, obgleich ein Quackſalber den Kranken bis auf den Tod auspurgirt hatte. — *Richter*, chir. Bibl. B. 1. *Medikus Beobachtungen*. B. 1. S. 67. — *White*, caſes in Surgery. Abh. für pr. Aerzte. B. 1. St. 4. — *Warren*, med. comment. Vol. 10. Ebend. B. 11. St. 4. — *Calliſen*, acta hafn. Vol. 2. Ebend. B. 14. St. 3. — Dieſer letztere Fall und ein anderer in *Hufelands Journ. der prakt. Heilk.* B. 3. St. 4. beweiſen

China oder flüchtige Reizmittel. Der Stoff ist zu grob, um davon verflüchtigt zu werden, oder wenn letzteres geschieht, so ist es gewiss nicht zu ihrem Vortheil, indem was auf dem rechten und kürzesten Wege ausgeleert werden sollte, wiederum, wenigstens theilweise, gleichsam in das Labyrinth des ganzen Körpers getrieben wird, aus welchem es sich meist nicht ohne Revolution herauszufinden weiss.

Es ist doch nun einmal Gesetz des thierischen Körpers, dass zwischen der Assimilation und Ausscheidung der Nahrungsstoffe ein gewisses Verhältniss Statt haben soll, so wenig man es auch vernünftigerweise billigen kann, wenn der Darmkanal gleichsam zum grossen Siebe und Abscheidungsorgan für alle oft ganz ver-

beweisen unter andern die Möglichkeit solcher verhärteten Ansammlungen im Darmkanal, selbst bey dem häufigen Gebrauche abführender Mittel und bey eingetretenen Durchfällen. Es kann auch nicht wohl anders seyn, dass nicht bey härteren Massen und schwachem Tonus der Därme, ein gelinderes Purgans, z. B. Mittelsalze, flüssige Stuhlgänge bewirken sollte, ohne die erschlaffte, oder auch krampfhafte Muskelfaser der Eingeweide zur Fortschaffung der oft ansehnlichen Massen zu bewegen.

verſchiedene Stoffe gemiſsbraucht wird, welches unausbleiblich dadurch geſchieht, wenn er, wie z. B. im jetzigen Zeitalter Sitte iſt, bey vernachläſſigter Sorgfalt für die übrigen ausleerenden Syſteme (z. B. der Haut, durch Baden und Reinlichkeit), durch beſtändige ſchwächende ſogenannte Auflöſungs- und Ausleerungsmittel gereizt und geſchwächt wird.

c) *Die herrſchende epidemiſche Konſtitution.* Noch im Jahre 1796 erinnere ich mich ein mir ſehr lehrreiches, wenn gleich nicht ſehr ungewöhnliches Beyſpiel, von der die Form und den ganzen Verlauf der Krankheiten beſtimmenden Gewalt dieſer unſichtbaren Macht in *Braunſchweig* bemerkt zu haben. Im September und Oktober dieſes Iahres hatte ich in meiner Armenpraxis viele fieberhafte Krankheiten, mit Durchfällen aller Art, galligen, ſchleimigen und blutigen verbunden. Der Urſprung aller dieſer, jener Jahrszeit gewöhnlichen Uebel war offenbar rheumatiſch, aber die Neigung zu Abſonderung, Anhäufung und Verbreitung wahrer gaſtriſcher ſchädlicher Stoffe ſo groſs, daſs es meiſt nicht möglich war, dieſe Fieber, welche in ihrem ganzen Verlaufe und allen Erſcheinungen die gröſste Aehnlichkeit mit denen der unmittelbar vorhergegangenen drey

Sommer-

Sommermonaten hatten, mit reizenden und ſtärkenden Mitteln gleich zu zwingen, welches bey den ähnlichen Sommerfiebern ſehr glücklich, beſonders mit der *Arnika* geſchehen konnte, wie ich ſchon oben weitläuftiger abgehandelt habe. Jetzt waren durchaus Ausleerungen nöthig, wenn nicht Petechien, Frieſel u. dgl. erfolgen, oder nach dem prompten Gebrauche des Opiums eine Neigung zu fauligter Entzündung der Gedärme ſich verrathen ſollte. Und doch war die Abſpannung, der torpor der Lebenskräfte dabey ſo groſs (der gewiſs noch vom Iunius und Iulius nachhing, wo die *Arnika* ſich ſo hülfreich bewieſs), daſs oft z. B. eine halbe Drachma Brechwurzel mit einem Gran Brechweinſtein und mehr, auf einmal genommen, bey ſonſt nicht unempfindlichen Körpern, nicht die geringſte Bewegung oder Ausleerung, weder nach oben noch unten machte. Es muſsten aber Ausleerungen vorgenommen werden, ſo ungern man auch bey dem Zuſtande der Lebenskräfte, welcher die gröſste Schonung verdiente, ſich dazu entſchloſs. Ich muſs hierbey anmerken, daſs die Kranken der Klaſſe, von denen ich dieſe Erzählung nehme, meiſtentheils das Uebel hatten zu weit kommen laſſen, ſo daſs man wirklich dem in Abſonderungen und Ausleerungen jetzt ganz

in

in Unordnung gebrachten Körper nicht anders helfen konnte, als durch gleichzeitige Umstimmung der ersteren, und Beförderung der letzteren eins mit dem andern, und auf einmal. Beides thaten Brechmittel, besonders die Verbindung der Ipekakuanha mit dem Brechweinsteine, um auf diese Art die heftige Wirkung nach unten zu verhüten, auf welche gewöhnlich kein guter Zustand erfolgte. Ich erinnere mich noch ganz genau zweyer Frieselkranken, welche anfangs eine geraume Zeit in einem Bette zusammen lagen, und dadurch den beym Friesel gewöhnlichen sauern Geruch der Ausdünstung aufs höchste brachten, und deren einer, ein sonst robuster Mann, so hinfällig war, dafs es ihm und der ebenfalls geringen Unterstützung derer, die um ihn waren, unmöglich wurde, seine niedergesunkene Lage auf dem Rücken nur einigermafsen zu verändern. Nur wiederhohlte Brechmittel in der angegebenen Form, die allezeit eine schleimicht-gallichte sauere Materie ausleerten, vermochten es, die nach allen Zeichen sich verrathende Neigung dieses Stoffes zur faulichten Verderbnifs und zur sogenannten Bösartigkeit des Friesels, zu hemmen, und die Kranken, deren körperliche und geistige Kräfte vorhin unterdrückt und betäubt waren, in den Stand zu setzen,

die

die reizenden, ſtärkenden und die Ausdünſtung befördernden Mittel mit Nutzen zu ertragen, welche die Schwäche der Lebenskräfte und die Urſache der Krankheit erforderte. Mit einem Worte, die Nothwendigkeit der die erſten Wege, beſonders nach oben, ausleerenden Methode war dadurch offenbar, daſs vor ihrer Anwendung die reizenden, dem Zuſtande der Lebenskraft übrigens ſehr angemeſſenen Mittel, keinen reinen und guten Erfolg hatten, nachher aber die Geſundheit ſicher und merklich wiederherſtellten.

Was alſo auch die Urſache der epidemiſch, oder wie es *Hippokrates* auch nennt, επικοινως herrſchenden Krankheits-Konſtitutionen, und ihres beſtimmenden Einfluſſes auf die ganze thieriſche Maſchine ſeyn mag, ſo bleibt doch die Lehre davon über alle Zweifel erhaben, beſonders mit Anwendung auf die gaſtriſchen Krankheiten, indem es z. B. kein erträumtes, ſondern durch die offenbarſte Erfahrung bewährtes Faktum iſt, daſs zu einer Zeit die verderbten gaſtriſchen Stoffe durch die reizende und ſtärkende Methode am beſten und ſicherſten überwältigt und unſchädlich gemacht werden, zu einer andern Zeit aber durchaus auf die kürzeſte Weiſe durch eigends bewirkte

Ausleerungen ausgeführt werden müſsten, um ihrer heftigen Einwirkung auf das ganze System, und ihrer Verbreitung durch mehrere Organe zu wehren.

Ich habe oben die zweyte Bedingung der Anwendung der ausleerenden Mittel angegeben, *daſs ſie auf die gehörige Art angewendet werden müſſen:* und hierüber will ich mich jetzt noch etwas genauer erklären. Schon mehrmals habe ich ausdrücklich erinnert, daſs die vornehmſte Sorge des Arztes, ſo wie aller Orten, ſo beſonders in der eigentlichen Armenpraxis, Schonung und Erhaltung der Lebenskräfte ſeyn müſſe, weil ohne ſie in Krankheiten gar nichts, und mit ihnen alles ausgerichtet werden kann. Nun iſt es aber wahrlich nicht gleichviel, wie und durch was für Mittel der Arzt Ausleerungen des Darmkanals veranſtaltet, ob er nach oben oder nach unten ausleert, oder im misverſtandenen Vertrauen auf die ſo genannten Pferdenaturen ſeiner Kranken, ſich um das Maaſs oder Uebermaaſs der hervorgebrachten Wirkungen wenig kümmert, und die Maſchine zum Ueberfluſs erſchüttert oder ſchwächt. Es iſt bekannt, daſs wenn man die Wirkung eines Brechmittels ſicher nach oben leiten will, die Brechwurzel allein, oder wo ſie für ſich zu

schwach seyn sollte, mit einem brechenden Antimonialmittel verbunden, die besten Dienste leiste. Eben so wirkt das von *Stahl* empfohlene Sulph. aur. antimon. in dieser Absicht, zu 4 — 8 Granen auf einmal, ziemlich sicher, wie ich diess selbst beobachtet habe, weit sicherer wenigstens als der Brechweinstein, welcher so leicht durchschlägt, besonders wenn er, wie übrigens meistentheils ganz zweckmässig ist, als Brechmittel in gebrochenen Gaben gegeben wird, und dessen tumultuarische Wirkung nach unten, besonders bey zarten Körpern und bey Kindern, z. B. beym Ausbruch der Blattern, als Beförderungsmittel desselben gegeben, nicht selten unaufhaltbar verderblich werden kann. Bey andern Gelegenheiten, wo ein Brechmittel nöthig ist, und man von der durchschlagenden Wirkung desselben alles zu fürchten hat, wie wirklich, wenigstens bey uns in *Deutschland*, bey unsern Gallenfiebern mit Durchlauf u. s. w., der Fall seyn kann, ist *Stolls* Rath sehr schätzbar, nämlich dem Kranken, vorzüglich wenn derselbe sehr schwach ist, eine halbe oder ganze Stunde vorher eine Dose Theriak nehmen zu lassen, oder auch, wie *Grant* will, vorher ein Clystier mit Opium. Oder sollte der Magen wirklich wegen Atonie oder spastischer Reizung, die gehörige Wirkung eines doch durchaus nothwen-

nothwendigen Brechmittels nicht zulassen wollen, so lege man, nach der Vorschrift vieler angesehenen Praktiker, ein Vesicator. oder Rubefaciens auf die Magengegend, und lasse nach einigen Stunden brechen. Ich gebe wohl den Kranken, wenn sie sehr schwach sind, und ich dennoch das Brechen nicht vermeiden kann, wie z. B. bey der peripneumonia biliosa, im spätern Zeitraume, wo Aphten und alle Spuren einer grofsen Verderbnifs im Darmkanal anfangen sich zu zeigen, ein Glas guten Wein (bey Durchfällen Rothwein, und am liebsten Portwein), um den Magen in den Stand zu setzen, auf die Wirkung des Brechmittels gehörig zurückzuwirken, und dann nach etwa einer halben Stunde das Emetikum in voller Gabe, z. B. Sulph. aurat. antim. allein oder mit Ipekakuanha verbunden, und es scheint mir diefs nicht unzweckmäfsig zu seyn. Den von einigen als sicheres und nach oben wirkendes Brechmittel empfohlnen weifsen Vitriol, habe ich nicht versucht. Man wird aber auch bey der Befolgung der angegebenen Methoden selten etwas anders nöthig haben, um die Wirkung des Emetikum möglich sicher nach oben, und eben daher mit der möglichsten Schonung für die Kräfte des Kranken zu leiten. Denn es ist doch wahrlich für die letztern nicht gleich-

 viel,

viel, ob das Mittel ſich nach oben oder nach unten hin, oft zu einem erſchöpfenden Durchfall hin, determinirt. Auf gleiche Weiſe wird die richtige Schätzung der Lebenskräfte und des gegenwärtigen Zuſtandes derſelben, in Abſicht der Wahl und Gabe des Brechmittels am ſicherſten leiten, um eine Hyperemeſis zu verhüten, gegen welche ich aus Erfahrung kein Mittel anzugeben weiſs, weil ſie mir, zu meiner gröſsten Zufriedenheit, noch nicht vorgekommen iſt.

In Hinſicht auf die Ausleerungen durch Purgiermittel, ſo iſt hierbey ebenfalls manches anzumerken nöthig, wenn man mit der ſo oft eingeſchärften gehörigen Schonung der Kräfte, vorzüglich in der Armenpraxis, verfahren will. Obgleich *Brown*, und jeder der ein Gleiches ſagt mit ihm, Recht hat, wenn er behauptet, alle ausleerende und alſo auch Purgiermittel ſchwächten, ſo iſt doch hierin ein groſser Unterſchied, und man hat ſicher Recht, daſs man ſchon lange (relativ) ſchwächende und ſtärkende Purgiermittel abſonderte. Die Schwächung von Purgierſalzen iſt bekanntlich z. B. eine ganz andere, oder wenigſtens mit andern Empfindungen für das Syſtem verknüpft, als die von Rhabarber, welche mehr adſtringi-

rende

rende und tonische Eigenschaften hat, und diese auch in der Nachwirkung äussert; und es giebt kühlende und mehr wärmende Purgiermittel. Es ist daher wahrlich nicht so ungereimt, wie man uns hier und da einbilden will, in solchen Fällen, wo Ausleerung nach unten, und dabey doch durchaus Schonung der Kräfte erforderlich ist, abführende Mittel mit eigentlich stärkenden oder tonischen zu verbinden, weil dann die lebende Faser nach dem an sich schwächenden Purgierreiz (um mich so auszudrücken) durch die *länger anhaltende* Wirkung des vergesellschafteten Tonicum in der Nachwirkung wieder gestärkt und belebt wird. So sehr man auch im Ganzen der Einfachheit der Mittel das Wort reden muss, und obgleich ein vernünftiger Arzt in den meisten Fällen schon unter den an sich einfachen abführenden Mitteln, zweckmässig zu wählen wissen wird, so kann es doch Fälle geben, wo die so oft verschrieene und zu Zeiten gar als widersinnig angegebene Zusammensetzung einer abführenden Substanz mit einer stärkenden, ihren grossen und bewährten Nutzen hat. Man sagt zwar, schwächen kann nicht stärken, und umgekehrt, und man wendet hier den Satz des Widerspruches ganz richtig an, so lange von *einer und derselben Zeit* die Rede ist, in welcher freylich

nicht Stärkung und Schwächung zugleich Statt haben kann. Allein jede Wirkung einer Arznei auf die reizbare Fiber hat ja ihre verschiedenen Grade und ihre verschiedene Dauer (welche man den Verlauf der Wirkung, decursus effecti s. operationis, nennen könnte), und ich kann also in einer Form und auf einmal, begreiflich gar wohl schwächende und stärkende Mittel dem Körper anbringen, indem dann doch jedes für sich seinen Gesetzen gemäss wirkt, ohne dass eins dem andern so geradezu entgegen wäre. Da hier der Ort nicht ist, hierüber theoretisch weitläuftig zu seyn (obgleich eine gesunde und logische Theorie oft vieles in der Praxis aufklärt und sicher stellt), so will ich nur das Resultat des Gesagten in einigen praktischen Daten vorlegen.

Es giebt einen Zustand der Därme, wo dieselben gar nicht recht fähig sind, den Reiz eigends abführender Mittel aufzunehmen und darauf zurückzuwirken, ich meine z. B. den Zustand der Atonie in unsern so genannten galligen Faulfiebern, oder auch in der Endperiode der heftigen und langwierigen Gallenfieber, wo, besonders ein einigermassen schwächendes Purgans, z. B. ein Mittelsalz, leicht entweder eine enorme Ausleerung nach unten, oder auch gar keine

keine bewirkt, weil die gehörige Kraft und Reagenz der feſten Theile fehlt. Hier nun, wo doch zu Zeiten, nach Theorie und Erfahrung, auch Ausleerungen nach unten durchaus nothwendig ſind, leiſtet die Verbinduug eines ſtärkenden toniſchen Mittels mit dem ausleerenden die vortrefflichſten Dienſte, ja macht des letzteren Wirkung oft allererſt möglich und demnächſt nützlich. In ähnlicher und in keiner andern Abſicht hat man die ſogenannte China tartariſata, eine Verbindung der China mit einem purgierenden Mittelſalze, zuſammengeſetzt, und kann ſich von dem Nutzen derſelben am rechten Orte, wenn man will, füglich überzeugen, ohne ein Anhänger irgend eines Syſtems zu ſeyn, und ohne ſich deſswegen in die Miſchmaſchtheorie von zuſammengerührten Arzneyen einzulaſſen. In ſolchen Fällen thut namentlich die Verbindung der China mit Tamarinden oder einem mit Gewächsſäuren geſättigten Mittelſalze, oder auch, nach Beſchaffenheit der Unſtände, mit Rhabarbar und ähnlichen nicht ſehr ſchwächenden eröffnenden Mitteln, ungemein wohl, und es iſt wirklich auch nicht ſehr ſchwer, dieſe Zuſammenſetzungen theoretiſch zu vertheidigen, indem die Erfahrung ihren praktiſchen Nutzen bewährt. Daſs übrigens dergleichen Verbindung von, dem Schein nach,

widerſprechenden Mitteln, nicht bloſs auf die Rechnung der Theriakkrämer u. ſ. w. zu ſetzen ſey, beweiſen z. E. die Beyſpiele vieler angeſehener Praktiker, die ſich eine ſolche Paarung der ausleerenden mit ſtärkenden Mitteln mit Erfolg erlauben. *Medikus* *) bediente ſich auf dieſe Art bey ſeinem bösartigen Wechſelſieber, eines von ihm ſo genannten laxirenden Fieberpulvers, aus *China Rhabarber* und *Weinſtein*, und erzählt, daſs ſeine Kranken damit wohl ausgeführt wären, ohne einen Rückfall des Fiebers zu bekommen, welcher doch ſonſt abführenden Mitteln ſo gern zu folgen pflege. *Quarin* **) gebrauchte bey Wechſelſiebern, die nach ſeinem Ausdrucke nicht ganz rein waren, und Ausleerungen nöthig hatten, eine Mixtur aus Mittelſalzen und Gewächsſäuren, mit dem Zuſatze einiger Drachmen vom Extrakt der Rinde, bis er mit letzterer allein das Fieber völlig vertreiben konnte. Ich wünſche und hoffe, daſs man von gar zu groſsem Puriſteneifer nicht ergriffen, die zweckmäſsige Mitanwendung der Roborantium immer mehr bey ſolchen Ausleerungen einſehen wird, wo Neigung zur fauli-

gen

*) *Beobachtungen aus der Arzneywiſſenſchaft*. B. 1. S. 201 u. 204.

**) *De febribus*. p. 171.

gen (asthenischen oder passiven) Entzündung, und allen Folgen derselben, Schwäche der Lebenskräfte, Brand u. s. w. sich findet. Ein Beyspiel der Art giebt die Behandlung des morbus niger ab, wo neben einer offenbaren grofsen Schwäche der festen Theile, auch eine eben so deutliche Ansammlung von alten Stockungen im Adersystem, und also die Nothwendigkeit zweckmäfsiger, — d. h. hier, wegen Schwäche der festen Theile, und wegen der Gewalt, womit die bey dieser Krankheit in Bewegung gesetzte Masse anzudringen pflegt, — vorsichtiger und schonender Ausleerungen zeigt. Nichts scheint hierbey erwünschter zu passen, als die Verbindung der China mit kühlenden Mitteln und mit den säuerlichen und seifenartigen, gelinde ausleerenden Pflanzensäften, welcher sich Herr *Berends* mit Glück in dieser (vielleicht sehr eigentlich und mit Recht sogenannten) gastrischen Krankheit bedient *). Und so findet

*) *C. A. Berends*, resp. *Haack*, diss. de Cort. peruv. in morbo nigro vsu. Frkt. ad Viadr. 1792. — Die eben erwähnte Methode besteht im Ganzen in folgenden. Anfangs läfst Hr. B. erweichende Klystiere mit Honig geben, auch wohl aus dec. vom Taraxac. Chamom. und Arnika, um die schwarz-

det sich in manchen andern Krankheiten, die Schwäche und ein vorwaltender gastrischer Stoff charakterisirt, Gelegenheit diese Idee auf ähnliche Art zu benutzen. Der vortreffliche *Sarcone* (*Krankheiten von Neapel.* Th. 3. S. 70. d. Uebers.) erzählt, dass in den Konvulsionen die in

schwarzgalligen Konkremente aufzulösen und fortzuschaffen. Innerlich potio River., säuerliches Getränk und zuweilen Chamillenthee. Eine erweichende Salbe mit kamphorirtem Chamillenöhl und Laudanum wird dabey auf den Unterleib eingerieben. Steigt mit dem folgenden Tage die Gefahr, sogleich ein grosses vesicat. über den Leib, und innerlich täglich wenigstens eine Unze Extr. Cort. per. aquos., nach Umständen mit einem destillirten Wasser, Spir. Mind. oder Pot. River. So stellt man (oft) in wenigen Tagen den Kranken ganz her. -- Diese Methode, mit welcher schon Hr. *Thilenius* in gleichen Fällen sehr glücklich war (*medic. und chirurg. Bemerk. Art.* melaena), verdient sicher den ungetheilten Beyfall, und durch sie ist schon manchmal der Ausspruch des *Hippokrates* umgestossen worden, der den morb. nig. für tödtlich erklärt. Eine Unze Chinaextrat in 24 Stunden, kann auch schon etwas thun (Ausleerungen allein thun gewiss nicht alles). Aber in der Armenpraxis müsste man wohl auf ein wohlfeileres Tonicum denken.

in der ſchweren Epidemie aus Vollpfropfung der Eingeweide entſtanden (wie er ſich wörtlich ausdrückt), nichts ſo heilſam geweſen ſey, die nöthigen Ausleerungen zu bewirken, und dabey zugleich die geſunkenen Kräfte zu heben, als die Verbindung des Biſams mit gelinden Laxiermitteln und Klyſtieren, u. dergl. Ja, eben dieſer groſse Beobachter hat nebſt andern Aerzten geſehen, daſs bey dem angegebenen Zuſtande häufige und zweckmäſsige Ausleerungen, durch Stuhlgang und Erbrechen, auf den bloſsen Gebrauch dieſes, beherzt und in beträchtlichen Doſen gegebenen, Heilmittels erfolgten. Auch rühmt er, um mit gröſster Schonung der empfindlichen Eingeweide und der Lebenskräfte durch den Stuhlgang auszuleeren, die äuſserliche Anwendung des ſalazariſchen Balſams, einer Auflöſung von Lachryma thuris, Maſtix, Aloe und Pix graeca in Weingeiſt, wovon auf die Magengegend und auf die Lenden eingerieben wird, und wornach, ſeiner Verſicherung zufolge, ein ſo gelinder Stuhlgang erfolgte, daſs er die Aerzte auffordert, darüber nachzudenken, ob es nicht vielleicht in den Ruhren, in welchen die widerwärtige und entgegengeſetzte Indikation, den Stuhlgang zu beſchleunigen und anzuhalten, ſo oft vorkömmt, ſo wie auch in den Koliken und in der Darmgicht,

gicht, dienlich wäre, entweder ein Heilmittel auszudenken, welches den Darmkanal eröffnete, ohne Reiz darin zu erwecken, oder ob eben dieser Balsam nicht diesen Absichten entspräche (S. 135. im dritten Th.) *). Allerdings scheint letzterer, wenn seine Wirkungsart sich so verhält, in faulartigen Krankheiten, wo man zugleich

*) Dieser Widerstreit zwischen Indikationen, z. E. durch den Stuhlgang ausleeren und anhalten, reizmildern und reizerregen u. s. w. kann keinem Praktiker fremd seyn und nur dadurch in den meisten Fällen ausgeglichen werden, dass wir eine aus beyden Extremen zusammengesetzte mittlere Indikation befolgen. Da uns nun die einfachen Arzneyen, und alle ihre Haupt- und Nebenwirkungen, meist nicht so genau bekannt sind, dass wir einem derselben allein die Modifikation dieser Absicht anvertrauen könnten, so können wir füglich und vernünftigerweise mehrere, z. B. ausleerende und stärkende mit einander verbinden, um eine mittlere *successive* Wirkung zu erreichen. Uebrigens aber müssen wir uns hüten, diese nur unter den angegebenen Bedingungen von Widerspruch zu rettende Methode ohne Noth und Ueberlegung anzuwenden, weil wir uns sonst zu sehr und mit offenbarer Verwirrung von der Einfachheit entfernen würden, welche immer erster Grundsatz der Natur und der Kunst bleiben wird.

gleich gaſtriſche Stoffe durch Ausleerungen nach unten zu beſeitigen hat, vielen Nutzen zu verſprechen, da er aus den am wenigſten ſchwächenden reſinoſen bittern Purgierſubſtanzen beſteht, und daher vielleicht in der Armenpraxis beſonders zweckmäſsig ſeyn könnte, wo oft neben der gröſsten Nothwendigkeit zu Ausleerungen auch die gröſste Schwäche vorwaltet, die keinen nur etwas ſtarken Reiz verträgt, und wo oft die Anwendung der Klyſtiere und anderer milder Ausleerungsmittel, ebenfalls mit Schwierigkeiten und Widerſpüchen verbunden iſt. Wenigſtens wäre es immer der Mühe werth, die gehörigen Verſuche zu machen, wozu ich mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen werde.

Nachdem ich einigermaſsen gezeigt, daſs die ausleerende Methode auch neben der ſtärkenden angewandt werden müſſe, und nachdem ich die Bedingungen angegeben, unter welchen jede derſelben vor der andern anwendbar iſt, und endlich die Art und Weiſe einigermaſsen näher beſtimmt haben, wie und wo die Wirkung der ausleerenden Mittel am beſten zu leiten ſey, will ich dieſen Abſchnitt mit einer Art von Epilogus galeatus beſchlieſsen, in welchem die ausgehobenen Erklärungen einiger

der

der neuesten antigastrischen Schriftsteller am besten dazu dienen werden, Probe und Vorschmack für den klinischen Arzt abzugeben, ob die völlige Verbannung der sogenannten antigastrischen Heilmethode, auf solche Art und durch solche Gründe, trifftig und gründlich sey.

Moscati (Compendio di cognizioni veterinarie. Milano 1796 Salzb. med. chir. Zeit. 1796 B. 1. Nr. 26.) meint, die gastrischen Fieber seyen (auch bey Thieren) bloss und allezeit örtliche Krankheiten. Das Fieber werde bloss erregt, wenn die Mitleidenschaft der Schwäche sich auf das Nerven- und Blutadersystem erstrecke. Daher kämen die grosse Hinfälligkeit der Kräfte und andere Zufälle des bösartigen Fiebers nicht sogleich, sondern nur erst in der Folge vor, und daher fange die Krankheit mit Mangel an Appetit, übelem Geschmack, unreiner Zunge, Ekel und Erbrechen an. Ehe also etwas von der schadhaften Materie ins Blut übergegangen sey, sollte man nach *Brown* Reizmittel anwenden, welche die Ausleerung der angehäuften Materie bewirkten, und den Därmen ihre Energie wiedergäben. Habe die Krankheit aber schon Fortschritte gemacht, dann sey es vernünftiger, sich an gelinde Brech- und Laxiermittel zu halten. (Aber,

ums Himmelswillen! iſt's dann nicht ſchon zum Fortſchaffen und Ausleeren zu ſpät? Dann iſt ja die Krankheit ſchon allgemein, und kann nicht örtlich mehr ſo ausgeleert werden, zumal da die Schäche dann auch ſchon gröſser iſt.) Die Brechmittel wären auch reizend, obgleich andere das Gegentheil behaupteten. (Aber ſtärkend doch gewiſs nicht?) — Die belegte Zunge komme von in die Säfte übergegangenen ſchädlichen Stoffen, durch die Lungen ausgehaucht, her (wie *Hoffmann*) u. ſ. w.

Jones (richerche ſullo ſtato della medicina), bekanntlich ein ſehr vollſtändiger Antigaſtriker, hat an ſeinem deutſchen Ueberſetzer, Hrn. Joſ. *Frank*, einen ſehr ähnlichen Kommentator gefunden. Dieſer behauptet unter andern, daſs die durch Brech- und Purgiermittel oft ausgeleerte Menge von Unreinigkeiten, allezeit einzig die Folge von Schwäche, und eine Wirkung der krankhaft vermehrten Sekretion ſey, wie im Diabetes und bey kolliquativen Schweiſsen: und hier dieſe Galle ausleeren wollen, und nicht vielmehr die kränkliche Quelle zu verſtopfen ſuchen, wäre, wie auch *Richter* bemerke, eben ſo ungereimt, als bey einem heftigen Speichelfluſſe den Rath geben, ſleiſsig zu ſpeicheln. — (Ganz Recht! Aber das iſt ja nur

Ein

Ein Fall, wo Galle von Schwäche ſich im Uebermaſs anhäuft. In vielen Fällen iſt ſie nun einmal in zu groſser Menge oder im verderbten Zuſtande da, und das aus ganz andern Urſachen als von Schwäche, von verkehrter Sekretion durch irgend einen Reiz, ja ſelbſt von vermehrtem Robur. Sie muſs dann ſemel et ſimul hinaus (ſelbſt wenn ſie von bloſser Schwäche angeſammelt wäre), um nicht aus einer örtlichen, eine allgemeine Krankheit zu verurſachen). In Fällen, ſagt ferner Hr. F. wo der Magen, wegen langer Dauer oder Heftigkeit des Uebels, voll Unrath iſt, können freylich gewiſſe Mittel, die, um zu wirken, eine Art von Verdauung erfordern, nicht angewendet werden, ſondern hier muſs man ſeine Zuflucht zu Opium, Aether, flüchtigem Laugenſalz, Weingeiſt, Wein u. dergl. nehmen. (Aber ſcheint es nun nicht kürzer, natürlicher und vernünftiger, erſt den Unrath hinauszuwerfen, und dann zu ſtärken!)

Wie *Brown*, und nächſt ihm Hr. Weikard über dieſe Materie denken, iſt zu bekannt und zu laut geworden, als daſs es nöthig wäre, darüber weitläuftig zu ſeyn. Indeſſen verdient bemerkt zu werden, daſs *Brown*, bey aller Uebertreibung ſeines Satzes, alle ſogenannte gaſtri-

gastrische Zufälle kämen einzig von Schwäche her (s. 36. §. 186. seines Systems der Heilkunde, übers. von Pfaff), doch noch Bereitwilligkeit zeigt, sich ferner über diesen Punkt zu unterrichten, und z. B. §. 237. Note g. seines angeführten Buches folgendes aufrichtige Geständniss ablegt. "Ich bin so oft, sagt er, und zwar von Personen, die im Stande waren, richtige Beobachtungen zu machen, von der Nothwendigkeit, den Ueberfluss dieser Feuchtigkeit (der Galle), welche den ganzen Darmkanal überschwemmt (im gelben Fieber), durch den Stuhlgang auszuleeren, und dann die Kur der Krankheit durch Wein, starke Getränke und andere flüchtige durchdringende Reize zu beschliessen, unterrichtet worden, dass ich endlich, wiewohl mit einigem Widerstreben, diese Thatsache als wahr angenommen habe. Die Langsamkeit meiner Beystimmung rührte daher, dass ich in jedem andern Falle von Anhäufung von Unreinigkeiten in den ersten Wegen, sogar in der Kolik, die Belebung der wurmförmigen Bewegung durch reizende Mittel, immer hinreichend zur Ausführung solcher fremdartigen Materien gefunden hatte, während Brechen und Purgieren durch ihre erschlaffende Wirkung auf die Gefäfse, nur dazu dienten, mehr Unreinigkeiten zu erzeugen, und die Grundursache

der Krankheit, nämlich die Schwäche, zu vermehren."

Der grofse Nutzen und folglich die Nothwendigkeit der Anwendung der antigaftrifchen Methode, zeigt fich, namentlich im gelben Fieber, am beften an dem Beyfpiel des Rufh *) der, nachdem er fowohl die reizende und ftärkende, als auch die mehr entzündungswidrige Methode, zur Heilung diefes Uebels, wiewohl fruchtlos durchlaufen hatte, endlich mit dem gröfsten Vortheil noch auf die purgierende Methode traf, und durch diefen glücklichen Griff, (denn anders war es hier bey diefem fonft grofsen Arzt nichts, indem er auf keine Kaufalindikation achtete), in diefer wichtigen und traurigen Angelegenheit noch manches ausrichtete, in welcher er fich fonft bis dahin merklich vergriffen hatte.

Hoffentlich werden wir dahin kommen, dafs ein den Mittelweg haltendes Syftem zwifchen den einfeitigen Gaftrikern, und noch weit einfeitigeren Antigaftrikern, zu Stande kömmt, und dann erft, nach diefer verftändigen Ausgleichung der Partheien, wird man recht fehen, wie thöricht anmafslich und nichtig eine jede

*) *Vom gelben Fieber.*

jede Beſchränkung der mannichfaltigen Natur, in gewiſſe ausſchlieſsende Formen, ſey; beſonders was die Geſetze des geſunden und kranken thieriſchen, und vorzüglich des menſchlichen Körpers, betrifft, die durchaus nur durch Beobachtung und Erfahrung erkannt (denn für ſpezielle Erſcheinungen, was die Materie, den Stoff, anlangt, hat die Wiſſenſchaft der Natur gar keine mögliche Sätze a priori) und nur dieſemnach behandelt und geleitet werden wollen.

Der Anfang zu dieſer heilſamen Annäherung iſt ſchon gemacht. Selbſt mehrere Anhänger der beynah ausſchlieſslichen Nervenpathologie wünſchen, daſs man die ausleerenden Mittel nicht zu ſehr in Krankheiten der erſten Wege vernachläſſigen möge, z. B. der Italiener *Monteggia* *) tadelt namentlich die browniſche Vernachläſſigung der Brech- und Purgiermittel in Fiebern, die er oft ſchnell und direkte helfend nennt, und den Vortheil der Ausleerung oft für gröſser hält, als den Nachtheil der Schwäche.

Sonach wird es wohl am Ende glücklicher Weiſe dahin kommen, daſs die vernünftige Anwendung

*) *Briefe über Brows elementa. Aus d. Ital. von Weikard. — Journ. d. Erf.* St. 19.

wendung der ausleerenden Methode, neben der stärkenden, in vollem Rechte besteht, die Erklärung der hülfreichen Wirkungsart der ersteren sey nun auch welche sie wolle, und wie man sie zu geben beliebt. Ob man wirkliche gastrische verderbte Stoffe damit fortschaffen, oder bloss das ganze System, oder einzelne Systeme, z. B. der Leber, reizen und erschüttern, oder den Körper dadurch und durch Entziehung von Feuchtigkeiten schwächen will, alles diess gilt beynahe dem Praktiker gleichviel (wo er nicht selbst Lust zu theoretischen Spekulationen und Aufklärungen hat), wenn er nur die Bedingungen der Ausleerungen, ihre Anzeigen und Effekte genau kennt, und demnach richtig zu verfahren weiss. Schriften, wie *Reil über die Fieber*, *Dömling Pathologie der hitzigen gastrischen Krankheiten* (Journ. d. Erf. St. 26.), werden immer mehr dazu dienen, die Ansichten zur Erklärung, sowohl der gastrischen Zufälle, als auch der dagegen hülfreichen Heilmethode, zu vervielfältigen, und in ein helleres Licht zu setzen: dabey aber das *Praktische* zu sichern, welches darauf hinausläuft, dass eine zweckmässig modificirte Anwendung der Emeto-catharsis in vielen Krankheiten *unseres* Himmelsstriches, sowohl bey Reichen und Wohlgenährten, als auch bey dem

Armen,

Armen, der in Absicht der Diät nur zu eingeschränkt ist, passlich, hülfreich und nothwendig sey *).

*) *Dömling* sagt in der angeführten Schrift sehr richtig, und mit der Erfahrung übereinstimmend: "Im *Anfange* könnte man gastrischen Fiebern, mit Ekel, Uebligkeiten u. s. w., durch Laudan. liquid. — Liquor. anod. min. — Spir. sal. ammon., oft besser begegnen, als mit Brech- und Purgiermitteln. Habe aber der widernatürliche Reiz schon einige Zeit gewährt, und eine grössere Absonderung von Galle, Schleim u. s. w. abgesetzt, so müssten solche aus den ersten Wegen so lange fortgeschafft werden, bis der Reiz beseitiget, die flüssige Aussonderung gehoben, und das Gleichgewicht wieder hergestellt sey.

3) Von der Ruhr.

(*Lüneburg.* September 1798.)

Diese Krankheit ist sicher noch zu wenig genau und allgemein genug, und in dem ganzen Umfange ihrer verschiedenen Formen bekannt. Abgerechnet, dass sie gewiss eines der schmerzhaftesten, in allen Rücksichten, besonders für die arme Klasse, schwer zu ertragendes, und bey eintretender Tödlichkeit, meist auf eine fürchterliche Art tödtendes Uebel ist, was eben so wohl jährlich eine kaum zu berechnende Menge von Menschen wegrafft, wie andere verschrieene Seuchen, so kömmt hierbey noch in Betrachtung, dass wohl nicht leicht eine allgemeine Krankheit ist, die so mannichfaltig in ihren verschiedenen Formen sich zeigt, sowohl was ihren jedesmaligen allgemeinen Charakter, als auch oft, ja man kann sagen, meistentheils, den speziellen Charakter betrifft, den sie in den einzelnen Individuen, als Folge der Rückwirkung ihrer spezifischen Konstitution, Lebensart, Geschlecht u. s. w., annimmt.

Man hat zwar in neuern Zeiten, besonders seit dem Vorgange des vortrefflichen *Stoll*, den so

ſo genannten rhevmatiſchen Charakter der Ruhr, und eine dagegen eingerichtete Heilart faſt einzig geltend zu machen geſucht (obgleich *Stolls* Meiſterhand nie ein ſolches einſeitiges Bild, ſondern ein weit umfaſſenderes entworfen hat, wie man im dritten Theile ſeiner Rat. med. ſehen kann). Aber daſs man darin, aufgemuntert und gleichſam überraſcht durch die einleuchtende Evidenz einzelner Fälle und ſogar Epidemieen, wo dieſs der Fall war, zu weit gegangen iſt, und über der Freude, eine Wahrheit gefunden zu haben, dieſe ſelbſt zu allgemein gemacht hat, davon bin ich, nach meiner Einſicht, durch Gründe und Erfahrung überzeugt. Eine ſehr traurige und jedem Menſchenfreunde ſchmerzhafte Folge davon iſt, daſs man den Aerzten, und beſonders den Anfängern in der Kunſt, wie mir und meines Gleichen, die Behandlung und Heilung dieſer *oft* ſo furchtbaren Krankheit leichter machte und macht, als ſie wirklich iſt. Nichts iſt demüthigender für den praktiſchen Arzt, als wenn er mitten aus ſeiner erträumten praktiſchen Feſtigkeit und Sicherheit hinaus, in das Getümmel einer Krankheit, und namentlich einer epidemiſchen Krankheit, geſchleudert wird, welcher er gar ſo viel Böſes und ſo viel Argliſt nicht zutraute, als ſie wirklich hat und beweiſt. Vergebens

 ſieht

ſieht er ſich dann nach feſten Gründen um, die ihn in allen Fällen ſicher leiten können. Ihn verwirrt gleichſam die Vielſeitigkeit und Gröſse des Uebels, das er doch für ſehr einfach und für kleiner hielt. Selbſt die Regeln der allgemeinen Therapie verlaſſen ihn, die doch ſonſt aller Orten auszuhelfen pflegen, wenn er die beſondern Wirkungsarten des Krankheitsſtoffs, der die Epidemie gerade dieſsmal in dieſer oder jener, immer aber durch Ausnahmen abgeänderten Form hervorbringt, und die Geſetze der ſpeziellen Reaktion der verſchiedenen Körper nicht genau kennt, lebhaft im Auge hat, und mit vernünftiger, d. h., auf Vorsicht und Kenntniſs gegründeter Dreiſtigkeit zu beurtheilen und zu behandeln weiſs.

Es iſt wohl gewiſs, daſs der eigentliche Stoff der Ruhr, als Urſache der Krankheit, der ſo genannte rhevmatiſche Stoff ſey, deſſen tauſendfache Einwirkung auf unſern Körper wir täglich wahrnehmen. Oder wir können auch, um keinem Syſteme zu nahe zu treten, den rhevmatiſchen Reiz als Urſache dieſer Krankheit nennen, und darunter den Eindruck auf die Reizbarkeit (der Haut, und dadurch des ganzen Körpers), nebſt deren ihren Rückwirkungen verſtehen, welchen der ſchnellere und

ſtärkere

ſtärkere Wechſel von Wärme und Kälte hervorbringt. Aber was für Veränderungen und Rückwirkungen dieser einmal angebrachte Reiz nicht allein auf den ganzen Körper, *ſondern auch in den beſondern Syſtemen* deſſelben hervorbringe, das iſt die groſse Frage, auf deren Beantwortung bey der Erkenntniſs und Heilung, ſo wie jeder Krankheit, ſo beſonders auch der Ruhr, viel ankömmt. Die groſse Kunſt beſteht nämlich mit kurzen praktiſchen Worten darin, auszumachen, ob der Ruhrreiz (ſo will ich dieſs Etwas der Kürze wegen nennen) bloſs ſimpel auf dem untern Theil des Darmkanals, als ſeinem gewöhnlichen Sitze, oder auch, idiopathiſch oder konſenſuell, auf andere Syſteme, beſonders der Eingeweide des Unterleibes wirke, und welche dieſer oft mannichfachen Reizungen *dem Grade nach die hervorſtechendſte*, und *der Art nach die wichtigſte ſey*. Daraus laſſen ſich, wie auch ſchon längſt geſchehen iſt, die mannichfachen Arten und Erſcheinungen der Ruhr erklären. Wirkt z. B. der Reiz heftig nur auf den untern Theil des Darmkanals, ſo wird das Produkt eine ſimple aber blutige Ruhr ſeyn; ſo wie, wenn er minder heftig wirkt, eine ſchleimige. Wirkt er über einen gröſseren Theil des Darmkanals, z. B. bis an die Leber hinauf, ſo wird ver-

mehrte Abſonderung der Galle als eine Komplikation entſtehen, die aber eine wichtigere Rolle ſpielen kann, uud oft ganz andere Mittel heiſcht, als der Grundaffekt. Ich geſtehe, daſs ich nach dieſen und ähnlichen Ueberlegungen, ſchon aus bloſsen Vernunftgründen, die gröſsere Allgemeinheit des ſo genannten galligen Charakters der Ruhr mir wenigſtens wahrſcheinlich gedacht, und auch in *meiner*, freylich nur beſchränkten, Erfahrung gefunden habe, als jetzt nach andern Erfahrungen gewöhnlich angenommen wird. Es wird hier der Ort ſeyn, über dieſen eigentlich nur aus Miſsverſtändniſs geführten praktiſchen Streit, über den galligen und rhevmatiſchen Charakter der Ruhr etwas zu ſagen. Ich liefere mit Fleiſs erſt eine, freylich an ſich ſehr überflüſsige, nur Stückweis angedeutete Theorie der Krankheit, und will dann mit der allgemeinen Beſchreibung einer Epidemie das Geſagte zu erläutern ſuchen.

Sonſt hielt man bekantlich faſt allgemein die Ruhr für eine faſt bloſs gallige, von ſcharfen, ſogar wohl faulen Säften u. ſ. w. entſtandene Krankheit — und heilte ſie dieſer Idee gemäſs — doch ebenfalls, nur freilich wohl nicht ganz ſo glücklich wie jetzt. Jetzt ſoll

man,

man, nach grofsen Authoritäten, in den bey weitem meiſten Fällen, dieſs Uebel ganz anders, und antirhevmatiſch behandeln, und der Erfolg iſt zwar meiſt ſichtbar gut, aber doch nicht ſo einfach und allgemein, als man, der erſten einfachen Idee nach, es erwarten ſollte. "Die Urſache der Ruhr iſt ein Reiz, ſagt man (mit Recht), der auf den Maſtdarm und auch auf die übrigen Eingeweide wirkt, dort vermehrte Abſonderung von Schleim und Feuchtigkeit, Blut u. ſ. w. bewirkt. Entferne ich nun dieſen Reiz (durch reizſtümpfende und antirhevmatiſche Mittel), ſo hören die widernatürlichen Abſonderungen und Spannungen der Theile auf, mithin die Krankheit ſelbſt". — Sehr recht, aber es kömmt hier nur noch auf manche Mittelglieder und Nebenbedingungen an, welche zwiſchen der Einwirkung und (geradezu veranſtalteten) Entfernung eines auf den lebendigen Körper wirkenden Reizes, im praktiſchen Betracht gezogen werden müſſe. *Was, und wie viel hat der Reiz nun während der Zeit ſeiner Wirkſamkeit im Körper ſchon gewirkt?* iſt nun die groſse Nebenfrage. Er kann die ganze Reiztemperatur aller Abſonderungsorgane namentlich der Leber und des Pankreas ſchon verändert, und verſtimmt haben, und zwar ſo, daſs der Gegenreiz, womit die Kunſt den urſprüng-

ſprünglichen fremden Reiz von ſeinem Sitze fortſchaffen will, gar nicht auf dieſen ſekundären Zuſtand der Reizbarkeit wichtiger Eingeweide, z. B. der Leber, paſst, der doch nunmehr und wegen der Beträchtlichkeit und Wichtigkeit der Abſonderungen, mehr Aufmerkſamkeit verdient, als der vielleicht unanſehnliche urſprüngliche Reiz ſelbſt. Daher erklärt ſich meines Erachtens am beſten, wie oft die beſten antikatarrhaliſchen Mittel, z. B. das Opium, in der Ruhr, bey Zeichen der gereizten Leber (oder ſogenannter Unreinigkeiten) bald ſehr guten Effekt und eine völlige Minderung aller Beſchwerden, bald aber auch gar keinen guten und einen ſehr widrigen, z. B. Betäubung, Angſt u. ſ. w. hervorbringt, welchen eben dieſs Mittel auch oft äüſsert, wo gar keine Sordes vorhanden ſind, zum ſichern Erweiſe, daſs es auf die *Art* der Reizſtimmung und alſo auch Reizſtümpfung (in gewiſſen Fällen und Epidemien wenigſtens) ankomme. Nun wirkt alſo, um zu dem obigen Satze zurückzukehren, der rhevmatiſche Reiz mit auf die Leber, und erzeugt, wegen Diſpoſition des Organs u. ſ. w. eine ſehr häufige Abſonderung von der noch dazu wohl in Qualität veränderten Galle. Iſt nun dieſes eine gallige oder rhevmatiſche Ruhr? Ich antworte, beydes. Nur

kömmt

kömmt es darauf an, nicht bloſs die Galle wegzuſchaffen, ſondern das Mittel zu treffen, was gerade dieſe Reizbarkeit der Leber zur Abſonderung, und gerade in dieſem Körper, am paſſendſten hebt. Meiſt thut dieſs die Ruhrwurzel als Brechmittel gegeben am beſten, oft aber auch nicht; daher die vielen Klagen, daſs Brechmittel in ganzen Epidemieen, die doch gallige Zeichen hatten, oft hülfen, oft nicht. Sicher wirken oft die bey der Ruhr von einigen verſchrienen von andern als die einzigen Mittel gelobten, Ausführungsmittel, hauptſächlich auf eben dieſe Art, durch Umſtimmung der Reizbarkeit der Organe auf welche ſie hauptſächlich wirken, Leber, Speicheldrüſe (die ausgeleerten gröbern Stoffe waren oft nur Nebenſache), und man kann daher in gewiſſer Bedeutung allerdings ſagen, daſs man in dieſem Falle den rhevmatiſchen Reiz wegpurgiert habe. Man affizirte nämlich den Darmkanal durch das (gelinde) Purgiermittel ſo, daſs er durch ſeine eigene Thätigkeit ſich des Reizes, oder der fehlerhaften Reizſtimmung, entledigen konnte. Viele Ruhren nehmen gewiſs in einzelnen Subjekten (unvermerkt) einen galligen Nebencharakter an, indem nämlich der Reiz ſich auf die Leber fort erſtreckt, ohne daſs man genug gleichſam auf dieſen Metaſchema-

tiſm

tiſm achtet, und die vielleicht glücklich angefangene, nun aber ins Stocken gerathene Kur dennoch abändert. Man macht dann vielleicht einem angeprieſenen Ruhrmittel, z. B. dem Opium, Vorwürfe, die nicht es, ſondern der verdient, der darin ein Univerſale bey allen ſo vielfältig verwickelten Ruhrzuſtänden zu finden glaubt. — Auch iſt es doch nicht gleichviel, wie viel der z. B. auf die Leber u. ſ. w. wirkende Reiz ſchon an Maſſe von Feuchtigkeiten abgeſondert hat, die ſich, wie es ſcheint, oft wirklich durch ihre Schärfe und bey der krampfigen Spannung der Theile, ſelbſt den Ausgang verſchlieſsen, und eine ganz neue Krankheit erregen können, wofern ſie nicht eigens fortgeſchafft werden. Nun iſt aber in einer Epidemie die Geneigtheit des epidemiſchen Reizes auf dieſes oder jenes Organ zu wirken, beſonders groſs und ſehr verſchieden. Es läſst ſich alſo ſchon hieraus gar wohl begreifen, wie ganze Ruhrepidemieen rhevmatiſch, und wiederum andere gallig, d. h. ſecundario gallig ſeyn können, und man daher durchaus keine allgemeine unbedingte Heilmethode gegen die Ruhr empfehlen, noch viel weniger aber *ein einzelnes Mittel* dagegen (gewiſſermaſsen) allgemein machen dürfe. Zwar geht dieſs in leichten Epidemieen, wie die gewöhnlichen

ſimpeln

ſimpeln rhevmatiſchen auf dem Lande zu ſeyn pflegen, wohl noch an: aber die allgemeine Erfahrung lehrt, daſs leider in den Städten die Ruhr alle mögliche Charaktere und Veränderungen zu haben pflege, ſchon wahrſcheinlich daher, weil der Körper und der individuelle äuſsere Charakter des Stadtbewohners, nicht ſo viel im Ganzen Uebereinſtimmendes hat, als der des Landmanns (anderer ungünſtiger Umſtände, z. B. Wohnung, Lebensart u. ſ. w. nicht einmal weiter zu gedenken). Oft trifft auch der Ruhrreiz, in Städten beſonders, auf wahre alte Verſeſſenheiten und Stockungen in den Eingeweiden des Unterleibes, und es entſteht auch aus dieſer nicht ſehr ungewöhnlichen Urſache eine Ruhr, die zwar nicht wegen ihres urſprünglichen, ſondern wegen ihres Nebencharakters (der wichtiger werden kann als der urſprüngliche) mit ausleerenden Mitteln, wenigſtens zuerſt, behandelt werden muſs. Beſonders häufig iſt dieſs in Städten beym weiblichen Geſchlecht der Fall, das eine ſitzende eingeſchloſſene Lebensart führt, und ich getraue mir zu behaupten, daſs man beym Landmann, wofern nicht ſehr ungünſtige Umſtände eintreten, weit mehr reine, und daher auch leichtere Ruhren ſehen wird, als in der Stadt.

Auch die Jahreszeit und Witterung machen, nach allen erfahrnen Beobachtern, einen Unterschied, wo der Charakter der Ruhr vorzüglich gallig ist oder nicht. Die gröſsere oder geringere Hitze scheint nämlich, in manchen Fällen wenigstens, hierauf merklichen Einfluſs zu haben, sey es nun, daſs sie, nach der Meinung der älteren Schriftsteller, die Galle und andere Säfte selbst scharf und verdorben mache, oder auf den Tonus und die Reiztemperatur der Absonderungsorgane des Unterleibes so wirke, daſs diese leichter von dem eigentlichen Ruhrreiz auf eine bestimmte Weise affizirt werden. Wenigstens bemerkten wir dieſs deutlich bey unserer dieſsjährigen Epidemie, die nach und während ansehnlicher Hitze schon Ende Julius anfieng, und da mit weit mehr galliger Komplikation verbunden war, als nachher. (*Pringle* rechnet in seinem Buche über die Feldkrankheiten, die Ruhr sogar geradezu mit unter die galligen Krankheiten des Lagers, und meint, daſs man ohne Brech - und Purgiermittel gar nicht auskäme.)

Einen wichtigen Unterschied, und zugleich einen Fingerzeig auf zu vermuthenden konsensuell galligen Charakter der Ruhr, giebt auch der gröſsere oder geringere Grad der Heftigkeit an

an die Hand, womit die erste Ursache der Krankheit auf den Körper einwirkte, und diesen zur Rückwirkung nöthigte. Heftige Gemüthsbewegungen, Erhitzungen, ein unvorsichtiger kalter Trunk, besonders wenn eins von diesen mit heftigen körperlichen Bewegungen zusammentrifft, geben der Einwirkung der Krankheitsursache, nach Theorie und Erfahrung, leicht eine solche gleichsam akute Intension, wodurch ein ungleich gröſserer, und auf mehrere Systeme des Körpers sich erstreckender Tumult, hervorgebracht wird, als wenn das Uebel unter mehr ruhigen Umständen eintritt. Die Folgen dieser gröſsern, von mir so genannten ursprünglichen Intension, können zwar mannichfaltig, werden aber doch meist *gastrisch* seyn, wegen der in unserem Zeitalter besonders groſsen Rezeptivität des gastrischen Systems.

Nicht minder hängt dann auch die gröſsere oder geringere Geneigtheit der Ruhr zur galligen Komplikation, von der speziellen Reizbarkeit des Subjekts ab, auf welches der Ruhrreiz trifft. Ist die Reizbarkeit groſs, ist sie besonders mit Schwäche verbunden, dann zieht die Reizung des einen Theils des Darmkanals um so leichter die Reizung der Leber und der andern Sekretionsorgane nach sich. Bey Wei-

bern und Kindern ſcheint mir dieſs hauptſächlich zu gelten.

(Es kann aber auch derſelbe (rhevmatiſche) Reiz, der auf den Maſtdarm als Ruhrreiz wirkt, z. B. auf die Leber zu gleicher Zeit urſprünglich wirken, ohne von dem Maſtdarm her konſenſuell fortgepflanzt zu ſeyn, und daher kann, ohne daſs Schmerz und Reiz in dem übrigen Theil der Därme empfunden wird, nur die Leber und der untere Theil des Darmkanals affizirt ſeyn. Aber ohne Befreyung der Leber von ihrem Krampfe, wird man ſchwerlich dieſe ſimpel ſcheinende Ruhr zu heben vermögen.)

Dieſs ſey genug, um wenigſtens wiederholt die Aufmerkſamkeit auf eine mehrſeitige Anſicht der Ruhr nach Vermögen erregt zu haben (obwohl die Sache an ſich gar nichts Neues, ſondern etwas ſehr Altes iſt), weil nach einem, ſoll ich ſagen glücklichen oder unglücklichen, natürlichen oder unnatürlichen Geſetze des menſchlichen Verſtandes, nur gar zu leicht über der lebhaften, und auch an ſich zweckmäſsigen, Betrachtung einer Seite eines Dinges, die andere (wenigſtens auf eine Zeit lang) vernachläſſigt, und man, z. B. in unſerem Falle, ſicher nicht auf die Allgemeinheit des gewöhnlichen rhev-

matiſchen

matischen gutartigen Charakters der Ruhr zu dreist sich verlassen darf, ohne Rücksicht auf spezifisch epidemische, meteorologische, lokale, spezielle körperliche u. dergl. Umstände zu nehmen. Schon als bloſse Theorie verdient ja eine jede Sache ihre möglichst vollständige Erörterung und genaue Bestimmung *). Hier aber,

wo

*) Es ist eine gemeine, aber gewiſs sehr irrige und schädliche Maxime, die unter den Aerzten besonders im Gange ist: "*das ist nur Theorie, ohne praktisches Interesse, ein jeder halte es damit wie er will:*" als wenn man immer so genau wissen könnte, ob nicht, und wie viel Praktisches in einem oft unbedeutend theoretisch scheinenden Gegenstande liege, und als ob nicht die Erfahrung wirklich gezeigt hätte, daſs oft viel da liege, wo man wenig suchte (nicht einmal zu gedenken, daſs doch Wahrheit an sich, gleichviel in welcher Rücksicht sie soll gebraucht werden, immer ehrwürdig und wegen, wenn auch nur formeller, Bereicherung unserer Erkenntniſskräfte, eigentlich immer praktisch ist). Kennten wir z. B. die ursprünglichen konstitutionellen Zustände, und die krankhaften *Grundveränderungen* der festen und flüssigen Theile (z. B. Blut und Nerven) unseres Körpers, wozu uns doch keineswegs alle Hoffnung abgesprochen werden kann, da wahrscheinlich *dieſs* Verlangte noch etwas Sinnliches, also nichts auſser den Grenzen

wo sie so rein praktisch ist, hat diess noch einen höhern Rang vor der Vernunft, die sich, besonders in praktischer Rücksicht, nie anders als in der möglichst vielseitigen, unbedingten und totalen Erkenntniss, Würdigung und Anwendung der Wahrheit beruhigt.

Allgemeine Beschreibung der Epidemie.

Seit vielen, mehr als 15 Jahren, war *Lüneburg* mit einer eigentlichen Ruhrepidemie verschont geblieben. Den eigentlichen Grund dieser allgemein bemerklichen, und diesem Orte, wie es scheint, besonders zukommenden Immunität

zen der Erkenntniss liegendes Ueberfinnliches ist, so möchte es wohl ein wenig besser um unsere, man muss es nur gestehen, an sich doch elende Zungen- Puls- und Harntherapie stehen, welche auf eine vieldeutige, und nun gleichsam mit kopirenden, verkleinernden und verunstaltenden Lettern bezeichnende *Zeichenlehre* gegründet ist, welche nie Sachen, sondern immer nur Zeichen von Zeichen angiebt, und wobey wir, weil das Zeichen, auf seinen Grund bezogen, doch auch immer etwas Anderes bedeuten kann (vnius rei plures esse possunt causae) selten oder nie auf einen recht deutlichen und festen Grund kommen, sondern uns mit Wahrscheinlichkeiten behelfen müssen, mit denen wir praktisch zurechttappen, so gut wir können.

munität gegen diese Krankheit, die doch jährlich auch die nächsten Dörfer um die Stadt zu besuchen pflegt, und auch diessmahl wieder mit besuchte, hat man schon oft ausforschen wollen, aber schwerlich herausbringen können. Man hat ihn in den Einwirkungen der grossen Feuer gesucht, die auf den hiesigen grossen Kalkbrennereien und Salinwerken fast beständig unterhalten werden, wodurch nicht allein eine Entwickelung der beym Verbrennen nach allgemeinen chemischen Gesetzen sich bildenden Elemente (Gasarten u. s. w.), sondern auch eine spezifisch chemische Entwickelung der im Verbrennen aufgelösten Substanzen (Kalk und Salzwasser) bewirkt wird. Auch kann man, wenn man will, annehmen, dass die Ausdünstung des ganzen umliegenden, mit dergleichen chemischen Bestandtheilen geschwängerten Bodens, ebenfalls zur Immunität gegen die genannte Krankheit, etwa durch Neutralisation oder Destruktion des (supponirten) Ruhrstoffes beytrage. Da aber alles dieses dunkle Vorstellungen sind, denen kein deutlicher, am wenigsten sicherer, naturhistorischer, chemischer noch pathologischer Begriff zum Grunde liegt, und die Erfahrung zu zeigen scheint, dass bey andern Oertern, wo ähnliche Bedingungen Statt finden, doch nicht ein ähnlicher Effekt ange-

troffen werde, fo kann man fchwerlich etwas anders thun, als diefe Anficht der Sache unbeftimmt dahin geftellt feyn laffen (der ferneren Nachforfchung anheim geben, nicht geradezu für abfurd oder unmöglich zu erklären) und die Erklärung felbft in andern Umftänden, etwa in der Lage, Atmofphäre, und in dem ganzen Lokale des Orts zu fuchen. Allein auch hier dürfte der Forfcher fchwerlich Genugthuung finden, weil, wenigftens dem Aeufseren nach, nichts Auffallendes zu bemerken ift, worauf eine nur einigermafsen erträgliche Erklärung zu bauen wäre. Die Stadt liegt nämlich zwar etwas tief, aber doch auf einem an fich fandigen und trocknen Boden. Das Einzige, worauf man noch etwa Rückficht nehmen könnte, wäre die Freyheit ihrer Lage, die nicht von vielen Gärten, Bergen oder Gehölz umgeben, den Winden freyeren Zutritt verftattet, als in mancher andern Stadt. Man fieht aber gleich, dafs hier die wirkliche Exiftenz eines eigenen Ruhrftoffes angenommen werden müfste, welchen die freyere Luft um fo eher zerftreuen könnte, weil bey der gewöhnlich angenommenen und in den meiften Fällen wahrfcheinlichften Vorftellung, kein anderer als der gewöhnliche rhevmatifche Reiz die Urfache der Ruhr fey, diefer Krankheit durch einen freyeren

Luftzug

Luftzug nur noch mehr Gelegenheit gegeben werden würde, ſo wie dann auch das Beyſpiel der in der Gegend gelegenen Dörfer (die bey ihrer freyen Lage doch öfters von der Ruhr heimgeſucht werden) geradezu dagegen zu ſeyn ſcheint. — Etwas könnte vielleicht noch wohl die verhältniſsmäſsig geringe Bevölkerung des Orts und etwa auch die Lebensart ſeiner Einwohner (der geringeren Klaſſe namentlich) ausmachen. Jene, indem ſie doch nicht ſo leicht der in Städten ſo gewöhnlich ſich ſchnell verbreitenden und allerdings durch Anſteckung ſich fortpflanzenden Gewalt der Ruhr Vorſchub leiſtete: dieſe, indem ſie durch eine Art von Wohlleben (im Allgemeinen genommen, und in Eſſen und Trinken wenigſtens), was bey aller Armuth unter dem hieſigen gemeinen Mann dennoch Statt ſindet, für die relative Integrität der Verdauungsorgane (als des eigentlichen Sitzes der genannten Krankheit) vielleicht wenigſtens beſſer als in andern Städten ſorgte *). Die Koſt der ſo genannten hieſigen

*) Bey aller groſsen Armuth, die in dieſem (wie eigentlich wohl in jedem) Orte herrſcht, und die gröſstentheils davon herrührt, daſs den Armen *zu viel gegeben*, und von dieſen zu wenig *gethan* wird (welches Miſsverhältniſs des Gebens, Nehmens,

niedern Volksklaſſe, iſt auch wirklich beſſer, und ſo zu reden, derber, als ich ſie in mancher andern Stadt gefunden habe. Sie beſteht mehr in trockner Nahrung, z. B. Fleiſch, Speck, Käſe, Hering, Bückling, mehrerley Fiſch (auch wohl Seefiſch), gutem Bier und dergleichen, den Darmkanal wenigſtens weniger erſchlaffenden, und mehr reizenden Dingen, als die mehr weichlichen warmen, ſchlechten, Suppen, oder der elende, ewige Kaffe ſind, womit an andern

Orten,

Nehmens, Genieſsens und Verdienens eine Abhülfe (auf hamburgiſche Art) dringend fordert), ich ſage, bey aller groſsen Armuth, lebt doch der gemeine Mann, im Allgemeinen, hier ſehr gut, vorzüglich auch wegen der im Ganzen lobenswerthen aber übergroſsen, d. h. blinden Mildthätigkeit ſeiner vielen wohlhabenden Einwohner und Familien, indem ſicher nicht leicht ein Ort iſt, wo z. B. einzelne arme Familien ſo vielfältig von den Tiſchen der Reicheren gleichſam mitgeſpeiſet und ernährt werden. Schade nur, daſs alles dieſs Privatwohlthätigkeit iſt, die nie und nimmer ſo gründlich und umfaſſend wirkt, und ſo den rechten Zweck der Armuth trifft, als das Ganze einer ſyſtematiſchen Armeneinrichtung im Stande iſt, wodurch das gründlich und bey der Wurzel geheilt werden kann, was dort nur lindernd und palliativ behandelt wird.

Orten, wenigſtens mehr wie hier, ganze Familien beynahe Jahr aus Jahr ſich nähren. (Daſs aus dieſer hervorſtechenden und leicht übertriebenen, gleichſam pikantern Lebensart, andere Uebel, z. B. Skropheln, Flechten, und (wenn ich ſo reden darf) ſcharfe Säfte, Geſchwüre u. ſ. w., häufiger zu entſtehen ſcheinen, iſt wieder unläugbar).

Indeſſen, genug von dem, was ſeyn könnte und vielleicht doch nicht iſt. Jetzt wollen wir, was da war, zu betrachten fortfahren.

Die Epidemie traf, wie ſchon erwähnt, mit dem Julius, nach und nach mit einem heiſſen Wetter ein. Gerade zu dieſer Zeit wurde ein vor einem der hieſigen Thore belegener alter verſchlammter Stadtgraben ausgemodert, um ſein mittleres Bette zu einem gewiſſen Endzwecke ſchiffbar zu machen. Die bey dieſer Arbeit ſich entwickelnden Dünſte gaben Aerzten und Layen Veranlaſſung, über den etwanigen Zuſammenhang dieſer Arbeit mit der Erſcheinung der Ruhr nachzudenken. Wirklich war der Anſchein auch ſo, daſs gerade vor dem Thore, wo die Ausmoderung vorgieng, die Ruhr zu zeigen ſich anfieng, lange Zeit in dem nächſtgelegenem Quartiere ſich aufhielt, und erſt ſpäter ſich über die entfernteren (jedoch nicht ſehr

über die entferntesten) Theile der Stadt sich ausbreitete. So sehr also Anfangs alles diess für den muthmasslichen Einfluss des bewegten Kloaks zu sprechen schien, so waren doch bald auf der andern Seite Gründe, die diese Theorie (die, was das Innere derselben anlangt, so lange in die medizinische Polemik gehören wird, als noch nicht fest ausgemacht ist, ob und was ein eigentlicher Ruhrstoff sey) zum Wanken bringen mussten. Erstlich waren schon vor Anfang der Arbeit am Stadtgraben, zwar nur einzelne, aber doch unläugbare und zum Theil traurige Spuren der Ruhrkrankheit (wiewohl, wie gesagt, gerade in der dem bemeldeten Stadtgraben zunächst belegenen Gasse und Gegend) bemerkt worden. Zweytens fand sich bey genauerer Untersuchung, die von Seiten der medizinischen Polizey veranlasst wurde, dass bis dahin gar keine (und auch nachher nur wenige) von den Leuten mit der Ruhr befallen waren, die an dem Graben selbst arbeiteten. Man erliess also dem Stadtgraben Verdacht und Schuld, und gestattete, dass daran fortgearbeitet wurde*). Inzwi-

*) So lächerlich manchem (besonders dem, der die Frage von einem Ruhrmiasma für veraltet und absurd hält) diese ganze Disquisition vorkommen mag, so delikat ist doch wirklich, wenn man es recht

Inzwiſchen breitete ſich die Krankheit weiter aus, und zeigte wenigſtens bey manchen Sub-

recht bedenkt, die Frage: ob, wenn bey irgend einer Arbeit, die an ſich doch zur Entwickelung und Verbreitung eines der Geſundheit nachtheiligen Stoffes Gelegenheit geben *kann* (dergleichen die Ausmoderung eines verſchlammten Grabens doch nach aller Erfahrung iſt), eine epidemiſche Krankheit eintritt, jene Arbeit dann ſo fort aufgegeben oder unſchädlich gemacht werden müſſe, wenn auch kein merklicher und anſchaulicher Zuſammenhang derſelben mit der Epidemie gezeigt, ja nur wahrſcheinlich gemacht werden könnte? Die Antwort iſt *eigentlich:* "*allerdings.*" Sobald nur entfernt bewieſen werden kann, daſs jenes Geſchäfft mit der Epidemie im Zuſammenhange ſtehen *könne*, und wenn gleich nicht im Kauſalnexus, doch durch Nebenwirkungen, als *hinzukommende* Urſache vielleicht einen nachtheiligen Einfluſs auf die Verbreitung oder innere Qualität und Heftigkeit des epidemiſchen Reizes haben *könne* (worüber, was den Einfluſs der Ausdünſtung der Sumpfluft in der Ruhr betrifft, eine merkwürdige *beſtätigende* Anmerkung im hufelandſchen Journal der Heilkunde B. 1. S. 76 nachzuſehen iſt): iſt es moraliſch, und alſo auch politiſch recht und dringend, alle mögliche Gelegenheit, wodurch die Geſundheit der Menſchen in vermehrte Gefahr kommen könnte, wenigſtens ſo lange zu vermeiden, als die neue epide-

Subjekten einen ſo intenſiven, und durch die gallige Komplikation intrikaten Charakter, daſs trotz

epidemiſche (ihrem Grunde nach unbekannte) Gefahr vorüber iſt, ſo wie, wenn dargethan werden könnte, daſs die des politiſchen Vortheils wegen vorzunehmende Arbeit geradezu dem Leben der Menſchen nachtheilig ſey, dieſe überhaupt gar nicht Statt haben dürfte (die Sache ſtreng und an ſich betrachtet, wie ſie ſeyn ſollte), weil gar kein Verhältniſs zwiſchen der immer doch noch bedingten und meiſt ſehr zweydeutigen Gröſse eines etwa zu erwerbenden politiſchen äuſsern Vortheils, und der Wichtigkeit einer an ſich unnöthigen Aufopferung von Menſchenleben iſt, ſo wenig dieſes auch in der Welt gilt und ſelbſt einer höhern Macht zu gelten *ſcheint*. — Was den zweyten, von der Unſchädlichkeit der Einwirkung des Grabens auf die Arbeiter, hergenommenen Beweis anlangt, ſo lieſsen ſich demſelben wohl noch gar triftigere Gründe entgegenſetzen, als man vielleicht dem Anſchein nach zuerſt glauben ſollte. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſs durch die eigentliche heftigere Anſtrengung beym Arbeiten (die freylich wieder durch manche müſsige und faule halbe Stunde unterbrochen wird) der Körper wohl mehr determinirt wird, von dem etwa eingezogenen Stoffe, durch vermehrte Ausſonderungen, beſonders durch den Schweiſs, ſich wieder zu befreyen, ſo wie man auf der andern Seite annehmen

trotz ihrer eigentlichen allgemeinen (rhevmatiſchen) Gutartigkeit, manches Opfer gebracht werden muſste. Das Opium bekam in *dieſen* Fällen, wo heſtigeres Fieber und leicht in Brand über-

nehmen könnte, daſs der bey der Arbeit in Geſtalt von Dünſten entwickelte Stoff, noch nicht gleich alle die zur Hervorbringung *dieſer* Krankheit (der Ruhr) nöthigen Eigenſchaften habe, ſondern dieſe etwa erſt durch fernere Verbindungen oder Trennungen in der Atmoſphäre annehme, alſo, *auf dieſe Art*, nicht ſo ſehr auf der Stelle als an entfernteren Orten ſchade (wie man mir auch geſagt hat, daſs z. B. bey den Alaunwerken im Neapolitaniſchen, die nahen Arbeiter ſelbſt von den ſchädlichen Einflüſſen frey ſeyn ſollen, welche die umliegende Gegend erfahren muſs). — Doch es iſt Zeit, dieſe Anmerkung zu ſchlieſsen, die beynahe wieder eine Anmerkung verdient hätte: "daſs ſie zu groſs ſey und doch im Grunde nichts ſage." Doch, da dieſs letztere ſehr relativ iſt, beſonders wo nur die Rede von Menſchenleben iſt, ſo will ich mich beruhigen, beſonders, da ich glaubte, mir ſelbſt und Andern eine deutliche und ſtrenge Rechenſchaft über dieſen Punkt geben zu müſſen, welchen ich bey Abfaſſung meines, dem Gutachten der andern Herrn Aerzte, beygefügten Votum, in dem damahligen Tumult und aus andern Gründen, nicht deutlich und genau genug durchdacht zu haben, mich ſelbſt anklagen muſs.

übergehende, obzwar heimliche Entzündung der Eingeweide sich zeigte, begreiflich sehr übel, machte Betäubung, Aengstlichkeit u. s. w., und nur Brechmittel, die insgemein, *nach gehobenem Krampf in den Präkordien*, auch nach unten wirkten, und gelinde säuerliche Purganzen, beyde zwischendurch oder auch wohl wiederhohlt gegeben, schafften unter dem Abgang mannichfacher, wie es schien, schadhafter, meist galliger Stoffe, Erleichterung, so wie gleich darauf angewandte reizmildernde und reizstümpfende Mittel am besten die Heilung bewirkten. (Sehr hülfreich waren dann die schleimigen, vegetabilischen Substanzen, arabischesGummi, Salebwurzel, besonders aber das Extrakt der Nux vomica mit diesen schleimigen Mitteln, und wo es angehen wollte, dann mit einer geringen Gabe des Mohnsafts verbunden.) Die mehr reinen, simpel-rhevmatischen Ruhren wurden von mehreren hiesigen Aerzten sogleich, nach einem etwa gegebenen Brechmittel, aus der Ipekakuanha (wo es nöthig war), mit diesen und ähnlichen die Reizbarkeit und Schwäche des Darmkanales mindernden und die Ausdünstung befördernden Mitteln, angegriffen, und meist glücklich geheilt. Einer der Aezte, welcher eine ausgebreitete Praxis hat, versicherte mich, nach der von *Mathäi* (über die epidem. Ruhr)

angege-

angegebenen Methode, viele auf folgende Art geheilt zu haben. Er liefs 15 bis 16 Gran Brechweinftein in etwa 2 Unzen Waffer auflöfen, und davon nach Mafsgabe des Alters, der Konftitution, zuerft alle halbe Stunde einen halben bis zwey Theelöffel voll nehmen, bis ein Würgen und Anfatz zum Brechen erfolgte, welchen er aber fo viel möglich anfangs zu unterdrücken und gleichfam niederzufchlucken befahl, bis nach mehreren Gaben, kräftiges Erbrechen und demnächft auch weichlicher Stuhlgang erfolgte, worauf er die Kranken in ein Bett legen, tüchtig zudecken und in Schweifs gerathen liefs, und auf diefe Art, wie er verficherte, die Krankheit oft in einem Aktus hob, oder wenn fie fortdauerte, nunmehr eben die Auflöfung von Brechweinftein in denfelben Gaben, etwa alle 2 Stunden, fortreichte, die nun, feiner Angabe nach, nicht mehr mit Heftigkeit, fondern, wahrfcheinlich wegen einmahl abgeftumpfter Reizbarkeit des Darmkanales, auf eine zweckmäfsige Art, befonders diaphoretifch, wirkten. — Da ich, wie ich geftehen mufs, diefe Methode nicht verfucht habe, (deren Anwendung ihr Urheber bey dem Landmann fehr rühmt), fo kann ich felbft darüber nicht urtheilen, hielt es aber für Pflicht, auf alles, auf den erften Anblick, noch fo auffal-

lend

lend Scheinende aufmerkſam zu ſeyn, wenn dadurch vielleicht auf ein oder die andre Art ein praktiſcher Nutze erzielt werden kann, welcher freilich *mir* hieraus nur in ſo weit zu erreichen ſcheint, als man annehmen muſs, daſs die ſo, wie wohl nicht zu läugnen iſt, glücklich behandelten Ruhren, eben dieſe mehr galligen Ruhren oder ſchleimigen Durchfälle, oder auch blutigen Ruhren, aber im Anfang und *in wenig reizbaren Körpern*, geweſen ſind, wo allerdings eine ſolche bewirkte mehr heftige Umkehrung (Revolution) des Darmkanals, auf eine gelindere Art fernerhin fortgeſetzt, ihre guten und ſchnellen Folgen gehabt haben kann.

Den Monat Auguſt hindurch dauerte die Epidemie in ſteigendem Grade und Umfange, unter ſehr abwechſelnder, bald wärmerer bald ſehr kühler Witterung fort. Der gallige Nebencharakter, der vorher hier und da hervorſtechend herrſchte, nahm merklich ab, als auf einmahl gegen das Ende des Monats ein heftiger kalter Wind, meiſt aus Norden und mit Regenwetter untermiſcht, zu wehen, oder eigentlich zu ſtürmen anfing. Einige hofften nun Hemmung und Nachlaſs der Epidemie, aber es war nicht ſchwer vorauszuſehen, daſs bey

ſo

so sehr vermehrter Gelegenheitsursache zur Krankheit (Erkältung), auch diese selbst zunehmen würde, wie denn auch geschah. *). Der Strom der *armen* Kranken, die besonders wegen ihrer Lebensart, Arbeit im Freyen u. s. w. den Einflüssen der Krankheitsursache vorzüglich ausgesetzt, und in der Absicht der Rathsertheilung an mich gewiesen waren, hörte in diesen Tagen beynahe keine Minute auf, meine Wohnung und mich selbst gleichsam zu stürmen, und es war nur zu deutlich zu bemerken, wie sehr diese temporelle heftigere Einwirkung der Krankheitsursache auf den intensiven Charakter des Uebels selbst Einfluss hatte. Heftigerer Blutabgang, grössere Neigung zu allgemein im Unterleibe verbreiteten Schmerzen und Entzündungen, und allen daher zu befürchtenden Folgen, mit einem Worte, vermehrte Reizbarkeit, und wenn ich mit einem Worte es ausdrücken darf, was nichts deutlich Causales-aber doch hier etwas mehr Pathologisch-praktisches angezeigt, vermehrter *Erethism*, so wie des ganzen Körpers, so besonders des affizirten Systems

*) Gerade der nämliche Fall mit allen Umständen, trat in der Epidemie von 1794 ein, die *Mathäi* beschreibt. (*Ueber die epidem. Ruhr. Hannover* 1797.

ſtems der Eingeweide des Unterleibes, waren ſehr bemerkliche Erſcheinungen. Laue Getränke, warme Bähungen des Unterleibes (wo dieſes angewandt werden konnte), Bedeckung deſſelben mit einem Veſikatorium, oder in den meiſten Fällen noch bequemer mit einem Sinapiſm, und der fortwährende Gebrauch der angezeigten Mittel, denen man aber jetzt, wie es mir ſchien, in manchen Fällen, etwas dreiſter den Mohnſaft zuſetzen konnte, thaten gute Dienſte, um dieſe an ſich, ſo weit mir bekannt geworden iſt, nie *eigentlich* inflammatoriſche Reizung zu heben. Dieſe Reizung (und zugleich Reizanlage) war ſo groſs und ſo merklich von dem heftigen Luftzuge abhängig, daſs faſt alle, die ſie in dieſer Zeit befielen, mit einer heftigen Uebelkeit, Würgen, Erbrechen, Schwindel, Ziehen in den Gliedern und Reiſsen im Leibe ſich angegriffen fühlten, worauf dann oft ein bald mehr blutiger, bald mehr ſchleimiger Durchfall, öfters aber auch Verſtopfung eintrat. Mit Brechmitteln muſste man damahls vorſichtig ſeyn; weil dieſe, bey allen einladenden Zeichen dazu gegeben, leicht ſehr heftig auf die gleichſam geſpannte reizbare Fieber wirkten. Wofern dieſe angegebenen, in den meiſten Fällen zuerſt wenigſtens fieberloſen Beſchwerden, noch nicht lange gedauert, alſo noch keine Unordnung

nung in den Abſonderungen verurſacht hatten, (als welcher Fall überhaupt durchaus jederzeit genau unterſchieden werden muſs), nützte der Mohnſaft, indem er den Tumult beſänftigte und ſo ferneren Unordnungen vorbeugte, obgleich er auch wohl, weil er das gehörige Reizverhältniſs des affizirten Syſtems, entweder wegen Miſsverhältniſs ſeiner Gabe oder des ſpezifiken Reizzuſtandes überhaupt, nicht traf, verkehrt wirkte, Uebelkeit, Beklemmung u. dergl. vermehrte, wo dann meiſt eine, viel geringere Gabe der Brechwurzel, als ſonſt erforderlich iſt, Erbrechen mit Erleichterung bewirkte *). Aber dieſe bezeichnete, von der At-

 moſphäre

*) Daſs alle Mittel auf einerley Art auf die Reizbarkeit und ihre verſchiedenen Modifikationen wirkten; iſt gewiſs ein einſeitiger irriger Satz. Zu deutlich habe ich, nebſt mehreren Arzten, in dieſer Ruhrepidemie geſehen, daſs z. B. das Opium, bey übrigens, ſo viel man ſehen konnte, gleichen Umſtänden, auf den Krankheitszuſtand des einen Subjekts widrig, auf den eines andern hingegen günſtig wirkte, und zwar in dem Maaſse, daſs man nicht annehmen konnte, der Unterſchied der gröſseren oder geringeren Gabe (deren erforderliches Verhältniſs zu der zu erreichenden Wirkung bey jedem Mittel kein Sterblicher mit wahrer Genauigkeit und völlig zweckmäſsiger

mosphäre abhängige Irritabilität selbst, war doch für den Beobachter ein sehr interessantes Schauspiel, und sicher ein Hauptgrund, der damals vorzüglich zutreffenden Tödtlichkeit der Ruhr. Man könnte zwar sagen, alle diese Erscheinungen seyen nicht Wirkungen der durch die Temperatur und Einwirkung der Atmosphäre veränderten und erhöhten Reizbarkeit, sondern vielmehr des eigenen in der Luft damals vorzüglich angehäuften und wirksamen Miasma gewesen. Diess mag auch seyn. Aber darauf kömmt *hier* nun wirklich nichts an, indem es hier nur um die Erscheinungen und um das praktische Verhalten dagegen zu thun ist, wo sich dann als allgemeine Bemerkung ergiebt, dass gar oft und meistentheils bey Epidemieen, sehr merkliche, und oft successive abwechselnde Abweichungen des ganzeu Körperzustandes gefunden werden, die sich, gleichviel durch

mäfsiger Bestimmtheit angeben kann (welches eben den faulen Fleck der ganzen Medizin ausmacht), sey Schuld daran. Wenigstens lag es hierin nicht allein, sondern in etwas, was man zwar nicht erklären, aber nach der Analogie mit einer chemischen Wahlanziehung vergleichen kann (Idiosynkrasie), wo das Mittel bald freundschaftlich bald feindselig von der Lebenskraft aufgenommen wird.

durch was für Einflüſſe hervorgebracht, allen Konſtitutionen und Individuen ohne Ausnahme, in der Anlage wenigſtens, mittheilen, und nur bey dieſem oder jenem, man weiſs nicht durch was für Gegenwirkungen behindert, nicht zum Ausbruch einer förmlichen Krankheit kommen. Glücklich dann nur der praktiſche Arzt, wenn er dieſen gleichſam unſichtbar - ſichtbaren Genius erkennt und zu behandeln weiſs, welches wirklich in dem obigen Falle ſo leicht nicht war, und in der That manchen unvermeidlichen Stein des Anſtoſses legte.

Nachdem dieſe rauhe Luft, die zugleich eine ſehr rauhe Zeit und die Höhe der Epidemie herbeygeführt hatte, vorüber war, trat ſchon in dem erſten Viertel des Septembers eine mildere lauere, aber zugleich dumpfere Witterung ein. Die Anzahl der Kranken blieb ſich nun zwar ſo ziemlich gleich, und nahm vielmehr ab als zu, aber es dauerte erſtaunlich lange, ehe die meiſten ſich nur einigermaſsen erholen konnten. Hieran war höchſtwahrſcheinlich, neben der Heftigkeit der eigentlichen Krankheit, die laue, entſpannende, nervoſe Beſchaffenheit der Luft Schuld, die auch bey andern faſt lauter rhevmatiſchen Uebeln, die zwiſchendurch vorkamen (obzwar nur ſpar-

ſam, denn es ſchienen beynahe alle andere Uebel zu ſchweigen, und dem groſsen herrſchenden das Spiel zu laſſen), ſehr bemerklich war, zur groſsen Klage der Kranken und der Aerzte, die ſich, ſo zu ſagen, einander gar nicht los werden konnten. Bleiche, abgezehrte Geſichter, abgefallene Körper, die faſt das Gehen erſt wieder lernen muſsten, die unter einem öftern Fröſteln gegen jeden Hauch der Luft, ſo wie gegen jeden, auch den kleinſten Reiz überhaupt, empfindlich waren, ſah man auch an den robuſteſten Subjekten, die, was mit dazu gehört um beſtimmt aburtheilen zu können, nun einmal ſicher nicht verwahrloſet, ſondern zweckmäſsig behandelt waren, aber oft, unter nicht gelinden Symptomen und anſehnlichem fortdauernden Blutabgang mehrere Wochen das Bette hatten hüten müſſen. Jetzt war nun nicht ſo wohl die Heftigkeit als Langwierigkeit der alten und neuen Zufälle das hauptſächlich Hervorſtechende, und dieſer nervoſe Charakter der Luftkonſtitution pflanzte ſich auch über die Affekte fort, die, beſonders unter der Form von ſo genannten galligen Nervenſiebern, ſchon in dieſem Monat der Ruhr zu folgen anfiengen; eine ſehr begreifliche Erſcheinung, da ohnehin, nach aller Erfahrung, eine Epidemie nicht ſo leicht ohne alle offenbare

bare oder mehr heimliche Folgen abzuziehen pflegt.

Bisher habe ich nur ganz ſummariſch den allgemeinen Gang, die Hauptcharaktere (ſo wie ſie auf einander folgten) und gleichſam das Steigen und Fallen der Ruhrkrankheit angegeben. Will man die Sache genauer ins Auge faſſen, ohne deswegen zu erzwungenen und bloſs eingebildeten Vorſtellungen ſeine Zuflucht zu nehmen, ſo wird man finden, daſs zwar der rhevmatiſche Charakter als das eigentliche allgemeine Schema und Urbild (Πρoτoτoπoν) dem ganzen Schauſpiele fortdauernd zum Grunde gelegen: ſich aber im Anfang (bey der Hitze u. ſ. w.) mehr in einem galligen, nachher (bey der rauhen Luft, Wind u. ſ. w.) in einem krampfig-entzündlichen, und endlich (bey groſser Milderung der Lufttemperatur) in einem hervorſtechend nervoſen Charakter geäuſsert habe. Iſt dieſe Aufeinanderfolge (im Allgemeinen) richtig, und in der Natur gegründet, wie ſie es nach meiner Ueberzeugung, die mit den mir zugekommenen Aeuſserungen der Aerzte übereinſtimmt, in der That iſt, ſo läſst ſich auch ſchon aus bloſsen Vernunftgründen gar wohl einſehen, wie die Epidemie, gegen das Beyſpiel ſo mancher andern verwand-

 ten,

ten, von deren Leichtigkeit und ſchneller Bezwingung, etwa durch dieſs oder jenes Mittel hauptſächlich, man hier und da ſehr glückliche und glaubhafte Beobachtungen aufgezeichnet findet, wie, ſage ich, dieſe Epidemie nicht wenig nachtheilig für das Leben der Einwohner dieſer Stadt geweſen ſey, ohne gerade einmal den Charakter einer ſo genannten fauligen Bösartigkeit angenommen zu haben. In der ſukceſſiven Abwechſelung des Charakters der an ſich ſchon intenſiv wirkenden Krankheit, in dieſem verwickelten Metaſchematiſm, wo trotz der allgemeinen Veränderungen doch immer ſo viel Zufälligkeiten, Ausnahmen, körperliche und lokale u. ſ. w. Eigenheiten übrig blieben, die, beſonders bey der faſt gänzlichen Ungewohnheit der Menſchen, mit dem den meiſten unbekannten Uebel umzugehen, oft recht drückend wurden, lagen die Hauptſchwierigkeiten der Behandlung. Man wird auch vielleicht ohne mein Zuthun ſchon bemerkt haben, daſs die Aufeinanderfolge der angegebenen (allgemeinen) Konſtitutionen keinesweges eine günſtige Zuſammenſetzung gegeben habe, indem nämlich der rhevmatiſche Reiz, *mit der anfangs herrſchenden Hitze verbunden*, die Reizbarkeit (Erregbarkeit) ſchon von Anfang an erhöht und doch dabey im Ganzen das Wir-

kungs-

kungsvermögen (Spannung) der Faser schon damals geschwächt, nachher die rauhe kalte Luft die Reizbarkeit aufs höchste getrieben hatte (aber wie gesagt ohne eigentlich sthenische Anlage, weil es schon an Robur fehlte), welche Anspannung (die schon von Anfang an ohne eigentliche Kraft war) dann von der unmittelbar folgenden Dumpfigkeit der Luft und Erschlaffung der Faser abgelöset, und so ein unausbleiblich hervorstechender nervoser Zustand hervorgebracht wurde, von dem ich nichts mehr bedaure, als daſs ich ihn nicht weiter habe verfolgen und beobachten können. Solche Sprünge gleichsam der Konstitution sind, so wie alle Extreme überhaupt, allzeit sehr übel, und pflegen, wenn gleich manchem Auge unbemerkt, fast beständig schlimme Folgen und eine Art von Verlegenheit im Handeln nach sich zu ziehen, der oft der praktische Arzt nur durch ein Verfahren nach allgemein sichern therapevtischen Grundsätzen einigermaſsen entgehen kann, bis er Gelegenheit und Zeit gehabt hat, die Veränderung der Dinge *in ihren Gründen*, freylich immer gewissermaſsen leider erst ex post, kennen zu lernen.

Was die eigentliche Heilmethode anlangt, so will ich darüber mit Fleiſs nur wenig sagen,

gen, ſowohl weil, mit der aufgefundenen und genau beſtimmten Natur des Uebels, dieſe ſich von ſelbſt bey einigermaſsen einſichtsvollen Männern findet, als auch immer viel zu viel Eigenthümliches, Körperliches, Lokales u. ſ. w. übrig bleibt, um für andere Fälle daraus beſtimmte und ſichere Schlüſſe und Regeln zu ziehen. Nur im Allgemeinen anzugeben, was für ein Verfahren und was für Mittel am beſten eingeſchlagen, kann nützlich ſeyn, indem es analoge Anwendungen auf andere künftige Fälle zuläſst und erleichtert.

Im Ganzen war Nux vomica das Mittel, womit faſt die ganze Ruhrepidemie von allen Aerzten behandelt wurde, dieſs groſse antidyſenteriſche Mittel, das ſchon lange in verdientem Rufe ſtand (wovon z. B. Murray appar. medic. Vol. 1 nachzuſehen) und neuerdings von *Hufeland* eine ſo auffallende Beſtätigung ſeiner Wirkſamkeit erhalten hat (Praktiſches Jour. 1ter B. 1tes Stück). So wie ich mir die Erlaubniſs nehme, alles das zu unterſchreiben und als Muſter zu empfehlen, was dieſer groſse praktiſche Arzt dort über die Ruhr geſagt hat, weil dieſes auch bey uns zu einer faſt allgemeinen, und wo die Anwendung rein ſeyn konnte, glücklichen Norm gedient hat (eine

Verdienſt-

Verdienstlichkeit, der man keinesweges zu schmeicheln braucht um sie beneiden zu können), so werde ich mich daher eben auch in der Beschreibung der Zufälle, Heilmethode u. s. w. unserer Epidemie nicht genau und weitläuftig auslassen (denn wozu einerley zweymal sagen?), weil ich glaube das Meiste, Auszeichnende und Eigenthümliche derselben schon angegeben zu haben, und überzeugt bin, daſs die Aerzte, besonders jüngere Aerzte, denen der Tumult einer solchen Epidemie etwas Fremdes ist, sich jenes von Hrn. H. niedergelegte Bild der Ruhr und ihrer Behandlung recht tief einprägen sollten, um einen in *der* Kürze möglichst vollständigen Kanon des Verhaltens zu haben. — Auch wir haben mit dem Extrakt der Nux vomica, nach Hufelandscher Vorschrift und mit denselben Kautelen gebraucht, das Meiste ausgerichtet. Ich beziehe mich hier also ganz auf den angeführten Aufsatz, den man durch einen, von mir absichtlich eingeleiteten, Zwang wieder lesen muſs, wenn man sich anders die Mühe nehmen will, das hier von mir Gesagte etwas vollständig zu haben. Zu Anfang ward gemeiniglich ein Brechmittel aus der Ipekakuanha erfordert. Dieses pflegte selten bloſs nach oben, sondern gewöhnlich auch nach unten zu wirken, und wegen

wegen des nunmehr gehobenen Krampfs in den Eingeweiden mit grofser Erleichterung zum Theil fchadhafte Stoffe auszuführen. Nur müfste man, wie ich auch fchon erwähnt habe, befonders zu Anfange der Epidemie oftmals die Brechmittel wiederhohlen. *Ein Spannen und Drücken in den Präkordien, wenn folches auch nur periodifch gegen Abend fich äufserte, röthere Zunge, oft ohne allen Beleg, fliegende Hitze, befonders in den Händen, die ebenfalls gegen Abend gern zunahm, und mit mehr oder weniger fpaftifch - gereiztem, oft kaum merklich affizirtem Puls, gegen Morgen gern in einen Schweifs fich verlor:* waren für fich fchon fichere Anzeigen zu einem Brechmittel (wenn nichts im Wege ftand), welches unter diefen Umftänden nie fehlte wohlthätig zu wirken, wenn gleich die eigentlich genaueren Anzeigen, Mangel an Efsluft, belegte Zunge, bitterer Gefchmack, Uebelkeit u. f. w. fehlten, welche aber oft zugleich da waren und um fo ficherer leiteten, wenn nur die Vorficht beobachtet wurde, zu unterfuchen, ob diefe Symptome nicht von andern Urfachen, z. B. grofser Reizbarkeit, ja wohl gar Entzündung der Eingeweide, herrührten. Was die letztere (das gefährlichfte Symptom bey jeder Ruhr) anbetrifft, fo war fie bey uns meift fo heimlich

und

und ſchleichend, das ſelten eine Auftreibung, oft nicht einmal empfindlicher Schmerz des Unterleibes, bemerkt wurde, und doch leider die gewöhnlichen gefährlichen und tödlichen Erſcheinungen nachzufolgen pflegten, die dann nicht mehr abzuwehren waren und auf eine langſame und beſonders für den gefühlvollen Zuſchauer äuſserſt traurige Art den erwünſchten Tod herbeybrachten. Die Kranken ſelbſt lagen vielmehr meiſt in einem Zuſtande des Schlummers und der Apathie, die ſie auch gegen Alles, gegen Gatten und Kinder, gleichgültig machte. Sie ſahen ihr Ende oft mehrere Tage mit einer wirklich *krankhaften* Ruhe voraus (denn welcher Menſch iſt in einer natürlichen Stimmung ſo leichtſinnig, oder ſich ſeines eigenen Werthes ſo wenig bewuſst, um ganz gleichgültig bey einer ſolchen Ausſicht zu ſeyn?), und behielten das Bewuſtſeyn oft bis ganz zuletzt. Der kleine, ſchnelle, zuſammengezogene Puls, der die innern Entzündungen der Eingeweide zu begleiten pflegt, war auch hier nur zu oft merklich, ſo wie die äuſserlich fühlbare Kälte, beſondres der Hände und Arme, ebenfalls ein ſchlimmes Zeichen abgab. Doch habe ich auch in einzelnen Fällen gefunden, daſs ein kleiner, härtlicher, ſchneller, kaum fülbarer Puls mit anſehnlichen kontinuirli-

tinuirlichen Schmerzen im Leibe, die aber durch einen äufsern Druck nicht *sehr* vermehrt wurden, mehr rein krampfiger Natur war (bey Frauenspersonen) und dieser Zustand durch das *Opium* gehoben wurde. Auch die Kühle der Extremitäten war in einigen wenigen Fällen mehr Krampf (der aber dann an sich schon Neigung hatte in Entzündung überzugehen), und verschwand nach frühzeitig genug angewandten zweckdienlichen Mitteln. Immer aber war sie ein sehr bedenkliches Zeichen, und beweist überhaupt, dafs die krampfhafte Spannung (die ohne eigentlich inflammatorisch zu seyn, leicht in Entzündung übergeht) in den Eingeweiden einen hohen Grad erreicht habe, und sich durch Mitleidenschaft bis auf die Nerven der Haut erstrecke, wo sie, vielleicht wegen Verschliefsung der Poren, die Absonderung und Entbindung des Wärmestoffs verhindert. Man bemerkt auch in diesem Zustande ein öfteres Schaudern und abwechselnde überlaufende Hitze, welches nichs anders als die bald gröfsere bald geringere Intension eines ursprünglich in den wichtigsten und reizbarsten Eingeweiden originirenden Krampfes ist. — Doch wieder zu der Reihe unserer angewandten Mittel.

Wenn die Brechmittel nicht schon für sich hinreichend ausleerten, so waren gelinde Abführun-

führungen und unter diesen hauptsächlich die Tamarinden angezeigt. So unzweckmäfsig gegen den eigentlich ursprünglichen und reinen Charakter der Ruhr diese in der Theorie seyn mögen (ausser dafs sie vielleicht oft gerade durch ihren Reiz auf die Eingeweide und deren Sekretionsorgane eine zweckmäfsige Anstimmung der Reizbarkeit erregen dürften), so angezeigt sind sie doch in manchen Fällen und aus manchen Gründen. Nicht zu gedenken, dafs durch die Reizung der Därme von dem Ruhrreiz, leicht in Quantität oder Qualität fehlerhafte Stoffe herbeygezogen werden, denen doch, wegen der krampfhaften Spannung der Fibern, selbst leicht gleichsam der Weg verschlossen wird, und die also durch Mittel fortgeschafft werden müssen, welche im Stande sind, die krampfhafte Reizbarkeit zu überwinden, so wird man auch oftmals ganze Ablagerungen von wahren Versessenheiten im Darmkanal bemerken, auf welche nun mit einem Male der Ruhrreiz trifft, sie in Bewegung setzt, und selten durch den von ihm herrührenden, mehr krampfigen Motus peristalticus, bald und gehörig ausführt. Und man wird auch die Beobachtung des *Stoll* bestätigt finden, dafs oft in manchen Subjekten, nach schon geendigter Ruhr, eine grosse Menge von versessenen Unreinig-

reinigkeiten zum Vorschein kömmt, wovon man vor und während der Krankheit keine Ahnung gehabt hatte, weil nunmehr erst, nach gehobener unordentlichen Spannung, die Muskelfasern der Därme gehörig forttreibend wirken konnten. — Dass aber in den meisten Fällen die Forttreibung der im Darmkanal angesammelten Materie, und die Bewirkung fäkulenter Stühle überhaupt, am besten durch krampfstillende, die unordentlichen Spannungen mindernde Mittel, z. B. oft am besten durch Opium, erreicht werde, also abführende Mittel keinesweges nach altem Schlendrian und promiscue gebraucht werden dürfen, ist zu bekannt, um sich dabey weiter aufzuhalten.

Das Opium selbst war, wie schon erwähnt, in dieser Epidemie von sehr zweydeutiger Wirkung. Einigen bekam es, gleich von Anfang an gegeben, vortrefflich, und man konnte dann dreist damit bis zur völligen Heilung fortfahren. Auffallend waren diess meist reizbare, mehr schwächliche Personen (besonders Frauenzimmer), deren Reizbarkeit ganz für diesen Reiz gestimmt zu seyn schien. Anderen konnte man damit, auch nach allen beobachteten Vorsichtsregeln, z. B. nach veranstalteten Ausleerungen, nicht beykommen, es verur-

sachte

ſachte Schwindel, Betäubung und überhaupt Uebelbehagen, ſelbſt wenn die Anzahl der Stühle die Schmerzen und übrigen Symptome während des Gebrauchs abnahmen. Bey mehr oder weniger deutlicher gaſtriſcher Komplikation ſchadete es mir allemahl, und ich habe es öfters umſonſt verſucht, damit die gaſtriſchen Symptome, als von dem Reiz herrührend, wegzuſchaffen, welches andern, bey andern Gelegenheiten, unläugbar geglückt iſt *). Wirkte es aber, ohne Unbehaglichkeit im Unlerleibe und im ganzen Syſteme überhaupt zu machen, auf die Haut, minderte es die Stühle und ihren blutigen Charakter, und machte ſie fäkulenter, dann konnte man ſicher ſeyn, es hier getroffen zu haben, welches durchaus vorher nicht ſo genau auszumachen war, als man doch hätte denken ſollen. Es iſt nicht zu läugnen, daſs in der Allgemeinheit der Anwendung, der Mohnſaft bey weitem von der Nux vomica verdrängt wurde, die beynahe keine dringende Gegenanzeige hatte, und z. B. ſelbſt bey einem ſehr gereizten, dem entzündlichen nahen Zuſtand der Därme paſste, wo doch jener faſt ohne

*) Z. B. *Richter* Bemerkungen S. 93. *Himly*, Diſſ. inaug. de epidemia dyſenterica 1794. Gotting.

ohne Ausnahme ſchädlich war, beſonders bey fieberhaften Bewegungen, welche aber den Gebrauch der Nux vomica keineswegеs ausſchloſſen. Am beſten verband man noch im ſpäteren Verlauf der Krankheit das Opium in kleinen Gaben mit dem letztgenannten Mittel, weil dann der heftige Sturm der Krankheit auf die Reizbarkeit (wenn ich es mir ſo denken und ſo es ausdrücken darf) vorüber war, und der mehr durchdringende Reiz des Opium nun ſicherer angewendet werden konnte, um mit der Nux vomica zugleich mehr auf eine wohlthätige Ausdünſtung zu wirken, welche immer, und beſonders bey der Ruhr, mit dem Zuſtande der Därme im Verhältniſs ſteht, und in manchen Fällen ſehr ſchwer, in manchen gar nicht hervorzubringen war. Die Verbindung des Mohnſafts mit dem Spiesglasweine habe ich öfters verſucht, aber meiſt davon abſtehen müſſen, da dieſs an ſich in ſeinem Falle gewiſs ſehr zweckmäſsige (wenn gleich immer ſchon zuſammengeſetzte und alſo gewiſs nicht den reinen ſimpeln Effekt des Mohnſafts äuſsernde) Mittel, ſo leicht Uebelkeit und Erbrechen machte. Ueberhaupt fanden ſich wirklich in dieſer Epidemie nicht hervorſtechende Symptome genug, die nach aller Theorie und Erfahrung zum Gebrauch des Mohnſafts aufforderten.

derten. Der Schmerz, ein sonst so vorzugsweise bey der Ruhr für wichtig gehaltenes Symptom, war zwar in einigen Fällen heftig genug, aber doch nicht so heftig, wie er, der Gefahr und Intension der ganzen Krankheit nach, wohl hätte seyn müssen. Es war, meiner Einsicht und Erfahrung nach, mehr eine Anlage zu einer gewissen sehr grossen eigenthümlichen Reizbarkeit der Därme, die sich aber mehr in stumpfen, und ich möchte sagen, lähmenden Gefühlen kenntlich machte, obgleich die Krispatur der Fibern (um mit *Bagliv* zu reden) an sich gewiss gross genug war. Ich glaube wirklich, dass wenn mehr reiner Schmerz da gewesen wäre, das Opium besser und allgemeiner gepasst haben würde; so dunkel ich mir diess auch nur denken kann. Indessen will ich auch nicht läugnen, dass in manchen Fällen, die man nicht genau zur reinen Ruhr rechnen konnte, und denen man die etwa verborgen liegende Gegenanzeigen in Betreff des Opium, gastrischen Stoff u. s. w. nicht ansah, dieses Mittel nicht vielleicht unschuldiger Weise den Vorwurf der Unpasslichkeit habe tragen müssen, so wie diess überhaupt mit allen Mitteln geht, deren Ort und Zeitpunkt der Anwendung beynahe immer nicht genug in Acht genommen wird, und die daher oft

mit Widersprüchen beladen werden, die der Kunst und dem Künstler keine Ehre machen.

Weiter wüsste ich eben nichts über den Gebrauch einzelner Mittel zu sagen, und habe vielleicht schon zu viel gesagt; Brechmittel und etwa auch gelinde Abführungen, besonders im Anfang gegeben, nachher Nux vomica mit schleimigen Substanzen und ähnlichen, wo möglich lauen, Getränken verbunden, und Opium waren die Mittel, die gewöhnlich ausrichteten was auszurichten war. Eine Abkochung der Salebwurzel mit dem Extr. nuc. vom. versetzt (℈ß etwa auf 6 — 8 Unzen Dekokt) und mit dem Syr. emulsiv. angenehm gemacht, etwa alle 2-3 Stunden zur halben Tasse genommen, war im allgemeinen Gebrauch. Nach Beschaffenheit der Umstände setzte ich dazu mehr oder weniger Mohnsaft (1 — 3 Gran Extrakt auf die obige Portion). Das Extrakt schien mir hier meist besser zu seyn, weil es in der That milder und weniger hitzig wirkt, als das Laudanum, oder selbst die thebaische Tinktur.

Da alles darauf ankam, zu wissen, ob die Ruhr rein war oder nicht, so musste man besonders aufmerksam seyn, um die meist, wenigstens zu Anfang, sich findende gastrische Komplikation zu entdecken. In den meisten Fällen

len konnte man es nicht einmal eigentlich Komplikation nennen, ſondern es kam nur darauf an, zu wiſſen, ob der Darmkanal von allen ſeinen alten, an ſich vielleicht unſchädlichen Contentis befreyt wäre, die als Nebenreize wenigſtens gefährlich werden konnten. Man muſste ſich alſo erkundigen, wie lange der Durchfall ſchon gedauert habe, *ob, bey dem erſten Eintritt deſſelben, der Stuhlgang dünne oder anſehnlich fäkulent geweſen.* War das letztere, ſo hatte man in den meiſten Fällen nicht ſehr nöthig noch ausdrücklich auf Fortſchaffung von Darmreizen zu denken (denn der Stimulus des Uebels ſelbſt hatte ſie entfernt). War aber das erſtere, ſo konnte man ziemlich ſicher darauf rechnen, daſs noch etwas auszuführen ſey, indem dieſe gleich zu Anfange erſchienenen öfteren dünnen oder ſchleimig-blutigen Stuhlgänge ein Zeichen eines plötzlicher und heftiger wirkenden Reizes waren, der wahrſcheinlich die im erſten Falle erfolgte allmälige Ausleerung der Därme verhindert hatte. Dieſes machte alſo in dieſer Rückſicht den Hauptunterſchied aus. Ferner war es nöthig, die Konſtitution, Lebensart, Gewohnheit u. ſ. w. des Kranken zu kennen, ob er ein ſitzendes Leben geführt, zu Leibesverſtopfungen, entweder immer, oder doch wenigſtens die Zeit her, ge-

 neigt

neigt war u. s. w. Nachher kam es vorzüglich darauf an, den Zustand der übrigen Systeme zu erfahren, ob irgend eines, namentlich das gastrische, idiopathisch oder konsensuell hervorstechend mitlitte. Dann musste man auf die Schmerzen aufmerksam seyn, ob diese beym äussern Druck vermehrt, anhaltend und beständig waren, oder nur zur Zeit des andrängenden Stuhlganges sich einfänden, ob sie den höhern Theil der Därme, oder, wie oft der Fall war, nur den untern Theil des Mastdarms, unter der Form eines zwängenden Druckes einnähmen; ob Fieber da sey, und von welcher Natur, etwa bloss ein einfaches Reizfieber, oder von irgend einer Komplikation; ob die Haut (und Zunge) feucht und zur Ausdünstung geneigt, und was die Ursache dieser verhaltenen wohlthätigen (oft aber auch unmässigen, und auf eine reizende gallige Ursache hinweisenden) Ausdünstung sey; ob der Urin frey abgehe; welcher in manchen Fällen schwer genug, und mit einer wahren Strangurie gelassen wurde: — Diess waren so im Allgemeinen die Hauptfragen, worauf es bey Behandlung der Kranken, besonders der vielen Armen, die ich zuweilen leider gewissermassen nur en gros übersehen konnte, vorzüglich ankam.

Mit

Mit dieſem kleinen, freylich ſehr unvollſtändigen Schema der allgemeinen Ruhrbehandlung will ich ſchlieſsen. Nur noch ein paar Worte über die Rezidive, und dann einige allgemeine Bemerkungen. — Die Rezidive waren äuſserſt häufig, und bey der geringſten Gelegenheitsurſache, oft drey, vier Mal. Die geringſte Kleinigkeit von Reiz, ein etwas ſäuerliches Getränk, etwas Wein, Kaffe, kurz, was es auch ſeyn mochte, worauf man oft gar nicht einmal arg hatte, brachte, in den etwas heftigeren Fällen der Krankheit, gleich wieder Schmerz, vermehrte Stühle und häufigern Blutabgang hervor, wenn dieſer auch ſchon viele Tage lang weggeweſen war. Alles kam dann auf Vermeidung des Reizes und Beſänftigung der Reizbarkeit an. Selbſt in der ſogenannten Nachkur muſste man äuſserſt vorſichtig ſeyn, und durfte z. B. oft in der dritten Woche, wenn nichts wie Schleim mehr abgieng, die etwas anhaltenden, reizend - ſtärkenden Mittel, Rhabarbar, Kolumbo u. dergl. nicht ohne die gröſste Behutſamkeit anwenden. Von einem halben Skrupel Kolumbo - Wurzel z. B., alle 2 — 3 Stunden gegeben, ſahe ich ſelbſt, bey übrigens gewiſs nicht nervenſchwachen, ſondern handfeſten Leuten, die drohendſten Folgen, Schmerz, Erbrechen u. dergl. entſtehen, die

hauptſächlich durch öhlige Mittel, auf den Unterleib gelegte Sinapismen u. ſ. w. oft ſo eben abgewendet wurden *). Eine milde, nahrhafte Diät war meiſt die beſte und ſicherſte Nachkur, die meiſt aus Fleiſchbrühen, und in irgend einem milden Vehikel, z. B. *ſchwachem* Thee, aufgelöſsten Eydottern beſtand. Fleiſchbrühen, verſteht ſich von Fett entblöſst, konnten aber auch in der frühern Periode der Krankheit genoſſen werden, wenn das Fieber und andere Umſtände es erlaubten, ſo wie auch das Gelbe vom Ey, auf die angegebene Art bereitet, in den meiſten Fällen, beſonders ein zweckmäſsiges Frühſtück abgab. Ganz ſpäterhin dienten dann freylich Lich. Isl. Columbo, Rhabarbar. Und in einigen Fällen, wo gleich von Anfang an mehr Reizloſigkeit war, z. B. beſonders bey alten Leuten, die treffliche Arnikawurzel, womit ich, wie geſagt, in Fällen einer

*) Zu Zeiten ſah man, wenn die Ruhr ſchon ganz auf dem Abzuge war, periodiſche, zu gewiſſen Zeiten wiederkehrende Fieberbewegungen (febr. intermitt. dyſenterica). Aber man laſſe ſich ja nicht verleiten, hier mit dem Cortex bey der Hand zu ſeyn, weil dieſer, auch in der ſchwächſten Anwendung, noch viel zu reizend war. Bey übrigens guten Umſtänden verloren ſich dieſe Fiebertypen bey der gewöhnlichen Behandlung.

einer grofsen Reizlofigkeit, den wenig oder gar nicht blutigen, mehr fchleimigen Abgang, im erften Entftehen hob.

Weiber und Kinder litten erftaunend viel mehr bey diefem Uebel als Männer und alte Leute, zum deutlichen Beweife, dafs es bey diefer fatalen Krankheit hauptfächlich auf die gröfsere oder geringere Anlage zur Reizbarkeit ankomme, welche, wie ich glaube angegeben zu haben, in unferer Epidemie, auf fo mannichfache Art, gleichfam beftürmt, und abwechfelnd modifizirt wurde. — Eben fo war bey dem gemeinen Haufen, trotz aller gewöhnlich dabey eintretenden Hinderniffe, und den oft eigenmächtigen Anwendungen einer verkehrten oder doch unordentlichen Kurmethode, durch hitzige Getränke, Oehle u. dergl. die Mortalität fehr gering, wenn man fie mit der, der mittlern Stände hauptfächlich, vergleicht. Nicht Gefchicklichkeit oder Sorgfalt des Arztes, fondern wahrlich faft einzig und allein die allgemeine gröfsere Unempfindlichkeit des ganzen Syftems, und befonders des Darmkanals, war die Urfache davon, wie man, durch die vergleichende Summe der Erfahrungen belehrt, ganz deutlich fehen konnte. Die Kranken lagen oft, man möchte fagen, nackt und blofs,

ohne Bett oder Bekleidung, ohne Wartung und Pflege, und kamen dennoch, ſelbſt bey den heftigeren Graden der Krankheit, gut durch, ſo ſehr ſich auch oft, das meiſt vielfältig wiederkehrende Uebel in die Länge zog. Der Himmel iſt gerecht, und giebt meiſt, was er auf einen Seite entzieht, auf der andern wieder. Dieſs wird der Armenarzt vielfältig zu bemerken Gelegenheit haben, und er kann daher einen Troſt und eine Aufmunterung nehmen, mit mehr Luſt und Zuverſicht an das Werk zu gehen, als auf den erſten Anblick möglich zu ſeyn ſcheint. Aber er bedenke immer, daſs epidemiſche Krankheiten die Probierſteine ſeiner ganzen Geſchicklichkeit und ſeines ärztlichen und menſchlichen Werthes ſind. Er ſuche ſich ſo gut als möglich darauf vorzubereiten und präge ſich beſonders bey der Ruhr den Ausſpruch des *Stoll* tief ein.

Multi certe aeque vrbe ac ruri perierunt, cum ob ipſius morbi naturam, nonnunquam arte ſuperari neſciam, cum quod anceps et verſatilis morbus, atque *eadem* ſemper veſte indutus, ignaris *idem* ſit viſus, fefelleritque *).

*) Rat. med. Tom. 3. p. 350.

4)

4) Von der Gehirnwaſſerſucht (hydrops ventriculorun cerebri).

Ich bevorworte, daſs ich hier nur von der Waſſerſucht der Gehirnhöhlen, nicht von den andern Arten des ſogenannten äuſsern und inneren Waſſerkopfes handeln werde.

Indem ich von dieſer Krankheit meine Bemerkungen mitzutheilen anfange, muſs ich es gänzlich den Leſern überlaſſen, ob ſie den *Weikardſchen* Gründen *gegen* die Exiſtenz dieſes Uebels beypflichten *), und alſo dieſen Abſchnitt überſchlagen wollen, oder ob ſie ſich entſchlieſsen, den Gründen des Hofmed. *Lodemann dafür* beyzutreten **), und das Daſeyn eines Uebels anzuerkennen, welches, es mag nun in den Köpfen der Gelehrten exiſtiren oder nicht, in der wirklichen Welt ſo tödtlich und verwüſtend iſt, daſs jeder Beytrag, der die Entſtehung, die Erſcheinungen und Heilmethoden deſſelben betrifft,

*) *Weikard medeciniſche Fragmente und Erinnerungen.* Frankf. 1791.

**) *I. G. Lodemann* diſſ. inaug. de hydrope cerebri. Gotting. 1792.

betrifft, willkommen seyn muſs, wenn er auch nicht die völlige Auflösung dieser Krankheit, die gewissermaſsen noch immer praktisches Räthsel ist, in sich enthielte. Die Sache ist zu ernsthaft, um sich mit Streitigkeiten über die Existenz oder Nichtexistenz derselben zu amüsiren, da die Aerzte, wenn ihnen der Glaube an eine Krankheit auf so manche Weise in die Hand gegeben wird, doch vielmehr nur auf die Heilungsart derselben denken, und ihren Scharfsinn auf das wenden sollten, was noth ist.

Im Herbste und Winter 1795—96 herrschten in *Braunschweig* die Blattern, Masern, hernach das Scharlachfriesel und noch mehrere ähnliche Krankheiten, welche vorzüglich Kinder befallen. Der ganze Winter war lau und feucht. Im Januar bekomme ich eine etliche 40jährige Frau, von Seiten der Armenanstalt, in die Kur, die über nichts als unerträgliches Kopfweh und anhaltende Leibesverstopfung klagt. Der Puls schlug sehr langsam, die Zunge ist gelbbraun belegt. Ich halte das Kopfweh von der Verstopfung, wenigstens zum Theil, abhängig, gebe eröffnende, abführende Mittel mancher Art, keins verschafft Oeffnung. Nur öfteres Brechen erfolgt. Ich halte das Uebel für einen hartnäckigen krampfhaften Ileus, und gebe Leinöhl

mit

mit Sal. amar., hernach Lac. ſulph. in wiederhohlten Gaben, Klyſtiere u. ſ. w., wornach endlich einige Oeffnung erfolgt. Ein anderer (halber) Arzt, meint, wenn nur erſt eine tüchtige Salzmixtur mit Manna die vielen unbeweglichen Sordes weggebracht hätte, würde alles ſchon beſſer werden. Aber auch ſelbſt nach der Leibesöffnung, und einer im Nacken gelegten ſpaniſchen Fliege, nimmt das fürchterliche Kopfweh nicht ab, ſondern zu. Der Puls bleibt dabey immer langſam. Nun muſste ich wegen einer unglücklichen Angelegenheit auf längere Zeit *Braunſchweig*, und alſo auch dieſe Kranke verlaſſen. Sie ward der Sorgfalt eines treuen Arztes anvertraut. Ich erfuhr aber nach meiner Rückkehr, daſs derſelbe Zuſtand, worin ich die Kranke zuletzt geſehen hatte, das drükkende Kopfweh, Leibesverſtopfung, Erbrechen u. ſ. w. immer ſo, mehrere Wochen hindurch fortgedauert habe, und daſs endlich ein ſoporöſer Tod erfolgt ſey. Ich wuſste nicht, wohin ich die ganze Sache bringen ſollte, und kümmerte mich nur über die Unzulänglichkeit der Kunſt.

Nach meiner Zurückkunft nach *Braunſchweig* April 1796 (was vom Februar an vorgefallen war, hatte ich leider nicht beobachten können,

auſser

außer daſs ich erfuhr, daſs noch immer die Ausſchlagskrankheiten der Kinder im Gange wären) iſt der erſte Kranke, der mir vorkömmt, ein Kind von etwa 3 Jahren, welches bey ſtetem ängſtlichen Kopfweh, häufiges Erbrechen hat. Die Pupillen waren ſehr erweitert, und die Augen weit offen, ſtier und ſchielend. Der Puls war (hier ſchon) ſchnell und klein. Da groſser Verdacht von Würmern da war, ſo wurden Wurmmittel, nebſt krampfſtillenden und abſorbirenden gegeben, Klyſtiere von Aſa foet. u. ſ. w. Alles ohne Nutzen, das Kind ſtarb in einigen Tagen, nachdem das Erbrechen Tages vor dem Tode aufgehört hatte.

Etwa einen Monat nachher, Ende Mays, wurde ich zu einer etwa funfzigjährigen Frau gerufen, die ebenfalls über ein unerträgliches Kopfweh klagte, ſo wie ſich auch Hartleibigkeit einſtellte. Der Puls ſchlug langſam und mit abgemeſſenen Schlägen. Sie wuſste kein Uebel deutlich anzugeben, auſser dem alle ihre Sinne betäubenden Kopfſchmerz. Da ich ihr reizbares choleriſches Temperament kannte, ſo gab ich ausleerende und krampfſtillende Mittel mancher Art. Alles ohne den mindeſten Erfolg. Ich lieſs ein Veſikator. im Nacken legen. Der Kopfſchmerz und alle Umſtände, z. B. der langſame

ſame, gleichſam unterdrückte Puls, blieben wie ſie waren, und jener nahm vielmehr noch zu. Eine Unpäſslichkeit die mich damals beſiel, zwang mich, die Kranke einem andern Arzte zu überlaſſen, der auch mit allen Anſtrengungen ſeiner praktiſchen Urtheilskraft, nichts als die eigentliche Urſache dieſes gleichſam aller Kunſt ſpottenden Uebels, und mit allen ſeinen Bemühungen kein Linderungs- oder Heilmittel dagegen ausfindig machen konnte. Die Kranke ſtarb in der zweyten Woche ebenfalls ſoporös, wie man es nannte, am Kopfſchlage. Nun muſs aber noch bemerklich gemacht werden, daſs ich eben dieſe Frau vier Wochen vor dieſem tödlichen Kopfweh an einem rhevmatiſchen Fieber, mit ſtarker levkophlegmatiſcher Geſchwulſt des ganzen Geſichts behandelte. Dieſe Geſchwulſt, die ganz weiſs und gleichſam wäſsrig klar ausſahe, zog ſich nach einigen Tagen in weiſsen Blaſen, beſonders um das Kinn, (als den unterſten Ort) zuſammen, wo ſich eine groſse Blaſe von ſelbſt öffnete, und eine ungemeine Menge einer weiſslich gelblichen Feuchtigkeit herauslief, ſo daſs durch dieſen Abfluſs, verbunden mit dem innerlichen Gebrauch Urin- und Schweiſs- treibender Mittel (Cremor Tartar. mit Roob. Sambuc.), das ganze ſcheuſslich aufgedunſene Geſicht entſchwoll, nachher

nachher gleichsam abschulferte, und eine neue Haut bekam. Nachher befand sich die Kranke, wie es schien, ganz gut, bis sie von dem bohrenden und tödlichen Kopfweh, wie gesagt mit gar keinem Fieber, sondern einem widernatürlich langsamen Pulse, befallen wurde.

Nun kömmt es darauf an, ob diese 3 Personen, deren Krankheit und Todesart ich eben erzählt habe, an der Gehirnwassersucht gestorben sind, oder nicht? Ich für mein Theil bin überzeugt, dass sie wirklich auf diese Art getödtet sind, und obgleich der sicherste Beweis, die Leichenöffnung, fehlt, so sind doch Wahrscheinlichkeiten genug da, die, verbunden mit den Gründen, die ich mit Fleiss erst nachher aufstellen will, uns moralisch gewiss davon überzeugen können. Hierdurch wäre dann auch unmittelbar ein belehrendes Beyspiel gegeben, wie der Arzt, besonders der zum Theil noch unerfahrne, oft erst durch Fehler in der Diagnosis zur Kenntniss einer ihm neuen und allerdings auch nicht gewöhnlichen Krankheit gelangen, und durch Schaden klug werden müssen. Ich hatte nie Gelegenheit gehabt, diess Uebel in der Natur zu sehen, obgleich ich die Beschreibung davon oft gelesen, aber doch nicht lebhaft genug mir eingeprägt hatte, wie

es

es denn gewöhnlich mit dem ſo weitläuftigen Studium des (angehenden) praktiſchen Arztes der Fall iſt, daſs er manches lernt, aber auch manches überſieht, oder wieder vergiſst. So gieng es auch mir. Ich zerbrach mir den Kopf über die eben erzählten Fälle, und es verdroſs mich, Kranke am Kopfweh ſterben zu laſſen. Meine aus dieſen Krankheitsgeſchichten ſelbſt gewählten Gründe, daſs dieſer Kopfſchmerz wirklich eine widernatürliche Anſammlung von Feuchtigkeiten im Gehirn zur Urſache gehabt habe, ſind folgende.

Erſtlich: die Erſcheinungen der Krankheit, obgleich ſie nicht in allen Fällen genau dieſelben waren, ſind doch gerade die, welche die praktiſchen Kenner und Beſchreiber der Gehirnwaſſerſucht, als die pathognomoniſchen Zeichen davon angeben. Z. B. der drückende, alles Bewuſstſeyn und alle Gedult gleichſam verzehrende Kopfſchmerz, der tief vom Kopf aus ſich verbreitet, und mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, einem ſcheuen, unſteten Blick des Kranken verbunden iſt; der widernatürlich langſame etwas volle Puls (in den erſten Perioden der Krankheit wenigſtens), die hartnäckige Leibesverſtopfung, (obgleich zu Zeiten auch ein Durchfall Statt hat) das Erbrechen, u. ſ. w.

Alle dieſe Symptome, in ihrer Koexiſtenz mit und unter einander verbunden, liefern das Bild der Krankheit, wovon die Rede iſt.

Zweytens: die Sukceſſion der Krankheit nach epidemiſch-herrſchenden Ausſchlagskrankheiten (die auch immer noch fortgiengen), und das eigene epidemiſche Anſehen derſelben. *Odier* hat ausdrücklich bemerkt, daſs ſolche epidemiſche Ausſchlagskrankheiten oft die Vorläufer der Gehirnwaſſerſucht ſind *). Hr. Leibmed. *Wichmann* hat daſſelbe bemerkt **). Ob nicht das ſehr tödtliche Scharlachfieber in *Fulda* dieſelbe unmittelbare Folge gehabt habe, iſt wenigſtens ſehr zweifelhaft, obgleich, z. B. *Weikard*, das Gegentheil behauptet, und aus dieſen ſeinen Beobachtungen die Nichtexiſtenz des Hydrops cerebri, als einer eigenen Krankheit, zum Theil erweiſen will ***).

Drittens: die Abweſenheit irgend einer andern namhaften Urſache des Uebels, woraus man wenigſtens ſeine Tödtlichkeit hätte begreifen können. Am bloſsen ſymptomatiſchen Kopf-

*) Mem. de la Societé roy. de med. à Paris 1779. — *Abh. für pr. Aerzte*, B. 9. St. 2.

**) *Lodemann* a. a. O. S. 18.

***) *Weikard* a. a. O. — *Lodemann* S. 17.

Kopfweh ſtirbt man doch nicht leicht. Entzündungen edler Eingeweide, oder andere gefährliche und tödtliche Urſachen waren auch nicht da. Das Kopfweh muſste alſo ſehr wahrſcheinlich eine idiopathiſche, das Senſorium ſelbſt angreifende Urſache zum Grunde haben, wovon die übrigen Symptome ſich, nach bekannten Erfahrungsgeſetzen, als Folgen ableiten laſſen, als Folgen nämlich eines Druckes von einer ausgetretenen Flüſſigkeit.

Daſs in zwey von den erzählten Geſchichten die Kranken von höherm Alter waren, da die Gehirnwaſſerſucht meiſt nur Kinder und jüngere Perſonen zu befallen pflegt, kann keine Widerlegung unſerer Vermuthung ſeyn, da man doch wirklich, wiewohl in ſelteneren Fällen, den Hydrops cerebri auch bey bejahrten Perſonen bemerkt hat, z. B. *Percival* *).

In der dritten Krankheitsgeſchichte bleibt die waſſerſüchtige Geſchwulſt des Kopfes, und die nachmalige Entſtehung des angegebenen tödtlichen Uebels, eine merkwürdige, und für die widernatürliche Anſammlung einer Feuchtigkeit im Gehirn ſprechende Erſcheinung. Entweder

*) Medic. facts and obſerv. Vol. I. — *Abh. für pr. Aerzte.* B. 14. St. 4.

weder konnte ſich nämlich von dieſer Feuchtigkeit, die ſich, wie erwähnt, durch den Aufbruch der Haut äuſserlich Luft machte, ein innerer Reſt erhalten haben, der von derſelben Kongeſtion nach dem Kopfe abgeſchieden war, und ſich allmälig bey fortdauernd geſchwächten Gehirngefäſsen bis zur tödtlichen Menge vermehrt hatte (da man wirklich zu Zeiten eine ſolche langſame und ſelbſt periodiſche Entſtehung dieſer Krankheit bemerkt hat), oder es war eine Dispoſition zu Kongeſtionen nach dem Kopfe nachgeblieben, welche bey irgend einer Gelegenheit hernach auch wieder erfolgte, nur dieſsmal vorzüglich nach dem Innern des Kopfes, nach dem Gehirn. *Odier* *) hat den hydr. anaſarca mit dem hydrops cerebri metaſtatiſch abwechſeln, und letzteren durch die Rückkehr des erſteren heilen geſehen.

Bisher habe ich mich bemühet zu beweiſen, daſs die von mir beſchriebenen Kranken wirklich an der Gehirnwaſſerſucht geſtorben ſind, weil, wenn ich dieſes durch eine richtige Erwägung und Vergleichung aller Umſtände herausgebracht hätte, ich zugleich ein lehrreiches Beyſpiel aufgeſtellt haben würde, wie, beſonders der angehende Arzt, in der Erkenntniſs

einer

*) a. a. O.

einer an ſich dunkeln Krankheit ſich täuſchen, oder vielmehr ohne Arg ſeinen gewöhnlichen Weg fortgehen kann, ohne den Feind zu ahnen. Jetzt iſt es nun Zeit, die Geſchichte meiner Bekanntſchaft mit dieſem Uebel weiter, und bis zu dem Punkt zu führen, wo Beobachtung und Schluſs genauer und ſicherer ſeyn konnte.

Dieſe verſchiedenen Fälle, die mir ſo bald hintereinander vorkamen, brachten mich endlich, da meine gewöhnliche Pathologie zur Erklärung derſelben nicht zureichte, auf den Gedanken von der Gehirnwaſſerſucht, beſonders auf Veranlaſſung eines Geſprächs mit meinem Freunde, dem Profeſſor *Himly*, der mich zur Erklärung des hartnäckigen Erbrechens des in der zweyten Geſchichte angeführten Kindes, darauf aufmerkſam machte. Ich merkte mir ihn, erneuerte mir das Bild der vermutheten Krankheit, und beſchloſs, alles dieſs ſobald als möglich näher und ſcharf zu prüfen. Die Gelegenheit zeigte ſich bald. Ende Junius wurde mir ein Knabe von den Armenanſtalten zur Kur übergeben, deſſen Eltern zwar arm, aber doch rechtlich, übrigens aber, ſo wie alle ihre wohlgezogenen Kinder, von nicht gar ſtarkem Körperbaue waren. Der Knabe ſelbſt war eilf Jahr alt, und hatte im abgewichenen Frühjahre die

 Maſern,

Masern, wie es schien, ganz gut überstanden. Jetzt war er mit einem heftigen Kopfschmerz befallen, der tief durch den ganzen Kopf wüthete, und den Kranken zu einem öfteren Aufschreyen und unstetem Hin- und Herwerfen im Bette zwang. Der Puls schlug widernatürlich langsam. Die Pupillen waren sehr erweitert, und die gegen das Licht empfindlichen Augen standen stier und schielend. Der Leib war verstopft, und es stellte sich öfteres Erbrechen ein. Ich zweifelte keinen Augenblick an dem Daseyn einer wahren Gehirnwassersucht, liess Blutigel an die Schläfe setzen, spanische Fliegen im Nacken legen, reizende Klystiere geben, und innerlich eine Mischung von Kalomel mit dem Pulver von rothem Fingerhut nehmen, wonach der Stuhl zwar flüssig ward, allein ohne Minderung der Symptome, die bey dem völligen Bewusstseyn des Kranken, ein um so mitleidungswertheres Ansehen hatten. Nach einigen Tagen fand sich Lähmung der Extremitäten ein, und so bald darauf, unter Zunahme aller Symptome, ein konvulsivisch-apoplektischer Tod. Nichts war wünschenswerther als die Oeffnung des Kopfs. Ich erhielt sie von den, diessmal auch in diesem Stücke über ihren Stand aufgeklärten Eltern, die selbst die Ursache eines gleichsam ohne eigentliche Krank-

heit

heit so tückischen Todes ihres geliebten Kindes zu erfahren wünschten. Nachdem ich ihnen einen Begriff von der Krankheitsursache zu machen gesucht, und sie gewissermaßsen mit dem Versprechen getröstet hatte, dafs wir eine unheilbare im Gehirn selbst finden würden, öffnete ich den Kopf mit Hülfe des Hrn. Hofchir. *Buhle*, in der Gegenwart der Herren Professoren *Roose* und *Himly*. Wir fanden in den ventric. lateralib. eine Menge gelbröthliches Wasser, welches wenigstens an fünf Unzen betrug. Der plex. choroid., und alle Adergeflechte des Gehirns, waren widernatürlich roth und ausgedehnt. Das Gehirn selbst war übrigens in allen seinen Theilen ohne Fehler. Obgleich wir nicht Erlaubnifs erhielten, den ganzen Körper zu öffnen, so erklärten doch alle, die ich zu Theilnehmern bey diesem Geschäffte erwählt hatte, dafs diese Ansammlung von Feuchtigkeit in den Gehirnkammern auffallend widernatürlich und für sich schon den Erklärungsgrund der Todesart abgebe (wobey man auch deutlich die Beruhigung der Eltern wahrnehmen konnte).

Hier war also eine wahre Gehirnwassersucht offenbar und erwiesen. Denn von ausgetretenem Wasser nach dem Tode konnte die Menge desselben nicht wohl herrühren, da ohnehin sich

alle Symptome der Krankheit und des Todes ſelbſt ſich ſo ſehr gut mit der gefundenen Urſache reimen, ſich ohne Zwang daraus erklären laſſen. Ich kann es mir übrigens gefallen laſſen, wenn jemand dennoch behauptete, dieſe Anſammlung von Waſſer im Gehirn ſey, wie in den meiſten oder allen bekannt gemachten Fällen der Praktiker, kein urſprüngliches, ſondern nur ſymptomatiſches, von einer andern Krankheit abhängiges Uebel geweſen, ſo wie immerhin ja noch in dem nicht geöffneten Körper des eben angeführten Knaben, unerkannte Urſachen des Todes gelegen haben könnten, die zugleich zu einer ſekundären Ergieſsung des Waſſers im Gehirn Gelegenheit gegeben hätten *). So unwahrſcheinlich und unnütz dergleichen Zweifel der Gegner der Gehirnwaſſerſucht, namentlich im gegenwärtigen Falle, ſind, ſo kann man doch damit wohl zufrieden ſeyn, weil dadurch die Hauptſache des Streits, das Faktum ſelbſt, eben bewieſen wird. Denn, um es nach meiner Ueberzeugung mit Einem Worte zu ſagen: aller Streit über die Exiſtenz und Nichtexiſtenz, über das Idiopathiſche oder Symptomatiſche

*) *Ludwig* glaubte, es ſey oft ein Fieber die *Urſache* der im Gehirn ausgetretenen Feuchtigkeiten. Doch war es nicht ſein Ernſt. S. *Lodemann* S. 28.

matische der Gehirnwassersucht ist leerer Wortstreit, sobald es aufs Praktische ankömmt. Besonders beweiset alles Raisonnement, so scharfsinnig es auch sey, von dem Schwankenden und von den verwickelten Zeichen dieser Krankheit, doch nichts gegen die eigentliche Existenz derselben selbst, sondern nur, welches gern zugegeben wird, daſs diese schwer zu erkennen sey (besonders im Anfange), und leicht mit andern Krankheiten (z. B. Wurmübeln) verwechselt werden könne. Daſs aber keine zwey Schriftsteller in der Beschreibung der Krankheit übereinkommen, wie ich irgendwo gelesen habe, ist offenbar ungegründet. Und das Uebel mag nun ein ursprünglicher Affectus oder ein Symptom seyn, so ist es ein so wichtiges und, wegen der Beschaffenheit des edeln Theils, ein so dringendes Symptom, daſs es, in praktischer Rücksicht, als eine Hauptkrankheit angesehen werden muſs, und die ausgetretenen, oder auch etwa nur die Gefäſse widernatürlich anfüllenden und ausdehnenden, Feuchtigkeiten *) durch

 die

*) *Quin* (treatise on the dropsy of the brain p. 50) fand wirklich bey allen Symptomen der Gehirnwassersucht, zuweilen bloſse Spuren von einer Kongestion und widernatürlichen Anhäufung von Blut in den Gehirngefäſsen, ohne eigentliches Extravasat. Eben so *Percival* (a. a. O.)

die bis jetzt bewährteſten Mittel, bald möglich fortzuſchaffen ſind, wenn nicht unwiederbringlicher Schaden für die Maſchine daraus erwachſen ſoll. Es giebt ja Symptome die wegen ihrer lokalen Wichtigkeit, in den Heilanzeigen, den Vorrang über die urſprünglichen Urſachen, und über die Hauptkrankheit haben (z. B. enteritis von Galle). Doch ich komme beynahe durch das Streiten über den Gegenſtand von dem Gegenſtande ſelbſt ab.

Nachdem ich, wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, bewieſen zu haben glaube, daſs in den vorerwähnten Fällen, die dieſem letzteren, wo die Leichenöffnung einen deutlicheren Beweis führen konnte, ſo genau ähnlich ſahen, eine Gehirnwaſſerſucht wirklich Statt gehabt, und mich durch dieſe Beobachtungen an die Erfahrungen Anderer angeſchloſſen habe, daſs nämlich zu Zeiten nach vorhergegangenen oder bey noch fortdauernden Ausſchlagskrankheiten (und bey einer naſskalten Witterung, wie ſolche die gröſste Hälfte des Sommers 1796 war, die zu Unterdrückung der Ausdünſtung und ſeroſen Anſammlungen im Körper vorzüglich Gelegenheit giebt), die Gehirnwaſſerſucht beſonders gern ſich zeige, will ich noch einen Fall erzählen, welcher, obwohl er nicht ſo deutlich und ſtringent

ſtringent beweiſend iſt, ſich an die Vorhergehenden anreiht, und zugleich einen Beleg zu dem fortgehenden Genius der Kinderkrankheiten des eben erwähnten Sommers, abgeben kann. Denn auch hier heiſst es billig: noſcitur ex ſocio, qui non cognoſcitur ex ſe.

Zickerts Kind von 10 Jahren, das bisher geſund geweſen war, und nur kürzlich zu Zeiten über einen dumpfen Kopfſchmerz geklagt hatte, kömmt am 13ten Jul. 1796 gegen Abend aus der Schule zurück, mit Kopfweh und Erbrechen. Am andern Morgen ſehe ich das Kind. Es hat mäſsiges Fieber, iſt ziemlich ruhig, und da ich es ſchon im vorigen Jahre von einer groſsen Menge Aſkariden befreyet hatte, da auch mehrere Zeichen, z. B. eine erweiterte Pupille u. ſ. w. auf dieſe Krankheitsurſache hinzudeuten ſchienen, ſo gebe ich, nichts Böſes ahnend, eine mit Eſſig geſättigte Auflöſung des Weinſteinſalzes. An demſelben (zweyten) Tage traten gegen Abend Konvulſionen ein. Weil Scharlachfieber und ähnliche Uebel noch immer in der Stadt graſſiren, ſo verkündige ich eine Krankheit ähnlicher Art, und verordne Flor. Zinci. Aber gleich von der Stunde an lag die Kranke keichend und komatös, ſo daſs ſie nichts durch den Mund nehmen konnte.

Ich

Ich laſſe ein Veſikat. im Nacken legen, Klyſtiere von Aſa foetida und Kampher geben, indem ſchon über den ganzen Körper (Bruſt und Hals ausgenommen), ein grauer und blaſsrother frieſelförmiger Ausſchlag erſchien, und ich von einer metaſtaſis ad cerebr. überzeugt war. Das Veſikatorium hatte gut gezogen, aber die Kranke kam nicht wieder aus dieſem Zuſtande heraus, und ſtarb den 4ten Tag der Krankheit ſoporös.

Da es keine Möglichkeit war, die Vorurtheile der Eltern gegen die Oeffnung, auch nur des Kopfes, zu beſiegen, ſo kann ich freylich nicht die nächſte Urſache dieſes Todesfalls genau darlegen. Und damit man nicht ſagen möge, ich habe nunmehr allerorten Waſſer im Gehirn geſehen, ſo will ich es der Beurtheilung verſtändiger Leſer überlaſſen, ob nicht bey den Umſtänden eine Austretung von Feuchtigkeiten in die Gehirnhöhlen, als Urſache oder als Nebenſymptom und Folge der Krankheit (der Frieſelmetaſtaſe) wahrſcheinlich Statt gefunden habe. Daſs aber das Kind auf keine Weiſe, bey dem ſo hitzigen und ſchnellen Verlaufe der Krankheit, zu retten war, wird jeder einſehen, ſelbſt wenn ich die klärſten Spuren von einen anweſenden Extravaſat, und dieſe früher gehabt hätte.

Wenn

Wenn denn alſo die Gehirnwaſſerſucht, wie es ſcheint, keine eingebildete Krankheit iſt, wenn von ihr, nach *Odier's* Berechnung *), der ſieben und funfzigſte Theil der ſterbenden Kinder weggerafft wird, und in *Genf* allein jährlich 13 — 14 Kinder daran ſterben **): ſo wird es doch wohl keine überflüſſige oder unnütze Bemühung ſeyn, die *Urſachen*, *Zeichen*, den *Verlauf* und die *Heilmittel* dieſes tödtlichen Uebels ſich recht einzuprägen, oder auch zur Erläuterung dieſer Punkte beyzutragen.

Was die Urſachen und Zeichen betrifft, ſo wird es mir unmöglich, alles das hier abzuſchreiben, was man in den praktiſchen Schriftſtellern, beſonders aber im *Whytt* ***) und *Odier*, *Fothergill* und *Watſon* ****), ſo weit unſere bisherigen Kenntniſſe davon reichen, zur Genüge und mit mehr Vollſtändigkeit dargeſtellt findet, als ein trockner Auszug gewähren könnte. Einer dunkeln Krankheit Urſachen und Zeichen, werden ebenfalls dunkel ſeyn. So viel kann man aber im Allgemeinen behaupten, daſs alles was Kongeſtionen und einen (entzündlichen) Reiz oder eine wahre Schwäche,

*) a. a. O.

**) *Odier* (a. a. O.)

***) *Praktiſche Werke.*

****) Med. obſerv. and inquir. Vol. IV.

Schwäche, oder nun gar die Ruptur eines lymphatischen Gefäſses *) im Gehirn veranlaſſet, auch die Waſſerſucht der Gehirnhöhlen verursachen könne, denn von entgegengeſetzten Urſachen können im menſchlichen Körper gar wohl gleiche Wirkungen entſtehen. Theorie und Erfahrung beſtätigen es, daſs, wo irgend ein (nicht allzuſtarker) Reiz auf ein abſonderndes Organ wirkt (und ein ſolches iſt doch das Gehirn), die unmäſsige Abſonderung und Austretung von Flüſſigkeiten eben ſowohl bewirkt wird, als da, wo von Schwäche der Gefäſse gar keine eigentliche determinirte Abſonderung, ſondern nur ein paſſives Austreten der Feuchtigkeiten, Statt hat. Die Urſache der Kongeſtion und der Reizung im Gehirn kann an einem ganz entfernten Orte liegen, z. B. im Unterleibe, ſo wie wir davon ja ſo oft Schlagfluſs und dergleichen, mit der Gehirnwaſſerſucht allerdings nahe verwandte, Krankheiten entſtehen ſehen. Wie mich dünkt, iſt man auf dieſe entfernte urſprüngliche Quellen des hydr. cerebr. noch nicht aufmerkſam genug geweſen, und hat die Urſache deſſelben zu oft im Kopfe ſelbſt aufgeſucht, und nach dieſer Vorſtellung die Krankheit idiopathiſch behandelt, ohne wenigſtens auf die mitwirken-

den

*) *Fothergill* med. obſ. and inquir. Vol. V. p. 40.

den Urſachen einige Rückſicht zu nehmen. Man klagt mit Recht ſo viel über die Schwierigkeit der Unterſcheidung des hydr. cerebr. von Wurmzufällen, aber ſollten nicht auch beyde Krankheiten zuſammen beſtehen, ſollte nicht Wurmreiz und Wurmkrampf (um mich ſo auszudrücken) im Unterleibe, Kongeſtion und Reiz im Gehirn, und dadurch die Gehirnwaſſerſucht veranlaſſen können, beſonders wenn ſich eine Diſpoſition dazu vorfände? Kann Wurmreiz mehrere Symptome am Kopf, kann er ſchwarzen Staar bewirken (ſicherlich doch eine Wirkung auf die aus dem Innern des Gehirns hervorkommenden wichtigen Augennerven), ſo wird er auch nach der Analogie, einen ſtärkern und ausgebreiteten Reiz in den Gehirngefäſsen, und im ſtärkern Grade, auch eine widernatürliche Abſonderung in denſelben, verurſachen können. Ich habe einen robuſten Knaben von acht Jahren, der wie man ſagen konnte, ganz voll Würmer war, an einer wahren Apoplexia verminoſa, binnen kurzer Zeit ſterben ſehen, mit beſtändigen Zufällen von Reiz und Krampf im ganzen Syſtem, z. B. einem ſteten bewuſstloſen Auf- und Niederwerfen im Bette mit geſchloſſenen Augen, einem beſtändigen lauten und gleichſam jubelnden, vergnügten Aufſchreien, mit figurirenden Bewegungen

wegungen der Hände, Schaum vor dem Munde u. ſ. w. — Hätte nun dieſe Krankheit, wenn ſie weniger hitzig und von nicht ſo ſchnellem Verlaufe geweſen wäre, nicht eine mehr langſam tödtende Affektion des Gehirns, übermäſsige Abſonderung und Austretung von Feuchtigkeiten, kurz die Gehirnwaſſerſucht erregen können? Oder konnte und muſste nicht wirklich ein ſolcher oder ähnlicher Zuſtand ſchon Statt finden? Ob das Extravaſat im Gehirn oder wenigſtens die tödtliche Ueberfüllung deſſen Gefäſse, Blut oder Serum ſey, iſt doch wohl der Hauptſache nach, eins und daſſelbe. Glücklicherweiſe, kann man ſagen, wäre in dem Falle, daſs wirklich die Gehirnwaſſerſucht mit einer Wurmkrankheit zugleich, oder davon abhängig, exiſtirte, die bisher bewährteſte Methode gegen beyde Uebel ſo ziemlich eine und dieſelbe, die Anwendung des Queckſilbers nämlich.

Was die Zeichen des Hydrops cerebri anbelangt, ſo ſind dieſe freylich oftmals ſo dunkel, zweydeutig, und verworren, daſs die Klage der Schriftſteller dieſerwegen, völlig, und der davon hergenommene Zweifel an der Exiſtenz der Krankheit ſelbſt, zum Theil, gerechtfertigt wird. Aber jeder praktiſche Gegenſtand hat ſeine Schwierigkeiten. Der eine mehr, der andere

dere weniger. Selbſt die richtige Anwendung eines Brechmittels, womit nach dem jetzigen Schlendrian jeder Dorfbarbier, und jedes alte Weib, ſo dreiſt und freygebig iſt, erfordert gewiſs oft mehr Ueberlegung und Umherſicht, als die Erkenntniſs der Gehirnwaſſerſucht. Man muſs doch auch nicht ungerecht ſeyn, und vergeſſen, daſs mehrere Aerzte die Exiſtenz und den ganzen Verlauf dieſer Krankheit, ſelbſt wenn ſie dieſelbe in ihren früheſten Stadien zu ſehen bekamen, ſo genau und richtig vorhergeſagt und durch die Leichenöffnung die Richtigkeit ihrer Angaben bewieſen haben, daſs es wenigſtens unvernünftig ſeyn würde, alles dieſs dem bloſsen Zufall und nicht vielmehr der wahren Kenntniſs von dem beurtheilten Gegenſtande zuſchreiben zu wollen. Unter allen Zeichen der Waſſerſucht der Gehirnhöhlen ſind, meiner Einſicht und Erfahrung nach, der langſame Puls und das Kopfweh, oder vielmehr deſſen Ausdruck im Geſichte und dem ganzen äuſsern Weſen des Kranken die auffallendſten, die dem, der ſie einmal genau beobachtet hat, nicht leicht wieder entgehen oder täuſchen werden. Dieſer Puls iſt vorzüglich in dem von *Odier* mit Recht ſogenannten zweytem Stadium der Krankheit zu bemerken, da er am Ende, je näher der Tod kömmt, als

die letzte unordentliche Rückwirkung des Herzens, immer ſchneller wird. Bey allen Zufällen eines wichtigen, die Maſchine heftig reizenden Uebels ſchlägt nämlich dieſer Puls in dieſer Periode meiſt langſamer als gewöhnlich, gleichſam ſchnellend, und mit etwas vollen abgemeſſenen Schlägen. Man kann ihn deutlich einen unterdrückten Puls nennen. Kurz es iſt der Puls, den die Wundärzte gar wohl bey Kopfverletzungen und Extravaſat im Gehirn kennen, weſswegen auch *Richter* ausdrücklich bemerkt, daſs die Gehirnwaſſerſucht mannichmal eine ſpäte Folge der Kopfverletzungen ſey, und nur in dieſem Falle gewöhnlich eine langſame wäſſerige Extravaſation genannt würde *). Ich werde mich nicht in die theoretiſche Erklärung dieſes Pulſes einlaſſen, und nicht unterſuchen, ob etwa die Langſamkeit und Verſpätung deſſelben, von dem, durch den Druck auf das Gehirn behinderten Einfluſſe der Lebensgeiſter in das Syſtem des Blutumlaufs u. ſ. w. abzuleiten ſey, ſondern nur bemerken, daſs es allgemeine Erfahrung, daſs wo irgend ein wichtiges Eingeweide von einer fremden Subſtanz irgend beträchtlich gedrückt wird, die erſte Folge davon Einwirkung auf das arterielle Syſtem,

*) *Anfangsgr. d. Wundarzneyk.* B. 2. S. 233.

Syſtem, und verhältniſsmäſsig deſſen Hemmung ſey. Ich habe eben dieſen langſamen Puls bey einem Hydrops pericardii beobachtet, wo bey der Leichenöffnung mehrere Pfunde Waſſer im Herzbeutel gefunden wurden, und der Puls bis zum Tode langſam blieb. Nur darf freylich die drückende Materie nicht zugleich ſcharf und reizend ſeyn, bey welchen Beſchaffenheiten derſelben der Puls wahrſcheinlich auch mehr gereizt erſcheinen würde. Vielleicht iſt in den Fällen, wo die Gehirnwaſſerſucht ſo ſchnell verlief, wo, nach den Beobachtungen der Schriftſteller, ſie die zweyte Periode des langſamen Pulſes gleichſam überſpringt und binnen kürzerer Zeit tödtet, die ausgetretene Feuchtigkeit mehr reizender und ſcharfer Natur geweſen, und nur in dem mehr regelmäſsigen und langſamen Verlaufe der Krankheit der Tod mehr von dem immer anwachſenden mechaniſchen Drucke einer ſonſt nicht widernatürlich beſchaffenen Flüſſigkeit abzuleiten?

Der Kopfſchmerz iſt ein eben ſo charakteriſtiſches Symptom als der Puls. So betäubend, beunruhigend und gleichſam zermalmend iſt er in keiner andern Krankheit. Der davon abhängige ſtiere, ſchüchterne, gleichſam Hülfe ſuchende Blick des Kranken zeigt deutlich genug dieſen

inneren verzweiflungsvollen Zuſtand an. Er hat nicht einmal Ruhe und Muth ſein Leiden recht zu klagen, ſondern ein beſtändiges, abwechſelnd ſtilles und lautes Winſeln mit beſtändiger Veränderung der Lage und ſtetem Angreifen des Kopfes tritt an die Stelle einer zuſammenhängenden Klage. Zuweilen ſcheint es zwar, als wenn die Heftigkeit des Schmerzes gleichſam aus Betäubung nachlaſſen will, aber es dauert nicht lange, ſo kehrt dieſe vermehrt zurück, wobey immer die hoffnungsloſe Aengſtlichkeit und die Abwechſelung des bald wachenden bald halbſchlafenden Zuſtandes ſehr zu bemerken iſt. Kurz, es iſt dieſs ein Kopfſchmerz ganz eigener Art, der aber beſſer und deutlicher zu ſehen als zu beſchreiben iſt.

Uebrigens iſt auch hier, ſo wie bey den meiſten Krankheiten, die Regel, ſich nicht auf ein oder einige Zeichen zu verlaſſen, ſondern nur die Vergleichung von allen als Baſis der Diagnoſis gelten zu laſſen. Wenn alſo jemand (beynahe gleichviel von welchen Jahren, denn die Krankheit kann, wie ich glaube, jedes Alter befallen), über ein heftiges dem eben angegebenen ähnliches Kopfweh klagte, ſich öfters erbräche, entweder wenige oder gar keine Ausleerungen durch Urin und Stuhlgang hätte,

oder einen dünnen Durchfall mit Abgang einer grünlichen Materie *), dabey Empfindlichkeit gegen das Licht, etwa gar ſchon mit Erweiterung der Pupille und Schielen oder Doppeltſehen verbunden, wenn bey einem kleinen unordentlichen Fieber der Puls langſamer und ſchnellender, gleichſam zuckender wird, oder ſchon von Anfang iſt (ſo wie ich überzeugt bin, daſs die Krankheit auch zu Zeiten die erſte fieberhafte Periode überſpringt und gleich mit einem langſamen Puls erſcheint), wenn bey dieſer

*) Die grüne Farbe der Exkremente deutet ſicherlich auf einen ſympathiſchen Affekt der Leber, und auf eine vermehrte Abſonderung in derſelben hin, ſo wie wir dieſs bey ſo vielen idiopathiſchen Zufällen des Gehirns, z. B. bey Kopfwunden, bemerken. Eben ſo iſt mir wahrſcheinlich, daſs die Anweſenheit eines Durchfalls oder einer Verſtopfung bey der Krankheit, wovon wir reden, von dem hitzigen oder langſamen Verlauf des Uebels ſelbſt abhänge. Im erſteren Falle wird, wie ich auch bemerkt zu haben glaube, die Leber wegen der heftigern Einwirkung des gereizten Gehirns, mehr zu Abſonderungen gereizt, als im letztern, wo ſie mehr krampfhaft affizirt, und in einen mehr unthätigen, atoniſchen Zuſtand geſetzt zu ſeyn ſcheint. Man wird finden, daſs die Gewirnwaſſerſuchten mit Verſtopfung immer länger dauern, als die mit einem Durchfalle.

dieſer Veränderung des Pulſes, die ſonſt und in andern ſieberhaften Uebeln eine Milderung der Heftigkeit der Krankheit anzuzeigen pflegt, die erwähnten, und mit mehreren ähnlichen verbundenen, Zufälle *nicht* nachlaſſen, ſondern vielmehr immer zunehmen, und dieſs auch bey der gehörigen Anwendung der gegen dieſe Zufälle ſonſt ſchicklich angezeigten Mittel, der Fall bleibt (*Whytt*), ſo iſt allerdings groſser Verdacht einer Gehirnwaſſerſucht da. Dieſer Verdacht ſteigt, wenn noch ſchlafſüchtige und andere Zufälle hinzukommen, welche von einer ſtarken Affektion des Gehirns zeugen, und wird am allergröſsten, wenn dann bey Verſchlimmerung des ganzen Zuſtandes der Puls wieder anfängt, geſchwinder und ſehr geſchwind zu werden, wo dann aber auch freylich in den meiſten Fällen die Gewiſsheit der Hülfleiſtung mit der Gewiſsheit der Diagnoſis im umgekehrten Verhältniſſe ſteht. Ich getraue mir aber zu behaupten, daſs wer die Krankheit einmal vollſtändig geſehen und beobachtet hat, dieſelbe darum leichter wieder erkennen wird, weil ein ſo heimliches und wichtiges Uebel alle Aufmerkſamkeit bey ſeiner Betrachtung anſpannt, und ſein Bild um ſo tiefer in die Seele drückt. Man wird auch wirklich nicht leicht einer Krankheit Zufälle und Zeichen ſo genau beobachtet und

und vollſtändig geſammelt finden, als dieſer, welche man bey den unten angeführten Schriftſtellern nachſehen kann.

Was den Verlauf und die Dauer der Krankheit anbelangt, ſo ſind die Meinungen der Beobachter darüber verſchieden. *Whytt* *) ſtimmte, nach ſeiner Erfahrung, für die oftmalige langſame Bildung der Krankheit; *Fothergill* ſagt: er habe ſie ſelten über drey Wochen, von ihrem Anfange bis zum Tode, dauern ſehen **). Beyde Theile haben Recht. Mehrere Umſtände kommen hierbey in Betracht, z. B. das Alter der Kranken. Bey Kindern pflegt die Krankheit, unſtreitig wegen ihrer gröſsern pathologiſchen Reizbarkeit, ſchneller zu verlaufen und eher tödtlich zu werden, als bey Erwachſenen ***), obgleich *Quin* ****) und *Warren* *****) das Gegentheil behaupten wollen. Auch von der Entſtehungsart, von den Urſachen und den Komplikationen des Uebels hängt ſein Verlauf ab. *Ed. Ford* bemerkt, meiner Einſicht nach, ganz richtig, daſs nach dem verſchiedenen Sitze

 der

*) *Praktiſche Werke.*

**) Med. obſ. and inq. Vol. IV.

***) *Lodemann* a. a. O. S. 20.

****) S. 57.

*****) Lond. med. Journ. 1788.

der Krankheit das angehäufte Waſſer auch verſchiedene Wirkungen hervorbringen werde; z. B. eine plötzliche Anhäufung von einer Entzündung des Adergeflechtes, oder der weichen Hirnhaut, werde die von *Fothergill* (a. a. O.) beſchriebene geſchwind-tödtende Krankheit, und ein ſcirrhöſer Zuſtand des Gehirns den von *Whytt* angezeigten langſamen Verlauf dieſes Uebels hervorbringen *). Im Durchſchnitt aber erſtreckt ſich deſſen Dauer nicht oft über drey Wochen, von der Zeit an nämlich gerechnet, daſs die erſten offenbaren nachtheiligen Wirkungen deſſelben auf die Geſundheit ſich zeigten.

Die Tödtlichkeit dieſer verborgenen Krankheit iſt ſo groſs, daſs, nach dem einſtimmigen Zeugniſs der Schriftſteller, wenig Hoffnung übrig bleibt, wenn ſie einmal gebildet iſt, und in ihren ſpätern Stadien erkannt wird. Ja *Selle* zweifelt, ob ſchon ein ſicheres Beyſpiel einer geheilten Gehirnwaſſerſucht vorhanden ſey **). Indeſſen würde es doch hart ſeyn, den Männern, die in ſo manchen Fällen, die unter ihrer Aufſicht unglücklich abliefen, ihre Kenntniſs von dem Uebel durch richtige Vorherſagung und durch

****) Lond. med. Journ. 1790. *Abh. für pr. Aerzte.* B. 13. St. 2.

*) Med. clin. S. 281, 6te Aufl.

durch den Erfund der Leichenöffnung bewiefen haben, abzufprechen, dafs fie in allen den Fällen, wo fie ihrer Meinung nach glücklich waren, aber eben darum natürlicher Weife keine Beftätigung ihrer Diagnofis durch die Leichenöffnung darftellen konnten, geirrt und fälfchlich für die Wiffenfchaft und ihre eigene Ehre gearbeitet haben follten. Dafs aber manche Gehirnwafferfucht geheilt worden ift und geheilt wird, wo gar keine war, noch ift, davon bin ich ebenfalls überzeugt, und *Warren* infonderheit führt deutliche und lehrreiche Beyfpiele davon an *). Es geht hier wie bey allen Krankheiten, wo die eigenthümliche Dunkelheit und Schwierigkeit manchen Arzt, mit oder ohne Wiffen, hintergeht, und feine Eitelkeit antreibt, fich des Ruhmes zu bemächtigen, er fey auch einer von den Wenigen, die in der Heilung folcher grofsen und ungewöhnlichen Uebel glücklich gewefen find. Wenn man nach diefem angegebenen Gefichtspunkte manche ausgepriefene Thaten in Heilung verborgener und fchwer zu heilender Krankheiten, z. B eben bey Kinderkrankheiten, die vielen häutigen Bräunen oder fo genannte Kropfhuften, durchgehen wollte, fo möchte wohl in manchen Fällen am

 Ende

*) Lond. med. Journ. 1788.

Ende eine leere Stelle ſich finden. Aber dieſs muſs nicht hindern, der Wahrheit ihr Recht zu geben, und deſto aufmerkſamer auf die Erzählungen der Praktiker zu werden, welche ſich bewährt haben, daſs ſie in Beſchreibung und Heilung der Krankheiten mehr die Natur und eine kühle Urtheilskraft, als ihre Phantaſie und Leidenſchaften gelten laſſen.

Man kann in Abſicht der *Heilung* dieſes Uebels füglich drey verſchiedene Methoden unterſcheiden: die ausleerende und entzündungswidrige, die reizende oder Merkurialmethode, und die excitirende.

In ältern Zeiten, ſeitdem man dieſe Krankheit genauer kennen lernte, und ſelbſt nach der Zeit des über dieſen Gegenſtand klaſſiſchen *Whytt's*, brauchte man gewöhnliche abführende und urintreibende Mittel, um das Waſſer aus dem Gehirn auszuführen, wobey man noch etwa Nieſsmittel und Rubefacientia zu Hülfe nahm *). *Quin* **), *Withering* ***) und *Rand* ****), hielten hernach die Krankheit für

*) *Van Swieten* Commentar. Vol. IV. p. 125.

**) a. a. O.

***) On the fox glove.

****) Boſton medical papers. 1790.

für mehr inflammatoriſch, weil wirklich oft deutliche Spuren einer Entzündung der Gehirngefäſse, und ſelbſt eines blutigen Extravaſats gefunden wurden, und ſchlugen daher allgemeine und örtliche Blutausleerungen vor, und *Withering* war in einem Fall einer anfangenden Gehirnwaſſerſucht, mit dem bey Gehirnentzündungen und Gehirnerſchütterungen üblichem Verfahren, glücklich. Auch einer der neueſten Schriftſteller über dieſe Krankheit will mehrentheils wie beym blutigen Schlage heilen *), und *Cullen* **), und *Ploucquet* ***) nennen ſie Apoplexia hydrocephalica. Indeſſen fühlte man doch die Unzulänglichkeit dieſer Methode in den meiſten Fällen gar bald, und *Dobſon* ****) wandte, wie es ſcheint mit auffallendem Erfolg, das Queckſilber innerlich nnd äuſserlich an, wobey er zugleich Blaſenpflaſter auf den Kopf legte. Es wird der Mühe werth ſeyn, eine kleine hiſtoriſche Ueberſicht der Fälle zu haben, wo man das Queckſilber mit, und wo man

*) *Baader Geſch. der Waſſerſucht der Gehirnhöhlen, oder des Schlagfluſſes der Kinder.* 1794.

**) Noſolog. method.

***) Delineat. ſyſtem. noſol.

****) Med. obſerv. and inquir. Vol. 6. auch: med. comment. Vol. 6.

man es ohne Nutzen anwandte. Mit Nutzen gebrauchten es aufser dem erften eben erwähnten *Dobfon*, *Percival* (a. a. O.), *Th. Aerey* (Lond. med. Journ. 1781. *Abhandl. f. pr. Aerzte* B. 7. St. 2.), *Odier* (a. a. O.), *Mier* (Lond. med. Journ. Vol. IV. ebend. B. 10. St. 2.), *Mackie* (medic. comment. Vol. VII. ebend. B. 11. St. 1.), *Sims* (*Fifcher med. und chir. Bemerk. über England* S. 66.). Man fehe auch: *medicinifche Verhandlungen der Aerzte zu Philadelphia.* B. 1. Th. 1.

Ohne Nutzen wandten es an: *Wilmer* (cafes and remarks p. 52. Abhandl. für pr. Aerzte B. 5. St. 3.), *Warren* (a. a. O.), *Lee Perkins* (med. commentar. Vol. 1. Ebend. B. 13. St. 1.), *Nootnagell* (Handbuch), *Alex. Monro* (treatifes of the brain the eye and the ear. Nr. 1.).

Nach diefem Ueberfchlage bleibt offenbar dem Queckfilber noch angefehener Vortheil, wenn man es dreift und in gehöriger Mafse anwendet, innerlich das Kolomel und äufserlich das Einreiben der Queckfilberfalbe. Man ift auf diefe Art in der Anwendung diefes Mittels fehr weit gegangen, ohne dafs ein Speichelflufs, oder merkliche Ausleerung durch den Stuhl erfolgt ift, und dennoch war oft der Erfolg glücklich. Ich kann mich daher nie erwehren,

die

die Fälle, wo man das Queckſilber, nach Beſchaffenheit des Alters der Kranken, in ſo ungeheuren Doſen gab, ohne irgend eine Rückwirkung des Syſtems, z. B. Speichelfluſs, zu erregen, für wirkliche Gehirnwaſſerſuchten anzuſehen, da bey dieſem Uebel die Energie und Reaktion ſo merklich geſchwächt oder unterdrückt iſt, wie z. B. ſchon der langſame Puls, die Unfolgſamkeit des Stuhlgangs bey den kräftigſten abführenden Mitteln u. ſ. w. beweiſet. *Mier* (a. a. O.) gab einem fünfvierteljährigen Knaben 16 Gran Kalomel in 24 Stunden ohne daſs Leibeseröffnung bewirkt wurde. *Sims* gab einem etwas erwachſenen Knaben faſt 5 Wochen hindurch täglich bis auf 12 Gran, ohne daſs Speichelfluſs erfolgte. Eben ſo gab man (*amerikaniſche Verhandlungen*) einem Knaben von 3 Jahren 112 Gran, ohne dieſe Wirkung, und bloſs ein häufiger und hülfreicher Abfluſs des Urins wurde dadurch hervorgebracht. Oft entſteht auch am Kopfe ein ſtarker Schweiſs, den man durch Einwickelung des Kopfs in Flanell befördern muſs (*Percival*). Entſteht ein Speichelfluſs, ſo iſt ſolcher eher willkommen als zu verhüten, und der eben angeführte Schriftſteller glaubt, daſs die guten Wirkungen des Queckſilbers in dieſer Krankheit vorzüglich von der Erregung des Speichelfluſſes abhiengen.

hiengen. Wahrſcheinlich half es, im allgemeinen genommen, als ein reizendes und beſonders die Abſorption beförderndes Mittel.

Alles dieſes aber zuſammen genommen, verbunden mit den offenbaren Spuren von Atonie und Schwäche des Syſtems, hat in den neueſten Zeiten, von welchen man ohne Unrecht ſagen kann, daſs darin alles ſtimulirt und excitirt werden ſoll, eine neue Methode zur Heilung der Gehirnwaſſerſucht herbeygeführt, die excitirende, von welcher man ſich groſse Vortheile verſpricht, und allerdings auch den Umſtänden nach erwarten kann. Schon *Odier* (a. a. O.) gab ſeinen Kranken der Art reichlich Wein, und verſichert, daſs ſie ihn begierig und gleichſam inſtinktartig getrunken, und davon die herrlichſten Wirkungen erfahren hätten. Auch ſpricht dieſer treffliche Schriftſteller ſchon ausdrücklich von der Schonung und Erregung der Kräfte des Kranken. *Jones* *) will in dieſer Krankheit die ſtärkſten Excitantia gegeben wiſſen, und erzählt zwey Fälle, welche ſeine Freunde *Weinmann* und *Wogan* auf dieſe Art glücklich behandelten. Hr. *Girtanner* empfiehlt

*) Richerche ſullo ſtato della medicina. Trad. d. *G. Frank* (*Salzb. med. chir. Zeit.* 1796. B. I. S. 337.)

pfiehlt Spir. Sal. ammon. cauſt. und Alikantenwein (*Kinderkrankheiten.* S. 333.). Auch der Rezenſent der baaderſchen Schrift in der allg. Lit. Zeit. (1796. Nr. 99.) giebt dem toniſchen Verfahren den Vorzug, da Hr. B. die Krankheit beynahe wie einen blutigen Schlag, mit Ausleerungen des Blutes und der Eingeweide des Unterleibes, behandelt wiſſen will.

Welche der Methoden iſt dann nun die beſte? Antwort: Sie ſind alle gut, und jede kann die beſte ſeyn, nur nach Zeit und Umſtänden. — Es iſt ein ſehr fehlerhaftes Verfahren, wenn man die Hauptmittel, die eine Krankheit bezwingen ſollen, bloſs ſo allgemein anzeigt, ohne ihre beſondern und individuellen Bedingungen feſtzuſetzen, da alles in der Medizin auf Bedingungen beruht (Poſito hoc, ponitur illud). Nach meiner Einſicht müſste man bey der Heilung der Waſſerſucht der Gehirnhöhlen folgende drey wichtige Punkte in Betrachtung ziehen, und demnach das Verfahren wählen. a) Die Urſache und Gelegenheit der Krankheit. b) Die Konſtitution und das Alter der Kranken, und c) das Alter der Krankheit ſelbſt.

Wäre alſo das Uebel unter ſolchen Umſtänden entſtanden, die eine Kongeſtion und einen

entzünd-

entzündlichen Reiz im Gehirn vermuthen liefsen, z. B. bey einer Kopfverletzung *), worin der Kranke vollfaftig, robuft, *mehr erwachfen*, und die Krankheit noch im Anfang, fo würde ich allgemeine und befondere örtliche Blutsausleerungen vornehmen (jedoch nicht zu dreift, um nicht der nach der Kopfverletzung leicht nachfolgenden Atonie von Erfchütterung zu viel gewonnen zu geben, und defswegen auch bey ältern Perfonen dreifter als bey Kindern, weil jener Fafer doch noch ftraffer und tonifcher zu feyn pflegt), ich würde demnächft Blafenpflafter zu Hülfe nehmen, und mich dann nach Befchaffenheit der Umftände mehr der ausleerenden Methode fort bedienen, oder die ftärkende Methode oder das Queckfilber wählen, welches bey einem geringern Grade von Entzündung felbft wohlthätig wirkt. Hätte aber die Krankheit von Ausfchlagskrankheiten, von unterdrückter Transfpiration, u. f. w., und alfo wahrfcheinlich von einer ferören Ergiefsung ihren erften Urfprung genommen, wäre fie fchon weiter fortgerückt, und keine Zeichen

*) *Lodemann* (S. 34) erzählt einen ihm vom Dr. *Vogelfang* zu *Nordheim* mitgetheilten Fall, wo ein auf den Kopf gefallner grofser Baumzweig das Uebel veranlafste.

chen einer offenbaren Ueberfüllung von Blut im Gehirn da, dann würde ich gleich zum Queckſilber, als einem dieſen Fällen beſonders angemeſſenen Mittel, greifen, und durch Einwickelungen in warmem Flanell, und durch diuretiſche Nebenmittel, die, eben in dieſem Falle, bewährte und hülfreiche ſchweiſstreibende und urinbefördernde Kraft dieſes Mittels, unterſtützen *). Wäre aber endlich das Uebel, ohne alle bemerkbare äuſsere Urſache, oder durch ſolche Urſachen erſchienen, die eine wahre Schwäche vermuthen lieſsen, wäre der Kranke ſelbſt ſchwach, und von zartem Alter und Körper (z. B. ein rhachitiſches Kind), ſchiene ſelbſt die Krankheit etwas Erbliches zu ſeyn (wie man wirklich bemerkt hat, *Odier*, *Dobſon*, und welches auf eine Anlage von Schwäche hinzudeuten ſcheint), dann würde ich geradezu die toniſche und erregende Kurart in ihrem ganzen Umfange anzuwenden ſuchen, jede Ausleerung meiden, und nur auf die, durch Erregung der Kräfte hervorgebrachte Abſonderung des Schweiſses und des Urins hinzuwirken trachten, wobey auch der Merkur ſehr hülfreich ſeyn könnte. Aus

*) Allgemeine warme Bäder würde ich hier nicht rathen, wegen der Kongeſtionen und der nachbleibenden Erſchlaffung, die ſie leicht veranlaſſen.

Aus allem diesen sieht man, dass wirklich die tonische Methode wesentliche Vorzüge hat, wenn man auch die Sache bloss theoretisch nimmt. Das Uebel ist in seinen Anfängen gewöhnlich sehr verborgen, wird also nur späterhin entdeckt, wo, nach allen Erscheinungen, beynahe schon immer Schwäche Antheil daran hat. Es befällt meist Kinder, bey denen die Anlage zur Schwäche ohnehin schon gross ist, und es bringt, wenn es einmal gebildet ist, eo ipso schon Schwäche und Unterdrückung der Kräfte des ganzen Körpers hervor, weil es an der Quelle aller Lebenskraft, im Gehirn, seinen Sitz hat, und dieses gleichsam in seinen Funktionen bindet, so dass ein vermehrter Reiz dazu gehört, um die Wirksamkeit desselben gleichsam nur erst wieder frey, und dadurch, und durch Erregung der thätigen Kräfte im Körper, die Heilung des Uebels selbst möglich zu machen *). Auf diese Art und mit diesen Ueberlegungen hoffe ich, wird man in der Kenntniss und Heilung eines grossen und oft verkannten Uebels, immer weitere, wenn gleich wahr-

*) *Denn, wenn die Nervenkraft schlummert, um mich so auszudrücken, so schlummert auch z. B. die Absorption, welche doch hier zur Heilung erste Bedingniss ist* u. s. w.

wahrſcheinlich nur langſame, Fortſchritte machen können, ohne befürchten zu dürfen, daſs man vielleicht die Schritte wieder zurückthun muſs, die man im Verfolg einſeitiger und glänzender Hypotheſen und Syſteme zu raſch gethan hat.

Um nach geringem Vermögen, ſo viel möglich, zu dem beabſichtigten Endzwecke beyzutragen, folgt hier noch eine Liſte der Schriftſteller, welche über die Waſſerſucht der Gehirnhöhlen (nicht über die anderen Arten der Gehirnwaſſerſucht, denn dieſe gehören nicht in meinen jetzigen Plan), gute Bemerkungen mitgetheilt haben, welche freylich nur in ſo weit auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen kann, als ſolche eine kleine Privatbibliothek zu gewähren im Stande iſt, und aus welcher ich diejenigen Schriftſteller, der Kürze wegen, weggelaſſen habe, die ſchon im Verlauf dieſer Abhandlung angeführt ſind, aus welchen zuſammengenommen man ſich über den Gegenſtand derſelben, aber doch ziemlich genau, wird unterrichten können.

Auſser einer Stelle beym Hippokrates, woraus, wie gewöhnlich, deſſen Bekanntſchaft mit der Krankheit bewieſen werden ſoll (de morb. Lib. 2. ſect. V.), obgleich dieſelbe nur auf den ſo genannten Waſſerkopf mit Erweiterung der

 Suturen

Suturen geht, indem z. B. das Anbohren des Kopfs und die dadurch bewirkte Entleerung vom Waſſer vorgeſchrieben wird: und auſser einigen undeutlichen Ausdrücken von *Galen*, findet man die erſte lehrreichere Beſchreibung davon, mit Uebergehung des *Piſo* *), der eine Beobachtung an einem jungen Menſchen erzählt, an deſſen Kopfe man keine Geſchwulſt bemerkte, allein in den Gehirnhäuten und dem kleinen Gehirn viel Waſſer fand, von *Petit* (mém. de l'acad. roy. des ſcienc. 1718).

*) Part. 2. Sect. 4. c. 2.

5) Von der häutigen Bräune (angina membranacea).

Ein anderthalbjähriges Kind, von gutem gesunden Aeuſseren, wurde am 15. Sept. 1796 Nachmittags 5 Uhr, in *Braunſchweig* zu mir gebracht, weil es ſo kurzothig wäre, und einen Huſten ſchon gegen den achten Tag habe. Der heiſer-helle Ton deſſelben und die Aengſtlichkeit des Athemhohlens verriethen, nebſt andern Zeichen, eine häutige Bräune, ſo daſs ſelbſt ein anweſendes Frauenzimmer, welches in beträchtlicher Entfernung das Kind huſten hörte, mich fragte, ob dieſes nicht ein ſo genannter Kropfhuſten ſey. Indeſs wollte die Mutter von keiner Gefahr wiſſen, da das Kind, ihrer Meinung nach, mit dem Zahnen zu thun hatte, und bey gehöriger, vielmehr beförderter Leibesöffnung und ſonſtigem ziemlichen Wohlbefinden, noch in meiner Gegenwart zweymal ſie anlächelte und zu tändeln anfieng. Nachdem ich ihr aber den wahrſcheinlich nahen Tod des Kindes verkündigt, und die Urſache deſſelben in etwas begreiflich zu machen geſucht hatte, lieſs ſie es geſchehen, daſs noch denſelben Abend drey Blutigel an den Kehlkopf geſetzt, und darauf

ein Vesikatorium unten am Halse gelegt wurde. Innere Mittel gab ich nicht, da das Schlingen freylich nicht unmöglich, aber doch beschwerlich war (vermuthlich weil nun schon, wegen langer Dauer der Krankheit, die Organe des Schlingens per consensum litten), und ich ohnehin von ihnen in diesem Falle die schleunig nothwendige Hülfe nicht erwarten konnte, da schon der Puls sehr schnell und klein war u. s. w. Am folgenden Morgen wurde das geräuschvolle Athemhohlen immer beengter; ich gab ein Brechmittel aus zwey Granen weissen Vitriol in einer halben Unze Wasser, theelöffelweise zu nehmen, das aber nur Ansatz zum Brechen bewirkte, und um 1 Uhr Nachmittags war das Kind todt, zum grossen Erstaunen der Mutter und Umstehenden. Diesem Erstaunen, welches selbst einige Aufklärung über diesen, dem Anschein nach, so unerwarteten Todesfall wünschte, hatte ich es grossentheils zu danken, dass ich schon um 3 Uhr desselben Nachmittags, zwar nicht den ganzen Körper, aber doch wenigstens die Luftröhre, der Länge nach, öffnen und untersuchen durfte. Einen Fingerbreit etwa unter dem Larynx fieng ein schleimiges, faseriges Gewebe die innere Seite der, dem Anschein nach, nicht sehr entzündeten Luftröhre zu bekleiden an, und eine dünne ichoröse Materie, mit

Klümp-

Klümpchen käſichten Schleims darin, erfüllte dieſe bis zu den Lungen hin *).

Es iſt mir wahrſcheinlich, daſs man wohl manchmal dieſe dünne und gleichſam aufgelöſte Beſchaffenheit der käſichten Materie, als eine Wirkung der angewandten auflöſenden Mittel angeſehen hat. Vielleicht iſt dieſs mehr Folge der vermehrten Abſonderung, Durchſchwitzung, und gleichſam Zerarbeitung in den angeſtrengten Reſpirationsorganen, welche, je näher zum Tode, um deſto ſtärker ſeyn muſs. Beſonders muſs dieſe mehr flüſſige Materie angetroffen werden, wenn man, wie in dieſem Falle, die Sektion bald nach dem Tode vornimmt. Oder wird dadurch etwa die Meinung des Franzoſen *Chambon* **) begünſtigt (deſſen Beobachtung übrigens der meinigen ſehr ähnlich iſt), daſs es zweierley Arten von der häutigen Bräune gebe, eine ſymptomatiſche entzündliche, und eine urſprüngliche eiterige, welche beyde Arten dieſer Schriftſteller genau unterſchieden wiſſen will, und deſswegen Hrn. *Michaelis* tadelt, daſs er auf dieſen Unterſchied nicht genug Acht ge-

 geben

*) *Ganz ſo wie in der einen Beobachtung des Hrn. L. M. Lentin* (Beyträge S. 302.)

**) Hiſt. de la Soc. roy. de méd. 1782 et 1783. (*Abh. für prakt. Aerzte.* B. XV. St. 4.

geben habe? Ich denke, diese ganze Distinktion ist mangelhaft und unnütz, oder lässt sich nach der angegebenen Vorstellungsart der Sache ganz entbehren, eben wie die Freude des Hrn. *Chambon* über seine neue Entdeckung, die ihn ausrufen macht: "was soll man nun von den festen Häuten denken, welche manche Schriftsteller (bey der häutigen Bräune) gefunden haben, und welche eine Organisation, Blutgefäſse u. s. w. besitzen sollen?" Das Natürlichste wird seyn, davon zu denken, daſs der Verf. sie nicht gesehen hat. Wie dem aber auch sey, so ist so viel gewiſs, daſs die tödtliche Membran nicht immer eine regelmäſsige cylindrische Haut zu seyn braucht. Auch in dem eben erzählten Falle waren es nur gleichsam dünne platte Bänder (etwa wie Gelenke vom Bandwurm), welche nach mehreren Richtungen mit dünnerem Schleim dazwischen, die innere Fläche der Luftröhre gewissermaſsen umspannen und zum Theil auch ausfüllen: doch aber nicht völlig, denn es war die Oeffnung bey weitem nicht so ganz versperrt, daſs nicht noch Luft dieserwegen hätte durchdringen können. Freylich war dieſs nach dem Tode, wo die Zuschnürung wahrscheinlich schon zum Theil nachgelassen hatte. Es ist aber auch sehr begreiflich, daſs selbst bey der wahren entzündlichen häutigen Bräune (unter

ter welchem Charakter ſie bey uns am häufigſten vorkömmt), auch nach gebildeter Schleimhaut, eine Zuſammenſchnürung von dadurch bewirktem Krampf viel zur ſchnellern Tödtlichkeit des Uebels beytragen müſſe, wenn gleich dieſe fremde Membran nicht allen Zugang der Luft verſperrte. *Ruſh* nahm bekanntlich zuerſt bloſs einen Krampf als Urſache dieſer verderblichen Krankheit an, ſah aber doch hernach ſeinen einſeitigen Irrthum ein, und brachte nun durch ſeine Beobachtungen der Wiſſenſchaft den Vortheil, daſs man die freylich diſtinkt abgeſonderte Gattung eines andern ähnlichen Uebels, das ſo genannte millariſche Aſthma (denn dieſes war die von ihm beſchriebene Krankheit), um ſo genauer kennen lernte. Glücklicher Weiſe kann ich, da ich einmal die Geſchichte der Krankheit berührt habe, völlig der Mühe überhoben ſeyn, über dieſe verderbliche, und ſicher immer noch häufige Verwechſelung zweyer groſser Kinderkrankheiten, etwas anzuführen, ſeitdem Hr. L. M. *Wichmann* dieſes Thema in ſeiner bekannten Manier abgehandelt, und denen, die in dieſer wirklichen verwirrenden Dunkelheit ſehen können, oder wollen, ein ſehr helles Licht aufgeſtellt hat *). Wie oft aber mögen

*) *Ideen zur Diagnoſtik*. B. 2.

dennoch diese Arten von Bräunen (wenn man das millarische Asthma eine kramfige Bräune nennen will) unter sich und unter ihren verschiedenen Gattungen verwechselt seyn und noch verwechselt werden? Von dieser Verwechselung der vermeinten Arten des so genannten Kropfhustens unter sich, kann man sich wirklich durch keine lehrreichere Beyspiele unterrichten, als welche *Bayley* *) giebt, und die ich nur den Hauptsachen nach hier kurz anführen will. "Der erste Kranke dieser Art, heisst es, den „ich zu besorgen hatte, war ein Kind von vier „Jahren, welches engbrüstig war. Einige Tage „vorher, ehe man mich rufte, war das Kind „sehr hinfällig geworden, und hatte einen sehr „heftigen Husten. Ich liess ihm zur Ader, legte „auf die Gegend der Kehle ein grosses Blasen„pflaster, und gab ihm innerlich das Kalomel „und antiseptische Mittel. Das Kind starb nach „36 Stunden *an dem ersten Anfall von Erstik„kung*. — Ein anderer ähnlicher Fall hatte einen „eben so schlimmen Ausgang. *Man fand bey „der Oeffnung den Schlund mit einem dünnen „aschfarbigen Schleime bedeckt*, der weiche Gau„men war geschwollen und blau, und die Luft„röhre

*) Lond. med. Journ. 1781. *Abh. für prakt. Aerzte.* B. 7. St. 2.

„röhre mit einer zähen und weislichen Haut „überzogen, welche, ſo wie ſie ſich aus dem „Stamme der Luftröhre in die Aeſte dieſes Ka- „nals hineinzog, ihre Konſiſtenz veränderte, und „zuletzt bloſs zu einem zähen Schleim wurde. — „Ein drittes Kind, welches drey Tage zuvor mit „einer fauligen Bräune befallen wurde, ſtarb „am 7ten Tage. In den letzten Tagen war das „Athemhohlen ſehr unterbrochen, die Stimme „ſehr heiſer und laut, das Geſicht war nicht „aufgeſchwollen, und die Droſſeladern waren „nicht vom Blut ausgedehnt. Bey der Oeffnung „ſahe der ganze Hals wie ein an einander hän- „gendes Geſchwür aus; die Mandeln waren zer- „ſtöret, und der weiche Gaumen in eine Borke „verändert. *In dem Larynx und der Luftröhre „ſahe man nichts Widernatürliches.*" — Hier iſt offenbar in den drey Fällen von drey verſchiedenen Uebeln die Rede. Im erſten Fall war das Uebel höchſt wahrſcheinlich krampfhaft, denn das Kind ſtarb am *Anfall von Erſtickung*. Auch wurde die Leichenöffnung nicht gemacht. Der zweyte Fall war eine wahre häutige Bräune, und der dritte eine faulige Bräune. Der Verf. ſagt ſelbſt: "Da ich die beyden letzen Leichenöffnungen mit einander verglich, ſo fand ich, daſs die Aerzte wahrſcheinlich das heiſere Geräuſch der Stimme bey der fauligen Bräune, mit

mit der lauten Heiſerkeit und pfeifenden Stimme bey der fauligen Luftröhrenbräune (angina trachealis) verwechſelt haben." Nachher aber ſchlägt er ſich den *fauligen* Charakter des letztern Uebels ganz aus dem Sinne, und heilt in verſchiedenen erzählten Fällen, mit der entzündungswidrigen Methode und dem verſüſsten Queckſilber, glücklich. So viel ſieht man aber deutlich, und ſo viel iſt gewiſs, daſs eine ſchreckliche Verwirrung nicht allein in der Benennung und Bezeichnung, als auch ſelbſt in der Heilung dieſer verſchiedenen Bräunen und Krankheiten der Reſpirationsorgane, Statt gefunden hat und noch Statt ſindet. Die Urſache iſt wohl hauptſächlich in dem Umſtande zu ſuchen, daſs die meiſten dieſer Uebel erſt in neuern Zeiten beſonders bemerkt ſind, und dann, daſs ſie nur meiſt an Kindern beobachtet werden können. Dieſe Verwirrung betrifft aber hier nicht allein Namen, und iſt keinesweges gleichgültig, da nach der Natur der Sache die Mittel, welche einen entzündlichen Zuſtand haben, nicht ſo einem krampfhaften angemeſſen ſind, ſo wie denn auch Hr. L. M. *Wichmann* ausdrücklich erinnert, daſs in dem krampfigen millariſchen Aſthma der *Moſchus* das beſte Mittel ſey, hingegen in der häutigen Bräune, die von Hrn. L. M. *Lentin* hauptſächlich ausgeübte

und

und empfohlne Methode der örtlichen Blutausleerungen, der Blasenpflaster, des Einreibens der Quecksilbersalbe, und der zur rechten Zeit gebrauchten Brechmittel u. s. w., den meisten Beyfall verdiene. Auch kann und wird diese Methode selten fehlen, sobald sie frühzeitig angewendet wird, weil sie der pathologischen Natur der Krankheit angemessen ist. Noch jetzt verwahrt Hr. Hofrath *Blumenbach* ein, ihm von Hrn. *Lentin* übersandtes Stück Crusta pleuritica, welche von dem Blute genommen ist, das einem an der Angina membranacea leidenden Kinde, durch Blutigel abgezogen wurde, und welches fast so fest wie ein braunes Leder ist. Es ist auch nicht wohl möglich, dass ohne vorhergegangene Entzünaung sich eine solche fremde Haut bilden sollte, da bekanntlich nur ein Zustand von Entzündung, d. h. von erhöhter Lebenskraft und vermehrtem Zufluss der Säfte, das Ausschwitzen und Bilden der (plastischen) Lymphe, in allen Fällen und an allen Orten der thierischen Maschine begünstigt, ja erst möglich zu machen scheint. Wollte man sich also *hier* durch die Idee von Krampf verleiten lassen, krampfhafte Mittel anzuwenden und die entzündungswidrigen zu versäumen, so würde man sicher zu dem Bekenntniss des *Cullen* gebracht werden, dass der Gebrauch antispasmodischer

Mittel

Mittel nicht den geringſten Nutzen geſchafft habe *). *Cullen* ſcheint aber auch Recht zu haben, wenn er meint, daſs bey der häutigen Bräune der Tod oft durch eine krampfhafte Zuſammenziehung der Stimmritze verurſachet wird. Ich möchte noch hinzuſetzen: ehe ſelbſt eine vollſtändige ſchleimige Membran gebildet iſt. Es brauchen nur einzelne Filamente zu ſeyn (etwa wie in meinem eben erzählten Falle), die ſich hie und da an die innere Luftröhre befeſtigen, und dieſe, die ohnehin ſchon von einem entzündlichen Reize leidet, zu krampfhaften Zuſammenſchnürungen reizen. Man vergleiche hiermit was *Richter* **) bey Gelegenheit der angina inflammatoria laryngea ſagt, wobey er über die Nothwendigkeit der Bronchotomie redet. "Die Gefahr der Erſtickung, ſagt er, rührt hier von einer Verengerung, ja gänzlichen Verſchlieſsung der Glottis her. Dieſe aber iſt nicht ſowohl einer Anſchwellung der entzündeten Theile, als vielmehr einer krampfhaften Zuſammenſchnürung derſelben, der unmittelbaren Folge des Entzündungsreizes, zu zuſchreiben". Gerade dieſs kann auch oftmals bey der häutigen Bräune Stadt finden, aber deſswegen erfordert

*) *Anfangsgr.* Th. I. S. 212. *Deutſche Ausg.*

**) *Anfangsgr. der Wundarzneyk.* B. 4. S. 227. — S. auch *Michaelis* de angina polypoſa. S. 77.

dert das Uebel wegen ſeiner Grundurſache, hauptſächlich örtliche Blutausleerungen und andere ableitende und zertheilende Mittel, und es darf hierbey gar nicht die Rede von krampfſtillenden Mitteln ſeyn, welche aber für das andere dem Anſchein nach ſo nahe verwandte groſse Uebel, das millariſche Aſthma gänzlich aufgehoben werden müſſen, zuvor aber freylich die Diagnoſis des Falls richtig gefaſst ſeyn muſs, welche aus der Erfahrung und aus dem angeführten *Wichmannſchen* Werke zu nehmen iſt *). Da ich mich eben keiner weitern Erfahrung

*) Ich habe geſehen, daſs man einer Kranken, welcher ein hoher Grad von Lungenentzündung (der auch, trotz der nachtheiligen, augenblicklich erleichternden Aderläſſen, in Eiterung übergieng), Erſtickung drohte, nichts weiter rieth und gab, als Pulver aus Baldrian und Zinkblumen, *weil man etwas Krampfiges vermuthete.* Freylich war der, der dieſs that, ein Chirurgus von gewöhnlicher Art, die unberufen, aber auch ungeſtört der Therapie Schande genug machen: aber ich wollte auch nur mit Anführung eines ſolchen Beyſpiels, die gewiſſermaſsen zu altklug ausſehende Umſtändlichkeit entſchuldigen, womit ich wiederhohlt auf die nöthige Unterſcheidung zweyer wichtiger und noch immer nicht zu viel beſchriebener Kinderkrankheiten aufmerkſam gemacht habe.

fahrung über die Heilart der häutigen Bräune rühmen kann, einen Fall ausgenommen, den ich in den ersten Zeiten meiner medizinischen Studien, durch die Güte des Hr. Leibmedikus *Lentin*, zu sehen bekam, und wobey der bemerkte Ton des Hustens mir wahrscheinlich die Diagnosis des hier erzählten Falles, wenn gleich nach dieser ziemlich langen Zwischenzeit nur in dunkeler Reminiscenz, sehr erleichterte, so kann und will ich mich auch nicht weitläuftiger über die verschiedenen vorgeschlagenen Heilmethoden auslassen, zumal da wir wirklich im Besitz einer sehr guten sind, und uns nur mehr die Diagnosis und frühe Behandlung, als die Menge der Heilarten Noth ist. Indessen darf ich nicht läugnen, dass, wenn einmal die Membran, mehr oder weniger, gebildet wäre, ich nach gehörig angewendeter antiphlogistischer Methode, einiges Zutrauen zu der Anwendung warmer Dämpfe, etwa vermittelst der mudgeschen Maschine, oder auch nur eines Schwammes, haben würde, um die Theile zu erschlaffen, und die Ablösung und Ausstossung der Haut zu erleichtern. Besonders dürfte der angeführte Rath von Nutzen seyn, wenn sich wirklich etwas mehr krampfiges (vermöge der Körperkonstitution, der Epidemie u. s. w.) wahrnehmen liesse, versteht sich aber mit Rück-

sicht

ſicht auf die etwa nöthigen topiſchen Blutausleerungen, um nicht Kongeſtionen und Verſchwellungen der Theile zu vermehren. *Sherwin* verſichert, in einer gefährlichen Verſtopfung der Luftröhre, wie er es nennt, bey welcher ſich manche der häutigen Bräune eigene Symptome fanden (obgleich er ſelbſt ſo beſcheiden iſt zu geſtehen, daſs ſein Fall, der lange dauerte und glücklich ablief, nicht als eine wahre Bräune mit einer widernatürlichen Haut in der Luftröhre angeſehen werden könnte), er verſichert, ſage ich, hierbey groſsen Nutzen von der Einathmung der mudgeſchen warmen Dämpfe bemerkt zu haben, nach deren Gebrauch etwas aus dem Halſe ſich losgab (wahrſcheinlich Schleim in der Luftröhre), welches der Kranken zuweilen ein ſo ängſtliches und raſſelndes Athemhohlen verurſacht hatte, daſs die Leute auf der Straſse darüber zuſammenliefen. Da er nun ebenfalls die erwähnte häutige Bräune, als von einer krampfigen Zuſammenziehung der Stimmritze abhängig anſieht (alſo ebenfalls offenbar, wie auch nachher noch klarer wird, dieſes Uebel mit dem millariſchen Aſthma verwechſelt), ſo meint er, müſsten die warmen Dämpfe hier von auſserordentlichem Nutzen ſeyn. *Michaelis* traut, beſonders auf das Anſehen des *Home*, *Crawford*, *Bergius*,

 Salo-

Salomon u. a. den Eſſigdämpfen viel zu. Die Reſpirationsorgane wären darnach feuchter, und das Aufhuſten eines zähen Stoffes bewirkt worden *).

Ob die neuerdings angeprieſene Methode des Engländers *Thornton*, die häutige Bräune durch die Einathmung von Stickgas zu heilen, ein wahrer Gewinn für die Wiſſenſchaft, oder eine (damals) neumodiſche Erfindung aus der pnevmatiſchen Medizin ſey, vermag ich nicht zu beſtimmen. Nach dem Einathmen dieſes Gas ſoll ſich der ſchnelle Puls um 20 Schläge in der Minute vermindern **).

Uebrigens bin ich überzeugt, daſs ſowohl oft da das Uebel verkannt und überſehen wird, wo es wirklich ſich ſindet, als auch manche ſo genannte Kropfhuſten geheilt werden, wo keine ſind, alſo die Eltern des huſtendes Kindes und der Hausarzt mit ihnen, oft im Grunde keine andere Freude haben dürften, als den Kranken von einem böſen Huſten gewöhnlicher Art befreyet zu haben. Indeſſen iſt hier frey-

*) S. 208.

**) *J. Townſend's Anweiſung für angeh. Aerzte* (nach *Cullen*) überſ. Leipz. 1796. — (*Salzb. med. chir. Zeit.* 1796. Nr. 73.)

freylich in den allermeiſten Fällen beſſer zu viel als zu wenig gethan, und da es immer Aerzte giebt, die das (zuweilen ſehr undeutliche Eccho) von andern ſind, ſo ſollten alle dieſe nur ſich immer mehr bemühen, die von Meiſtern der Kunſt gegebenen richtigen und deutlichen Zeichnungen dieſes Uebels ſich ſo einzuprägen, daſs hier weder ſo oft eine traurige Verwechſelung, noch ein unnöthiger blinder Lerm Statt fände.

 6)

6) Vom Nutzen der Gratiola, besonders in der Melancholie.

Die hülfreiche Anwendung dieses schätzbaren Arzneymittels in dem genannten Krankheitszustande, die, ob zwar schon von älterem Datum, durch die neueren Beobachter (z. B. *Lentin* in *Hufelands* Journal d. prakt. Heilk. B. I. S. 71. auch in mehreren Bänden eben dieses Journals von andern) unzweifelhaft bestätigt ist, habe auch ich zu erfahren Gelegenheit gehabt. Hier nur einige Fälle, wovon ich den ersten mit Fleiss weitläuftig erzähle, da er ein an sich nicht uninteressantes Beyspiel der Krankheit überhaupt abgeben kann.

Am 13ten April 1797 Abends 9 Uhr wurde ich noch zu einem Schustergesellen im hiesigen (traurigen Krankenhause gerufen, der, nach der Angabe der Krankenwärterinn, nicht hörte und spräche, stockstill stände und sässe wo er wäre. Ich fand ihn eben von der Reise gekommen, aus der Herberge dorthin getragen. Nach der Beschreibung dachte ich auf eine Katalepsis, sahe aber bald, dass es eine. wahre Melancholie war. Der Kranke hatte ein scheues, stieres, mattes

tes Angeſicht, mit ſehr weitem Augenſtern, ſein Puls ſchlug ziemlich voll, und es war durchaus kein Wort aus ihm heraus zu kriegen, ſo wenig wie man ihm etwas beybringen konnte, auſser etwas Thee, welchen er mit Mühe durch den wenig eröffneten Mund hinunterſchluckte. Sein Athem war mehr ſchnaubend. Da nichts mit ihm anzufangen, auch nichts über ihn weiter zu erfahren war, auſser daſs er in eben dem Zuſtande am Thor von der Wache angehalten, und nach der Herberge gebracht wäre, lieſs ich nur auf die Nacht 8 Gran Brechweinſtein und 12 Gran Extr. hyoſcyam. in einer Unze Aqua menth. auflöſen, und davon theelöffelweiſe geben. Am andern Morgen hatte er ungefähr zwey Drittel der Portion eingenommen, aber mit Widerwillen und nur mehr durch Liſt dazu gebracht. Ich lieſs darauf 2 Pulver, jedes mit 4 Gran Brechweinſtein kurz nach einander geben, aber ohne daſs Wirkung nach oben oder unten erfolgte. Am Nachmittag nahm er noch 2 Doſen, jede von einem halben Skrupel, aber ohne Erfolg. Er lag immer ſtockſtill vor ſich hin. Den folgenden Morgen nahm er in 3 Doſen, jede von 15 Gran, ohne Wirkung. Nun aber erfuhr man von ſeiner bis dahin verheimlichten Geſchichte noch Folgendes. Er ſei nämlich, bey ſeiner Ankunft

 auf

auf der Herberge, von ſeinen Mitgeſellen, die nichts aus ihm zu machen gewuſst, mit Gewalt gezwungen worden, etwas von ſich hören zu laſſen, auf den Bauch über den Tiſch gelegt, und derbe auf dem Hintern mit Rohrſtöcken geprügelt, auf welche Anmahnung er zwar gewinſelt, aber nicht geſprochen. Nunmehr habe man ihn aber, nach dieſem vergeblichen, wie man gewiſs fühlte, unverantwortlichen Betragen, ſtillſchweigends los zu werden geſucht, und als einen neu angekommenen Kranken ins Krankenhaus gebracht. Da alles dieſes ruchbarer geworden, wurde ich von Obrigkeitswegen um eine Beſichtigung des Menſchen erſucht. Ich fand den Hintern mit grün und gelben Flecken bedeckt und merklich geſchwollen. Nunmehr erklärte es ſich auch zum Theil ſchon, warum der Menſch durchaus nicht hatte ſitzen wollen, und überhaupt ſo ſehr miſstrauiſch und widerſetzlich war. Sein Puls, der den erſten Abend, wie ich ihn ſahe, voll und hart geweſen war, und mich beynahe zu einer Aderlaſs verleitet hätte, war nun alle dieſe Zeit her ſehr unterdrückt und langſam. Er genoſs weiter nichts als etwas Kaffe und kaltes Waſſer. Auch hatte er zuerſt geſtern den ſo lange angehäuften Urin, in groſser Menge gelaſſen.

Nachdem

Nachdem nun alle diese gewifs nicht unbeträchtlichen Gaben Brechweinstein (auf dessen Güte ich mich verlassen konnte) gerade *nichts* gewirkt hatten (auch ein Vesikatorium nicht, was man ihm, am Freytag im Nacken gelegt hatte, wovon er aber, so oft er konnte, den Verband abrifs), versuchte ich, ihm Klystiere von dem abgekochten Kraute der Gratiola geben zu lassen, was ich schon längst gern gethan haben würde, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dafs bey dem Versuch der Applikation, eine widrige Ideenassoziation der vorher erlittenen groben Behandlung an den dabey interessirten Theilen, wieder rege werden möchte. Es wollte aber auch durchaus mit den Klystieren nicht gelingen. Ich liefs also wieder 2 Dosen Brechweinstein, jede von einem halben Skrupel, am Morgen in kurzen Zwischenräumen geben. (Steigen wollte ich nicht mehr mit der Gabe, weil ich zu viel Tumult befürchtete, wenn endlich vielleicht alles auf einmal in Bewegung käme). Aber man bemerkte auch noch keine Veränderung irgend einer Art, aufser dafs der Kranke einen Zwieback mit Kaffe genossen hatte. Beym Hinfassen eines anwesenden Soldaten auf die Blasen des Spanischfliegenpflasters hatte er, ach Gott! gerufen. Ich liefs am Abend um 7 Uhr wieder ℈j Tart. emet. nehmen, und um 8 Uhr

eben ſo viel. Da ich zugleich den Puls beſonders matt und langſam fand (höchſtens 40 — 50 Schläge in der Minute), verordnete ich, dem Kranken einige Gläſer Wein allmälig zu reichen, indem wohl mehr wie wahrſcheinlich war, daſs die Krankheit an ſich, die Beſchwerlichkeiten der Fuſsreiſe, hernach der deprimirende Eindruck der Schläge, und die faſt vollkommene Enthaltnng von Speiſen, den Körper und ſeine Reaktion ſo ſehr geſchwächt hatten, daſs keine gehörige Einwirkung der Mittel erwartet werden konnte. Am andern Morgen hatte er etwas harte Faeces ausgeleert (er war von ſelbſt zum Nachtſtuhl gegangen), es hatte ihm im Leibe ungemein gepoltert, und er war ſehr unruhig geweſen. Einen anweſenden Kompagnie-Chirurgus hatte er auch die Zunge gewieſen, auch ihm den Arm zum Pulsfühlen hingehalten (aber keinem andern). Sein Puls war erhobener und ziemlich weich. Er nahm nun, da keine Wirkung weiter ſich zeigte, am 17ten wieder 2 Doſen Brechweinſtein, jede zu einem Skrupel, ohne den geringſten Erfolg. Doch ſprach er hin und wieder etwas. Der ſchnaubende Athem, den er ſonſt hatte, mit Bewegung der Naſenflügel und ſichtbaren Klopfen der Karotiden war auch beſſer. Er hatte hernach ſein Felleiſen ſelbſt ganz ruhig gepackt, ſich

ſich angezogen und fort wollen. Man nahm es ihm ab und legte es hinter den Ofen, worauf er ſich ebenfalls aus der Kammer hinter den Ofen verfügte und ſich ruhig daneben ſetzte. Am 19ten lieſs ich ihm, halb mit anſcheinender Gewalt (3 Soldaten mit furchtbaren gezogenen Degen hinter ihm) halb mit Gutem, Folgendes nehmen (denn alle Hoffnung, ihn mit Brechweinſtein allein zu rühren, gab ich auf): ℞. Extr. Gratiol. ʒij. Solv. in Aqua Menth. Spirit. ℥iij. S. alle Stunde ½ Taſſe voll. Nur ungefähr einen Eſslöffel voll hatte er weggeſpieen, das Uebrige regelmäſsig genommen: um 1 Uhr das letzte. Aber um 6 Uhr Abends war noch nichts erfolgt. Doch war der Kranke heute ziemlich ordentlich, hatte gegeſſen und getrunken, auch über ſeinen Zuſtand zu andern ſich ausgelaſſen: daſs er in Uelzen, 5 Meilen von hier, noch wohl geweſen (blödſinnig war er wohl immer geweſen) und erſt auf der Reiſe von daher befallen ſey. Auf die Frage aber, womit? blieb er ſtille. Er hatte auch einandermal geäuſsert, was man ihm ſo viel Arzney nehmen lieſse, er ſey ja nicht krank und dergl. Sein Puls war erhobener, der Leib weich, nicht aufgetrieben. Wärme auch natürlich. Nur hatte er ſeit etwa 48 Stunden kein Waſſer gelaſſen. Die Zunge bekam ich heute ein wenig zu ſe-

 hen,

hen, welche, wie auch der Chirurgus versicherte, rein und *feucht* war. (Also doch kein, wenigstens nicht auf der Zunge merkbarer, Krampf. Warum wirkten denn aber die ungeheuern Dosen nicht, welches man doch gewöhnlich einem Krampfzustande zuschreibt)? Endlich machte ich den Nachmittag folgende Verordnung, von der ich nicht weiss ob sie je kühner gemacht worden: ℞. Extr. Gratiol. ℥j. Solv. in Aqua Cinam. s. v. ℥iv. S. alle 2 Stunden $\frac{1}{2}$ Tasse voll. Nachdem der Kranke dieses bis beynahe auf die Hälfte genommen, erbrach er sich Nachts 1 Uhr einmal, und gab auch einmal durch den Stuhlgang harte Stücken, mit einem gelben Brey vermischt, von sich. Er befand sich nun auch besser, ausser ungemeinen Leibschmerzen (bey welchem allen sein Puls aber nicht irritirt war). Am Morgen desselben Tages ass er auch einen Hering, den ich ihm schon gerne längst beygebracht hätte, wornach er ungemein viel trank. Tages über erfolgten nun keine Ausleerungen mehr, obgleich er noch einige Löffel voll von obiger Mischung nahm, aber in der folgenden Nacht nach zwey, nun doch ziemlich gütlich genommenen Klystieren, ein zweymaliger, schwarzer, stinkender Stuhlgang. Nachmittags war er mit einigen seiner Nebengesellen spatzieren gegangen,

gen, hatte auch, indem dieſe ihm ihr Beyleid über ihre vorherige kräftige Behandlung bezeugten, geweint, auch während dem Gehen ſich wieder erbrochen.

Den folgenden Tag wünſchte ich doch, ihn einmal in ſeiner verbeſſerten Laune zu ſehen. Ich muſste aber eine kleine Liſt anwenden, weil er gegen mich immer am ſcheueſten und feindſeligſten ſich zeigte. Ich ſchickte die Krankenwärterinn vorher hinein, die ſich auf ſein Bette ſetzte, und ihn durch allerley ſcherzhafte Zureden zum Lächeln brachte, worauf ich ebenfalls plötzlich vor ihm trat, ihn dadurch mitten im Lachen unterbrach, aber doch nicht ganz aus der Faſſung brachte, indem er ſich bald wieder in eine ernſthafte ſtille Stimmung zwang. Doch brachte ich es, durch das Hineingehen in dieſe lächerliche Stimmung, ſo weit, daſs er merklich das Lachen verbeiſsen muſste. Aber Rede kriegte ich nicht aus ihm heraus, ſo wenig als er mir die Zunge zeigte. Ich lieſs ihn nun nehmen: Extr. Gratiol. ℥ß. Solv. in Aqua Cinamom. ſ. v. ℥iv. adi. Mel. desp. ℥j. S. täglich 3 mal ½ Taſſe voll. Hiervon nahm er am

22ten zweymal, wornach er einige Ausleerungen bekam, auch im Ganzen verſtändig war, nur

nur gegen mich ſtille. Doch zeigte er mir am folgenden Tage, auf ſehr ernſthaftes Zureden, die Zunge etwas, die feucht und rein war. Man konnte ihm nun mit guter Manier keine Arzney mehr beybringen. Er war immer ſtill für ſich weg, ſprach nur zuweilen, gieng aber mit andern ſpatzieren und begieng nichts Närriſches. Am

27ſten macht er früh Morgens die Hausthür leiſe auf, ehe noch jemand im Krankenhauſe aufgeſtanden iſt, und geht angezogen hinaus. Man ſucht ihn bald vergebens. Endlich erfährt man, daſs er aus dem Thor gegangen, und hohlt ihn einige Stunden darnach auf einem 2 Stunden von der Stadt entlegenen Dorfe ein, wo er, wie auf andern Dörfern des Weges, gefochten (gebettelt) hatte. Seinen Mantelſack, den man, um vor ſeiner gefürchteten Entweichung ſicher zu ſeyn, auf dem Boden verſteckt hatte, hatte er richtig ausgeſpürt und mitgenommen. Er beklagte ſich, da man ihn einhohlte, daſs man ihn feſthalte, da ihm doch nichts mehr fehle, er auch niemanden etwas zu leide gethan. (Alſo Furcht, Scheu und Miſstrauen war der Charakter dieſer Melancholie, nicht Bosheit oder Tücke.) Er kam aber wieder mit zurück, und ſaſs, mit dem Hut auf dem

dem Kopf, wieder ſtill vor ſich hin, ohne zu reden. (Tags zuvor hatte er noch den Reſt der Gratiolamixtur nehmen müſſen, wornach er viel gebrochen, auch abgeführt hatte). Doch ſchien ihm ſein Spatziergang gut bekommen zu ſeyn, ſo wie derſelbe ſchon ein Zeichen ſeines, ſo weit ſichs thun lieſs, wieder hergeſtellten Verſtandes war. Er blieb zwar ſtill und timide, lieſs aber doch ferner keine Spur von verwirrtem Gebrauch ſeiner Sinne oder Verſtandeskräfte blicken, aſs und trank, hatte regelmäſsige Ausleerungen, unterhielt ſich im Geſpräch, beſonders mit gewiſſen Perſonen. Er nahm keine weitern Arzneyen, da ſeine Imbezillität mir mit ſeinem ganzen Temperamente verwebt, alſo, wenigſtens in der Zeit, unheilbar zu ſeyn ſchien.

Am 8ten May muſste er noch mit denen, die ihn auf der Herberge geſchlagen hatten, ins Gericht, wo auch ich mein Gutachten über den Antheil geben ſollte, den die erlittene Behandlung an ſeinem Uebel gehabt haben könne. Dieſs fiel dahin aus, daſs der Menſch zwar allerdings vorher, ehe er geſchlagen, ſchon krank geweſen, durch dieſe unerwartete unfreundſchaftliche Behandlung aber (welche ſeine Kameraden damit entſchuldigen wollten, daſs ſie geglaubt, der Fremde ſey ein Spion aus Uelzen,

mit

mit dessen dortigen Schusteramte sie damals in Streit waren, der sie aushorchen, und also selbst nicht reden wollen!!), sein stiller scheuer melancholischer Zustand keinesweges gebessert, sondern nur mehr befestigt sey. Es wurden ihnen also die Arzney- und Alimentationskosten zuerkannt (die sich allein für Brechweinstein, ich glaube, auf einige Thaler beliefen). Die eigentlich wohlverdiente Ahndung für den unverständigen Muthwillen wurde für diessmal erlassen.

Rechnet man die Dosen des Brechweinsteins zusammen, so ergiebt sich, dass dieser Kranke in nicht vollen fünf Tagen an 160 Gran dieses Mittels, ohne merkliche Wirkung, genommen hatte. (Auf der Herberge schon hatte ihm ein anderer Arzt 4 Gran gegeben, wie ich nachher erfuhr.) Wo blieb diese ungeheure Menge Brechweinstein? kann man billig fragen. Durch welche Macht ward ihre Wirkung gebunden, und das Mittel selbst zersetzt, welches doch wahrscheinlich ist, da es doch sonst nachher, nach wiederhergestelter Akzion der Eingeweide, gewirkt haben würde? Dass freylich der Brechweinstein hier am Ende etwas wirkte und änderte, ist deutlich, aber hauptsächlich setzte doch die Gratiola, in den oben genannten enormen Dosen gegeben, die angefangene Operation,

durch

durch welche ich wahrſcheinlich ſchon früher Beſſerung geſchafft haben würde, wenn ich nicht, aus einer Art von gereiztem Eigenſinn, mit dem einmal angefangenen Brechweinſtein hätte durchdringen wollen. — Doch genug von dieſem eigentlichen casus rebellis. Das Subjekt deſſelben wanderte bald darauf nach *Hamburg*, wo er, wie man mir erzählte, im dortigen Peſthofe wieder hat aufgenommen werden müſſen. Die Reizverſtimmung des Unterleibes, die wir hier durch ſtarke Reize temporär hoben, ſchien alſo wirklich etwas Habituelles zu ſeyn.

Ein Mädchen von 16 Jahren war ſeit einiger Zeit unklug, aber dabey ſehr lebhaft, ſprach und las beſtändig, erzählte Geſchichten, ſchimpfte ihre Eltern (die ſie auch nicht gut behandelten, z. B. eben wegen dieſes Schimpfens ſchlugen), und auf andere Perſonen. Sie war von zartem Körperbau, rothem Geſicht, und der Puls ſchlug ſchnell, aber unterdrückt. Der Leib war hartnäckig verſtopft. Schon vor einem Jahre hatte ſie einen ähnlichen Zufall, wie die Mutter meinte, nach einem vielleicht zu früh vertriebenen kalten Fieber. Ich gab ihr eine Auflöſung von 3 Quenten Salmiak, einem Skrupel Gratiolaextrakt, und 3 Gran Brechweinſtein in 8 Unzen Waſſer, halbe Taſſenweiſe zu nehmen.

men. Da keine Ausleerungen erfolgten, ſtieg ich mit dem Brechwein auf 8 Gran und mit dem Extrakt auf 3 Quenten in derſelben Miſchung, wornach nur Uebelkeit und einige Stühle erfolgten. Indeſs wards beſſer von Stund an. Der Puls ſchlug erhobener und weicher, und die Kranke ward nach fortgeſetztem Gebrauch der Mittel, welche nachher mehrere Ausleerungen bewirkten, völlig geſund, wie ich ſie denn auch lange nachher ſo gekannt habe.

Ein alter Schiffknecht, der immer ſtill und dumm vor ſich hin war, aus Gram über eine ausgeſtandene Gefängniſsſtrafe, fieng, um die anhaltende Leibesverſtopfung zu haben, nach meiner Vorſchrift mit 2 Drachmen Extr. Gratiol. in Aqua Cinamom. ſ. v. ℥iv. alle 2 Stunde Eſslöffelweiſe an: woran keine Wirkung erfolgte. Darauf eine halbe Unze in derſelben Quantität Waſſer alle 2 Stunde zu einer halben Taſſe voll, wornach erſt bey der zweyten Kontinuation häufige leimichte Stühle erfolgten, mit anſehnlichen Leibſchmerzen und Beſſerung des Zuſtandes. Leibſchmerzen, die auf den Gebrauch von Mitteln erfolgen, ſind bey Melancholiſchen immer ein gut Zeichen. Sie zeigen die wiederhergeſtellte Empfindlichkeit an, der Eingeweide wenigſtens, und helfen auch durch ihre

Ein-

Eindrücke auf das ſenſor. commune den Kranken wieder zu ſich zu bringen. Daſs überhaupt die meiſten, in der Melancholie und Manie hülfreichen Mittel dadurch hülfreich werden, daſs ſie entweder den Unterleib von fremden Stoffen, oder, was in den meiſten Fällen der Sache mehr auf den Grund zu kommen ſcheint, von einem widernatürlichen Zuſtande der Reizloſigkeit befreyen, bedarf keines Beweiſes, und auch in dieſer Hinſicht nur darf man hier wohl der Gratiola beſonders wirkſame Eigenſchaften beylegen, da ſie als ein toniſches Draſtikum wirkt, das, auch in gröſsern Gaben angewandt, nicht die ſchwächenden Wirkungen vieler andern Brech- und Purgiermittel nachläſst. So vorſichtig man in den meiſten Fällen mit dem Extrakt des genannten Mittels (welches ich gewöhnlich brauche) ſeyn muſs, und daher am beſten mit einzelnen Granen anfängt, ſo dreiſt kann und muſs man oft damit werden, wie auch die vorſtehenden Beyſpiele beweiſen, denen ich noch mehrere ähnliche, beſonders über den Nutzen der Gratiola in alten Geſchwüren (namentlich der untern Extremitäten) beyfügen könnte *).

*) Ein wirklich auffallendes Beyſpiel von dieſer letztern Wirkſamkeit (die ſich aber gewiſs keinesweges auf dunkle oder ſpeziſiſche, ſondern auf die den Unterleib aufräumenden Eigenſchaften der Gratiola gründet), habe ich im *Loderſchen* Journal der Chirurg. (B. I. St. 4.) bekannt gemacht, wobey ich freylich bedaure, daſs anderthalb Jahr nach der dort angegebenen Heilung, ich die, aber nur unbeſtimmte, allgemeine Nachricht erhalten habe, daſs der Schade aufs Neue übel ſey.

7) Vom Nutzen des Queckſilbers in der (ſo genannten) falſchen Peripneumonie (Peripneumonia notha).

Der Engländer *Hamilton* hat, unter den neuern Schriftſtellern beſonders, die Anwendung des Queckſilbers in Entzündungskrankheiten empfohlen. Mit dieſem Ausdrucke, ſo wie mit der darauf gegründeten Empfehlung iſt aber, leider! ein ungeheurer Miſsbrauch getrieben worden. Man hat ſich den Kopf über die Erklärungsart dieſes Phänomens zerbrochen, ſtatt daſs man nur genauer hätte unterſuchen ſollen, was denn eigentlich für ein Phänomen gemeint ſey *), und da würde man gefunden haben, daſs bey keinem Zuſtande *wahrer* Inflammation, und übermäſsigen Robur, ſondern nur bey ſo genannten entzündlichen Zufällen und Stockungen, mit Schwäche oder verminderter Erregbarkeit, das Queckſilber Nutzen, und zwar ſehr groſsen Nutzen, leiſten könne.

Die genaueren Bedingungen und Umſtände der Anwendung ſind nach meiner Beobachtung folgende.

Es

*) Wie man auch hin und wieder, z. B. im Journ. der Erfind. u. ſ. w., gethan hat.

Es ist bekannt, dass diese so genannten falschen Lungentzündungen bey uns vorzüglich im Anfange des Frühlings zu herrschen pflegen, wenn dieser sich vom Winter scheidet, und mildere Luft nebst Thauwetter statt strengerer Kälte, Schnee und Eis sich einstellt. Aber gerade in der oft plötzlichen Abwechselung der milderen und rauheren Witterung, und in der ganzen, dann so verschiedentlich modifizirten Atmosphäre, liegt sicher der Grund, warum katarrhalische Krankheiten aller Art herrschen, und, wie die Erfahrung lehrt, in den Monaten Februar, März und April vornehmlich, gern die Lungen befallen. Die Beschreibung dieses Affekts ist zu bekannt, um sich dabey aufzuhalten. Stiche oder mehr oder weniger stumpfer Schmerz und Druck in der Brust, beschwertes Athemhohlen, mit Husten, fieberhafter, meist kleiner Puls u. s. w., sind die Hauptsymptome dieses in der Zeit gewöhnlich so häufigen Uebels, dass man es eine wahre Volkskrankheit nennen kann, die vorzüglich unter der arbeitenden Klasse von Menschen zu herrschen pflegt. Gerade nun in diesem Uebel, bey welchem das Aderlassen u. s. w., bey uns wenigstens, sehr vorsichtig vorgenommen werden muss, um die hernach nothwendigen expektorirenden Kräfte nicht zu verschwenden (nament-

lich bey alten Leuten), ist das Kalomel ein ungemein schätzbares Mittel. Es klingt zwar sehr empirisch, ein Mittel allgemein gegen eine gewisse Krankheit anzugeben, aber hier verhält es sich dennoch wirklich so. In allen Perioden des Uebels ist das Mittel hülfreich, versteht sich, daſs die Sache nicht schon zu weit gekommen, oder kein eigentlich inflammatorischer Lungenaffekt zugegen ist, in welchem Falle ich mich noch nie auf das Quecksilber, sondern immer zuerst auf Blutlassen u. s. w. verlassen habe. Aber ich bin überzeugt, daſs in jeder Art von Peripnevmonie, selbst in dieser, die man vorzugsweise die wahre zu nennen pflegt, das Quecksilber, nach dem Aderlassen und nach gedämpftem stärkern Aufruhr, vorzüglich geschickt seyn wird, die so erwünschten Sputa cocta, und damit den guten Ablauf der Krankheit zu bewirken. Auffallend ist dieser letztere Effekt des genannten Mittels in der oben angegebenen Krankheit. Kein Mittel, so viel ich deren kenne, bringt so gut und sicher eine kritische Abscheidung in den Lungen, feuchten Auswurf, Sputa, mit Verminderung aller Symptome hervor, als eben das *Kalomel.* Auf welche Art, und wie dieſs zugehe, kann ich nicht angeben, glaube aber nicht, daſs dieſs durch eine dem Quecksilber beygelegte entzündungs-

dungswidrige Eigenſchaft geſchehe, vielmehr wohl durch eine auf das lymphatiſche Syſtem und die Drüſen hauptſächlich wirkende Kraft, welche es zur Abſonderung von Schleim u. ſ. w. antreibt, und dann, nach vollbrachtem Reiz, eine Erſchlaffung der Gefäſse hinterläſst, die gerade in den meiſten Peripnevmonien wünſchenswerth iſt, und die fernere Ausſcheidung des, man nenne es wie man will, kritiſchen oder die Kriſe bloſs anzeigenden, Stoffes, erleichtert. Jeder Arzt wird wiſſen, daſs die Behandlung der akuten Bruſtkrankheiten, die ſich aber doch oft nicht zum Blutlaſſen und dem Apparat der antiphlogiſtiſchen Methode qualifiziren, alſo gerade dieſe falſchen Frühlingspnevmonien, nicht ohne Schwierigkeiten, und daſs es nicht leicht ſey, gerade das oder die Mittel zu wählen, die gleichſam nicht zu viel und nicht zu wenig reizen, und doch, vermöge ihrer durchdringenden Stockungen in den Lungen zertheilenden Kraft, eine glückliche Kriſe bewirken können. Die gewöhnlichen auflöſenden, zertheilenden Mittel, die man gegen ſolche nicht rein entzündliche Affekte der Bruſt anzuwenden pflegt, Sulph. aurat. antimonii, Kermes minerale, die ſo treffliche Senegawurzel, ſelbſt der Kampfer, allein oder mit Salpeter, äuſsern doch nicht den hülfreichen, und bey-

nahe möchte ich ſagen, ſpezifiſchen Reiz auf das angegriffene Reſpirationsſyſtem, als in dieſem Falle das Kalomel. Dieſs iſt ſchon längſt bemerkt worden. Ich finde im *Sarkone* (Krankh. von Neapel Th. I. S. 202. deutſche Ueberſ.) eine Lobpreiſung der Merkurialarzneyen in gewiſſen Fällen hitziger Bruſtkrankheiten, wo nämlich, wie er ſich ausdrückt, ein zäher kalter Schleim herrſche, oder eine drückende Menge unreiner Materie, die während den Fieberfällen erzeugt worden iſt, überhand nimmt. Hier müſſe man geſtehen, daſs viele glückliche Kuren durch dieſe Mittel gemacht ſeyen. Allein, ſetzt er hinzu, ich kann nicht begreifen, was für Nutzen dergleichen Arzneyen ſchaffen konnten, *die mit ſolcher Eigenſchaft von Schwere und Druck begabt ſind*, wenn man ſie in Fällen verordnete, wo eine äuſserſt heftige Bewegung und verzehrende Hitze, welche die von der Entzündung ergriffenen Gefäſse zerreiſſen kann, den Grund der Krankheit ausmachte. Ich weiſs gar wohl, fährt er fort, daſs der vortreffliche *Huxham* und der berühmte *Cheyne*, den Gebrauch von dem ſo genannten mineraliſchen Mohrenpulver, ſelbſt in dem Seitenſtechen und in der Lungenentzündung empfehlen durften. Allein man müſste entweder bey allen Aerzten die Grundlage von medoziniſcher Einſicht

und

und Erfahrung vorausſetzen, welche wir an den eben genannten Männern bewundern, wenn wir ihnen allen die gleiche Freyheit zugeſtehen ſollten, dergleichen gewagte Arzneyen in Krankheiten von ſo verſchiedener und zuſammengeſetzter Natur anzurathen: oder aber müſsten wir ſagen, daſs die Merkurialmittel, ohne Unterſchied, in allen Gattungen der hitzigen Bruſtkrankheiten gebrauchen zu wollen, eine ſolche Dreiſtigkeit ſey, die dem Wahnwitz ziemlich nahe kömmt u. ſ. w. — Und S. 210. "Falls demnach die Kräfte der Natur nicht hinreichend waren, die Abſonderung ſchädlicher Feuchtigkeiten zu bewerkſtelligen, und die bis dahin angezeigten Hülfsmittel auch nicht wirkſam genug ſchienen, alsdann ſchritt ich zum Gebrauch des berühmten Mineralkermes, des rohen Spieſsglaſes ſelbſt, des bezoardiſchen Zinnpulvers, nebſt einigen Granen von dem verſüſsten Queckſilber, oder einem mineraliſchen Aethiops." — So weit *Sarkone.*

Alle dieſe Kautelen ſind ſehr richtig angegeben, und bezeichnen den genauen Praktiker, ſo ſehr auch vielleicht manche ſeiner Vorſtellungsarten über die Wirkungsart der Mittel von der unſrigen abweichen mag. Wahr iſt es freylich, daſs Fieberbewegungen, wenn ſie ſehr heftig ſind und einen akuten Charakter anneh-

men,

men, den Gebrauch des Queckſilbers in der angegebenen Bruſtkrankheit ausſchlieſsen: aber eben ſo oft, wo nicht noch öfter, iſt das Fieber gleichſam mehr Folge der Krankheit, des Krampfs, der Stockungen, und vielleicht des (ſeroſen) Extravaſats in den Lungen (infarctus pulmonum), und wird alſo durch das Mittel, welches den Grund des Uebels hebt, ſelbſt mit gehoben. Man muſs über die Wirkungsart des Queckſilbers das leſen, was *Reil* darüber ſo kurz und bündig, und ganz der Erfahrung entſprechend ſagt (*Ueber die Erkenntniſs und Kur der Fieber* S. 302), und man wird dieſs analog auf unſern Fall ſehr paſſend finden. Die Speichel erregende Eigenſchaft dieſes Mittels leitet auch von ſelbſt auf den Gedanken, daſs es auch ſehr geeignet ſeyn werde, eine ſo genannte Kochung und Abſcheidung von Schleim (ebenfalls ein Produkt der Lymphe und des Drüſenſyſtems, ſo gut wie der Speichel) in den Lungen, Bronchien u. ſ. w., zu bewirken, und daher in vielen Krankheiten dieſer Organe ebenfalls heilſam ſeyn müſſe, nur daſs das gehörige und paſsliche Maaſs ſeiner Anwendung nicht überſchritten werden muſs. Ich möchte mich wohl praktiſch ſo ausdrücken. "In allen Fällen einer *ſemi-akuten* Lungenentzündung, iſt beſonders das verſüſste Queckſilber

ber ein unübertreffliches Mittel": verſteht ſich, wenn ſeinem Gebrauche nichts Dringendes im Wege ſteht, obgleich *Hamilton* es auch Frauenzimmern in der letzten Hälfte der Schwangerſchaft, bey hartnäckigen Lungenentzündungen gab. Zuerſt machte mich, ehe ich alle dieſe praktiſchen Erfahrungen der Schriftſteller genau kannte, die gute Wirkung dieſes Mittels in einem äuſserſt heftigen und hartnäckigen Katarrhalhuſten (im Monat März) bey einer mehr als ſiebenzigjährigen Frau, aufmerkſam, und ich nahm daher Gelegenheit, daſſelbe, nach einer mir gedachten Analogie, in den mehr heftigen und akutern Affekten der Reſpirationsorgane anzuwenden. Jener Huſten der alten Frau war ſo heftig, daſs der ganze Körper dabey gleichſam konvulſiviſch erſchüttert, das Geſicht blutroth wurde, und die Kranke nach Endigung dieſes oft wiederkehrenden Paroxyſmus, meiſt ganz ſinnlos da lag. Nachdem ich Goldſchwefel, Kampfer u. ſ. w. eine längere Zeit vergebens angewandt hatte, gab ich ihr alle 4 Stunden 2 Gran Kalomel. Dieſs brach gleich die Gewalt des Huſtens, machte Sputa cocta (die ſonſt nur wäſſerig geweſen waren), und ſtellte die Kranke völlig wieder her.

Sehr oft wird man, besonders wenn die falsche Lungenentzündung (so wie jeder Reizung des Systems) schon eine Zeit lang gedauert hat, eine gastrische Komplikation vorfinden (welche *Grant* als mit dieser Krankheit wesentlich und ursachlich verbunden ansieht. (Von den Fiebern. S. 435)). Diess macht einen Unterschied in der Anwendung des Kalomels. Man muss es nämlich dann in so starken Dosen anhaltend geben, dass es purgirende Wirkungen haben kann, und dennoch wird hierdurch zugleich für die Koktion in den Lungen aufs Beste gesorgt. Auf diese Art behandelte ich einen alten fast achtzigjährigen Mann, zu dem ich erst am sechsten Tage der Krankheit kam. Er hatte viel Belästigung auf der Brust, kurzes, erschwertes Athemhohlen, einen häufigen trocknen Husten, einen schnellen kleinen Puls, grosse Hitze, und schon Spuren von Aphthen im Munde und Gaumen. Ich wollte ihn gern erst brechen lassen, und gab ihm 8 Gran Goldschwefel mit einem Skrupel Ipekakuanha (eine oben schon angeführte, sonst sehr sicher, semel et simul, nach oben wirkende Mischung): aber ohne irgend einen Erfolg. Nachdem ich es noch einmal versucht hatte, auf eine ähnliche Art ihn zum

Brechen

Brechen zu bewegen (ſo groſs war die Schwäche, der Torpor!) lieſs ich alle 2 Stunden ein Pulver aus 3 Gran Kalomel mit 2 Gran Goldſchwefel nehmen. Darnach laxirte er mit Erleichterung. Ich verordnete jedoch nun, die Pulver in ſolchen Zwiſchenräumen zu nehmen, daſs die Ausleerung nur mäſsig und der Kräfte ſchonend war. Nach 48 Stunden ward der Huſten milder, die Bruſt freyer, es kamen häufige Sputa cocta, der Puls ward gröſser, weicher und freyer, und die Aphthen verſchwanden. Auf dieſe Weiſe wurde er, mit Nachhülfe einiger zweckdienlichen Mittel, völlig wieder hergeſtellt.

Will man das Kalomel nicht in der Abſicht, auszuleeren, geben (welches aber doch anfänglich wenigſtens wohl meiſt der Fall ſeyn dürfte), ſo wird die Gabe von 1 bis 2 Gran, alle 3 bis 4 Stunden wiederhohlt, hinreichend ſeyn, um den gewünſchten Erfolg hervorzubringen. Zunächſt äuſsert ſich dieſer dadurch, daſs die Schmerzen oder der ängſtliche Druck auf der Bruſt abnehmen, und gekochter Auswurf zum Vorſchein kömmt, wobey meiſt auch nebenher kritiſche Erſcheinungen durch Schweiſse und Urin ſich zei-

gen, wo man dann, nach Beſchaffenheit der Umſtände, mit der Gabe des Queckſilbers nachlaſſen kann. Selten wird es nöthig ſeyn, es zum Speichelfluſſe kommen zu laſſen (beſonders wenn es abführende Wirkungen äuſsert), weil, wenn der Fall Hülfe annimmt, die Gewalt der Krankheit wenigſtens gemeiniglich in etwa 48 Stunden gebrochen wird, und man dann mit dem Mittel ſparſamer ſeyn darf. Dann etwa Abends und Morgens 1 Gran. Oder man darf es auch dann ganz weglaſſen, und kann, wenn einmal die ſo genannte Kriſe der Krankheit (Sputa cocta) erzielt iſt, andere Expectorantia wählen, um die lang anhaltenden Nachwirkungen des Queckſilbers nicht zu ſehr zu häufen.

So viel nur im Allgemeinen von der Behandlung der Peripneumonia notha durch dieſs Mittel. Ich habe die Jahrszeit und die Witterung angegeben, wenn ſolches hauptſächlich durch die allgemeine Konſtitution angezeigt iſt, und dadurch glaube ich mehr gethan zu haben, als wenn ich noch ſo viel Specialia angeführt hätte. *Bey allen Katarrhalaffekten des Frühlings, beſonders der Reſpirationsorgane, iſt das Queckſilber ein vor-*

züglich

züglich ſchätzbares Mittel. Es ſcheint dann ganz auf die Reizſtimmung des Syſtems, oder nach einer andern Anſicht, auf die Craſin humorum (pituitoſam) zu paſſen, welche der Winter und die mit ihm abwechſelnde Frühlingsluft herbeygeführt hat. Ich habe geſagt, daſs ich es beſonders in der falſchen Lungenentzündung, nicht bey der eigentlichen inflammatoriſchen, hülfreich angewendet habe. Es begreift ſich aber leicht, daſs, da dieſer Unterſchied ohnehin eigentlich ſehr relativ iſt, und man jede wahre Lungenentzündung durch den antiphlogiſtiſchen Apparat in eine falſche gleichſam verwandeln kann (welches wir auch immer thun), man auch bey dieſer Gattung des Uebels, in dieſem herbeygebrachten zweyten Stadium, viel von der Anwendung des Mittels erwarten könne.

Daſs übrigens bey dieſer Behandlung der Lungenentzündung, andere Nebenmittel, z. B. beſonders wenn viel Pleuritiſches ſich fände, Veſikatoria, ſelbſt Blutigel, Schröpfköpfe und derglei-

dergleichen angewendet werden können, versteht ſich von ſelbſt. Nur bin ich freylich in den Fällen, wo ich vom Queckſilber Nutzen geſehen, damit allein ausgekommen, und kann alſo meine Beobachtungen für deſto reiner halten.

n. 2.
1.

Vorschläge zur Verbesserung der Hospitäler und anderer mildthätigen Anstalten

von

William Blizard,
F. R. S. & F. A. S.

Aus dem Englischen.

Mit Zusätzen
von
Dr. J. A. Albers,

die Krankenanstalten und Lehrschulen der Arzneykunde zu London, Edinburgh, Bath und Wien betreffend.

Jena, 1799.
In der Akademischen Buchhandlung.

Sr. Wohlgebornen,

dem Herrn

Dr. Arnold Wienholt,

widmet

diese Uebersetzung

voll der innigsten Hochachtung

Dr. J. A. Albers.

Vorrede.

Der Verfasser des Originals dieser Schrift gehört gewiß zu den größesten iezt lebenden Wundärzten in London, der auch die Stelle eines ersten Wundarztes im London-Hospitale mit vieler Ehre bekleidet. Diese Uebersetzung enthält nicht das ganze Original *), sondern nur einen Theil desselben; von dem ersten Abschnitte, der von den Gehülfswundärzten handelt, liefere ich nur einen Auszug. Die beyden leztern habe ich ganz weggelaßen, da sie nicht das mindeste Interesse für uns Deutsche haben. Sie enthalten nehmlich Vorschläge zur Verbeßerung der Einnahme der Hospitäler durch Predigten in gewißen Kirchen in und um London, durch Sammlungen in den Häusern u. s. w. Ferner Vorschläge zur Erwählung der Vorsteher der verschiedenen Hospitäler und der übrigen mildthätigen Anstalten in London, und von den Zusammenkünften derselben.

Von dem Nutzen der Samariter-Gesellschaft, wird sich gewiß ein ieder bald überzeugen, wenn er

*) Der Titel deßelben ist Suggestions for the improvement of hospitals, and other charitable institutions by William Blizard. F. R. S. & F. A. S. London 1796.

bedenkt, wie groß der Wirkungskreis dieser Gesellschaft ist. Eine ähnliche Stiftung findet man in Lyon, unter dem Namen la Confrairie de la Misericorde *). Zu dem dritten Abschnitte, nehmlich Bemerkungen über Hospitäler, würde ich noch mehrere Anmerkungen geliefert haben, wenn ich nicht dieser Arbeit durch die äußerst interessante Schrift von M. Malaspina di Sannazaro, und besonders durch die vortreflichen Anmerkungen des Herrn Uebersetzers, überhoben wäre. Auch John Mason Grod's Schrift nebst den Anmerkungen des Herrn Grafen v. Saurau enthält vieles, was zur Erläuterung dieser Bemerkungen dient.

Ob der Anhang zu dieser Schrift, welcher die Krankenanstalten und Lehrschulen zu London, Edinburgh, Bath und Wien betrift, einiges Interesse besitzet, dieses überlasse ich dem gütigen Urtheile der Herren Kunstrichter, welche diese Schrift überhaupt hoffentlich mit Nachsicht beurtheilen werden. Sollte mich irgend iemand, wegen der darinn geäußerten Meinungen, der Unwahrheit beschuldigen wollen, der wird sich gütigst öffentlich nennen, da ich sonst keinem, auch nur mit einer Sylbe antworten werde.

*) John Howard's Esq. Nachrichten von den vorzüglichsten Krankenhäusern und Pesthäusern in Europa. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. C. F. Ludwig. Leipzig 1791.

Bemerkungen über die Gehülfswundärzte (assistant-surgeons) der Hospitäler.

In diesem Abschnitte zeigt Herr Blizard, wie außerordentlich nützlich es seyn würde, wenn man die Zahl derselben, sowohl im Allgemeinen, als besonders in den Hospitälern zu London, vermehren würde *). Seine vorzüglichsten Gründe sind folgende:

1. In den Hospitälern zu London kommen außerordentlich viele Zufälle vor, die schnelle Hülfe, z. B. Operationen u. s. w., erfordern.

2. Bey sehr schweren Operationen bedarf der Operateur des Beystandes von mehr als einem Gehülfen, der vollkommen mit dem Bau des menschlichen Körpers bekannt ist, und die Geschicklichkeit besitzt, die gefahrvollsten Umstände zu zeigen, die dem Operateur in den ängstlichen Augenblicken der Operation vielleicht entgehen.

3. Krankheit, Privat-Praxis u. s. w. hindern sehr oft den Wundarzt, seine Hospitalkranke gehörig zu besorgen.

*) So viel ich weiß, sind bis ietzt bloß im Bartholomäus- und im London-Hospitale Gehülfswundärzte, im ersteren ist es der durch seine chirurgische und physiologische Versuche berühmte Abernetty. A. d. U.

4. Viele Kranke müssen täglich zweymal besucht werden, ihr Zustand nehmlich verändert sich oft schnell, und verlangt schleunige Hülfe. Tag und Nacht stehen die Thore zur Aufnahme verunglückter Personen offen.

5. Mehreren jungen Männern wird dadurch eine Gelegenheit, zu Erlangung gründlicher Kenntniße verschaft.

6. Die Kranken, die außerhalb dem Hospitale wohnen, werden dadurch besser besorgt werden.

Der zweyte Abschnitt giebt Nachrichten von der Samariter-Gesellschaft (Samaritan-Society) die im Jahre 1791 gestiftet wurde. Der Zweck dieser Gesellschaft erhellet aus folgendem. Das Motto dieser Gesellschaft ist: „Und so du was mehr wirst darthun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wieder komme". Es ist bekannt, daß es ein Elend in den Hospitälern giebt, welches gewiß die Aufmerksamkeit des Mitleidens verdient, zu dessen Tilgung aber, das Vermögen dieser sonst schätzbaren Anstalten nicht hinreicht. Zu diesem gehören folgende.

1. Arme Dienstbothen, die genöthigt gewesen sind ihren Dienst zu verlaßen, und in ein Hospital zu gehen, und die, wenn sie zwar geheilet aus demselben entlassen werden, oft keinen Freund haben, der im Stande ist sie aufzunehmen, oder keinen Ort wissen, wo sie mit Sicherheit ihr Haupt hinlegen sollen, bis sie wieder in einen Dienst treten können.

2. Manches junge weibliche Geschöpf, welches, nachdem es vom Krankenlager aufgestanden, durch traurige Umstände genöthigt worden, seine Kleidungsstücke entweder

zu verkaufen oder zu versetzen, könnte durch schickliche Hülfe vom Untergange gerettet werden.

3. Viele Kranke sind wegen ihrer Familie zu Hause in der größesten Bekümmerniß, die nun aus Mangel an dem, was sie sonst für dieselben verdienten, darben.

4. Patienten aus entfernten Theilen des Königreiches und Irrland, die schwach, lahm, oder unheilbar aus den Hospitälern entlassen werden, wissen oft nicht, wohin sie gehen, oder welchen Weg sie einschlagen sollen, um größern Uebeln zu entgehen, als die sie vorher hatten. Fremde erfahren unter ähnlichen Umständen eine eben so harte Lage.

5. Es ist mit Grund zu vermuthen, daß manches siechende Mitgeschöpfe durch den Genuß der frischen Luft von wenigen Tagen würde erhalten werden.

6. Durch die Wirksamkeit des Wassers zu Bath, wo es ein Hospital für Arme giebt, wie auch des Seewassers, würde wahrscheinlich das Leben von Manchem können verlängert werden, der nicht im Stande ist, die Unkosten einer kleinen Reise zu bestreiten.

7. Sehr kräftig könnte man unglückliche Menschen, deren Glieder verstümmelt werden, unterstützen, indem man ihnen einen Lebensunterhalt verschafte, der ihrem verschiedenen Zustande angemeßen wäre.

8. Oft sind Kranke nicht im Stande, ihre Wäsche hinreichend zu wechseln, welches wegen der Reinlichkeit und Reinheit der sie unmittelbar umgebenden Luft so äußerst nothwendig ist; auch in Rücksicht des allgemeinen Einflußes,

den es sowohl auf diejenigen hat, welche die Luft dieses Ortes athmen, als auch für diejenigen, in deren Dienst sie unmittelbar nach ihrer Entlassung treten, ist dieses sehr wichtig.

9. Vielen Blinden, die entfernt von ihren Kirchspielen und Freunden sind, könnte ihr trauriges Schicksal bey ihrer Entlaßung aus dem Hospitale durch zweckmäßige Hülfe sehr erleichtert werden.

10. Viele Arten von Brüchen, die aus schnell wirkenden Ursachen entstanden, erfordern oft Bruchbänder, um Rückfälle dieses Uebels und selbst den Tod zu verhüten. Obgleich körperliche Arbeiten ihnen schädlich seyn würden, so kann man doch weder von den Kirchspielen, noch auf irgend eine andere Weise, Unterstützung für sie erhalten.

11. Zu der Zahl der Kranken die im Hospitale schmachten, könnte man auch viele von den Kranken hinzufügen, die außerhalb dem Hospitale wohnen; und die eines ieden Beystandes bedürfen, welchen das Mitleiden anbiethen kann.

12. Höchstwahrscheinlich würde eine einzige Gesellschaft nicht im Stande seyn, dem erwehnten Elende aller Hospitäler dieser Stadt abzuhelfen. Beobachtungen über dieses Uebel beweisen, daß um demselben abzuhelfen, es am besten seyn würde, wenn einem ieden Hospitale eine eigene Stiftung zu dieser Absicht hinzugefügt würde.

13. Die Aufmerksamkett dieser Gesellschaft ist auf das London-Hospital gerichtet, und da es vermuthlich auch in Zukunft geschehen wird, so darf man vermuthen, daß das Interesse dieser milden Anstalt dadurch gewinnen wird.

Verordnungen.

1. Wer fünf Guineen bezahlt, ist Mitglied auf Lebenszeit.

2. Wer eine Guinee bezahlt, ist Mitglied für ein Jahr.

3. Am letzten Mitwochen des Monates Februars und Augusts wird halbjährlich eine Versammlung gehalten, bey welcher wenigstens fünf Mitglieder gegenwärtig seyn sollen.

4. Jährlich sollen im Februar, durch die allgemeine Versammlung, ein Schatzmeister und ein Ausschuß erwählt werden, der außer dem Schatzmeister wenigstens aus zwölf andern Mitgliedern bestehen soll; zwey aus diesem Ausschusse sollen jährlich abgehen, und an deren Stelle zwey andere erwählt werden.

5. Alle Dienstage um 12 Uhr soll ein Ausschuß von wenigstens zweyen Mitgliedern gehalten werden.

6. Bey dem einen Ausschusse sollen tüchtige Mitglieder vorgeschlagen, und in dem andern darüber gestimmt werden.

7. Der Ausschuß soll eine oder zwey Personen ernennen, die Hospitäler zu besuchen, um bey den Officianten oder andern Personen sich wegen der traurigen Lage der Kranken zu erkundigen, und in der nächsten Versammlung Nachricht davon abzustatten.

8. Auf keine Empfehlung von irgend einer Art soll weiter Rücksicht genommen werden, als nöthig ist, um das

Elend des in Erwegung zu ziehenden Gegenstandes aus einander zu setzen, und den Ausschuß in seinem Verfahren zu leiten.

9. Das Verfahren der Gesellschaft soll genau aufgezeichnet werden, eben so der Name der Person, der man Hülfe geschaft, ihr Alter, Geburtsort, Kirchspiel, Beschäftigung, ob sie verheyrathet oder ledig ist, der Zustand ihrer Familie, oder irgend ein Umstand, der die besondere Sorgfalt der Gesellschaft und die Unterstützung, die man ihr bewilliget, erfordert.

10. Auf Befehl der Gesellschaft sollen wenigstens zwey Mitglieder des Ausschusses die Assignationen unterschreiben, die von dem Schatzmeister ausgezahlt werden.

11. Von den Einnahmen und Ausgaben, wie auch von den Fonds der Gesellschaft soll iedem Ausschuße eine genaue Rechnung abgelegt werden, welcher dieselben untersuchen, unterschreiben und iährlich einem ieden Mitgliede eine Abschrift davon ertheilen soll.

12. Der Schatzmeister und zwey andre Mitglieder, welche bey einer öffentlichen Versammlung ernannt worden, sollen für das in dem Fond eingelegte Geld bürgen.

13. Alle Vermächtniße und Schenkungen, die mehr als eine Guinee betragen, sollen zu dem eingelegten Fond gelegt werden, der unverletzlich seyn soll.

14. Die iährlichen Ausgaben sollen auf keine Weise das iährliche Einkommen übersteigen, welches aus den Intereßen des angelegten Fonds, und den Schenkungen, die un-

ter einer Guinee betragen, besteht; auch sollen keine Schulden gemacht werden, ehe man nicht gewiß weiß, daß sie von den künftigen Einnahmen können wieder bezahlt werden.

15. Die Vorschriften zur Regierung der Gesellschaft sollen durch eine allgemeine Zusammenkunft gebilliget, und in der nächsten bestätiget werden; nachdem die Mitglieder von ieder zugestandenen Einrichtung, wenigstens sechs Tage vor der allgemeinen Versammlung, an welcher die Bestätigung soll in Erwägung gezogen werden, benachrichtiget worden.

16. Bey allgemeinen Versammlungen und beym Ausschusse sollen die Fragen durch Mehrheit der Stimmen entschieden werden, doch so, daß der Präsident (Chairman) eine entscheidende Stimme hat, und im Fall von zweyen Mitgliedern das Loos gefordert würde, so soll unmittelbar dazu geschritten werden.

17. Der Schatzmeister, der versammelte Ausschuß, oder sonst fünf Mitglieder der Gesellschaft, sollen das Recht haben, außerordentliche allgemeine Versammlungen zusammenrufen zu können.

Dritter Abschnitt.

Kurze Bemerkungen über die Hospitäler.

1. Hospitäler veredeln die Menschen, indem sie die Meinung zum Wohlthun vermehren. Ein gewißes Vertrauen auf das öffentliche Urtheil über den Nutzen dieser

Stiftungen und auf die Freygebigkeit des Publikums ist nothwendig.

2. Als Zufluchtsörter für Kranke und verunglückte Nebenmenschen sind sie die glänzendsten Beweise der Weisheit und Güte, vorzüglich in Rücksicht der schnellen Hülfsleistung bey außerordentlichen Verletzungen.

3. Sie sind die Hauptmittel zur gründlichen Erlernung der Heilkunde, da sie stets Gegenstände darbiethen, um die durch Krankheit oder äußerliche Verletzungen in Unordnung gerathene thierische Oekonomie zu studieren.

4. Bey der gehörigen Leitung beßern sie auch die Moral derienigen, für die sie gestiftet worden, so wie sie die Gesundheit derselben wieder herstellen, und ihr Leben erhalten.

5. Wendet man aber auch alle diese Mittel an, die zur Erreichung dieses Zweckes beytragen können? Gewiß nicht, im Gegentheil vernachläßigt man dieienigen, die am deutlichsten in die Augen fallen, und am nützlichsten sind.

6. Folgende Wahrheiten dienen daher nicht sowohl, die Seele mit dem menschlichen Gebrechen und Elende bekannt zu machen, als dieselben zur Betrachtung derselben, und zur Anwendung dieser Erkenntniß zu leiten.

7. Hospitäler sind zu sehr mit Kranken überhäuft *). Das Prahlen mit einer großen Anzahl Kranken blendet das Urtheil, und hindert uns, daß wir nicht die gehörige Auf-

*) Zum Beweise dienen die Beobachtungen und daraus hergeleiteten Schlußfolgen, der Herrn Howard, Hanway, Dr. Blane und mehrerer anderer.

merksamkeit auf Grundsätze verwenden, die in sich einfach sind, und auf Verhaltungsregeln, die aus denselben fließen.

8. Die Zahl der Patienten, die man in ein Hospital aufgenommen, beweiset nicht die Zahl derienigen, deren Leben man erhalten, den Grad des Elends, welchen man gelindert, und den ganzen Nutzen für das allgemeine Beste.

9. Die verhältnißmäßige Zahl, die man in einer gewißen Zeit geheilt, oder denen man Erleichterung verschaft, beweiset die glücklichen Folgen für die menschliche Gesellschaft.

10. Diese Anzahl wird caeteris paribus größer oder kleiner seyn, ie nachdem der Grad der Reinheit der einzuathmenden Luft groß ist, und diese wird sich umgekehrt nach der Zahl derienigen richten, die man in einen gewißen Raum zusammen gebracht. *).

11. Thierische Ausleerungen erzeugen Ansteckungsgifte *). Die Wirkung einer stark damit geschwängerten

*) Jede Bemerkung in Rücksicht der Luft, ist mutatis mutandis auch für die Menschen wichtig, die in großen und kleinen Städten, Manufakturen, Armenhäusern, und selbst Privathäusern wohnen. Vorzüglich aber für dieienigen, welche im Felde, Schiffen und als unglückliche Bewohner der Gefängniße ihr Leben hinbringen. Diese Sache ist daher von allgemeiner Wichtigkeit.

**) Man weiß iezt, daß die Aushauchungen des menschlichen Körpers, die sich beständig aus demselben entwickeln, wenn sie lange an einem Orte zurück gehalten werden, ohne sich in die Atmosphäre zu zerstreuen, eine besondere giftige Eigenschaft erhalten, so daß, wenn sie in diesem Zustande dem menschlichen Körper mitgetheilt werden, sehr viele ansteckende Fieber hervorbringen. Die Existens eines solchen Fiebers, ist durch die neuen Beobachtungen von den Gefängniß- und Hospitalfiebern, hinläng-

Luft, fällt deutlich bey complicirten Knochenbrüchen und Knochenbrüchen des Schedels in die Augen: aber unter allen Umständen ist sie schädlich, obgleich die Wirkungen davon sich nicht stets deutlich zeigen, oder die Kräfte des Körpers ihren Einfluß besiegen. Schon im Allgemeinen tragen die Umstände bey einer Krankheit zur Verunreinigung der Luft bey *).

12. Der Irrthum des Systemes der Hospitäler in Rücksicht der Zahl der Kranken, ist auffallend. Indem man in einer kürzern Zeit heilet, erleichtert und entläßt, so kann die Zahl der Kranken, die in einer gewißen Zeit aufgenommen werden, selbst von einer kleinern als von einer größern Anzahl von Einwohnern, beträchtlicher seyn.

13. So frey auch die Lage eines Hospitales dem Zugange der Luft ist, so ansehnlich die Zahl der darinn befindlichen Krankenzimmer und deren Größe seyn mag, so wird dennoch der Nutzen desselben stets von der Zahl der Kranken abhangen, die sich in diesen Mauern befinden.

14. Man

lich bewiesen. Cullens Anfangsgründe u. s. w. 1. B. S. 123. 6. Ausg. Ferner sehe man was Pringle, Lind, Chisholm, Smith, Rush und mehrere andere darüber gesagt haben.

*) Vergleichende Beobachtungen über den verschiedenen Erfolg der Heilung der Knochenbrüche des Kopfes u. s. w. in Hospitälern und andern Oertern, die einen verschiedenen Grad der Reinheit der Luft besitzen, sind von dem hier Gesagten die besten Beweise.

14. Man muß gestehen, daß im Ganzen die Anzahl der Patienten in einem Hospitale weit geringer seyn sollte, als sie gewöhnlich ist. Um dieses gehörig zu bestimmen, muß man die Kräfte so vieler mitwirkender Dinge berechnen. Aber die Menschheit sollte zufrieden seyn, und deshalb müßten nie mehr aufgenommen werden, als man nach der wahren Absicht dieser mildthätigen Anstalt zu behandeln im Stande ist.

15. Die Luft in den Hospitälern, kann durch unzählige Umstände nachtheilig werden. Durch die Aufzählung einiger derselben werden wir vielleicht zur Bekanntschaft anderer geleitet, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, Vorschläge und Folgerungen zu machen, welche die Hebung dieser Uebel beabsichtigen.

16. Es ist hinreichend bekannt, daß stehende Luft sehr bald zur Erhaltung des Lebens untauglich wird. Ein freyer Raum und Oeffnungen zum Durchströhmen derselben sind daher nothwendig, um den schon schädlichen Theil derselben, oder der es doch in der Folge werden könnte, fortzuschaffen.

17. Jeder eingeschloßne Platz in einem Hospitale, sollte daher häufig geöffnet und gewaschen werden, auch wo möglich Oeffnungen haben, die mit der auswärtigen Luft in Verbindung stehen, damit nicht zu irgend einer Zeit die Luft im ganzen Gebäude, von den schädlichen Ausdünstungen dieser eingesperrten Plätze angesteckt werde.

18. Leute, die sich mit dem Mästen der Schweine beschäftigen, verführen Krankenwärterinnen, den Spüllicht an

diesen Oertern zu sammeln, eben so werden sie verleitet den Urin für diejenigen zu sammeln, welche den Weinstein für die Färber bereiten.

19. Nahe stehende Gewässer, besonders mit Unreinigkeiten thierischer Körper angefüllt, sind sehr nachtheilig, und sollten stets fortgeschaft werden †).

20. Vorsteher von Hospitälern, zu denen nahe gelegenes Land gehört, sollten nie erlauben, daß Gebäude darauf errichtet würden, da die Luft dadurch zum Schaden derjenigen verdorben wird, über deren Leben und Gesundheit sie eine Aufsicht haben. Es kann einem nachdenkenden Menschenfreund keine Freude und Trost gewähren, eine beliebte mildthätige Anstalt reichlich beschenkt zu sehen, wodurch sie in den Stand gesetzt wird eine größere Anzahl aufzunehmen, wenn er findet, daß es das Grab ihrer Bewohner ist.

21. Wenn Abtritte und Wasserläufe nicht in gehöriger Ordnung erhalten werden, so kann sehr großer Nachtheil hieraus entstehen. Ein Hinderniß beym Durchgange von dem, was abfließen sollte, wird eine Ausdünstung von der gefährlichsten Art verursachen, die sich durch alle Zugänge des Gebäudes verbreiten wird. Durch diese Ursache sah ich einst in einem Hospitale in wenigen Stunden eine unglückliche Veränderung eines jeden Geschwüres und fast eines jeden Patienten. Ein hinreichender Vorrath von Spülwasser bey Abtritten ist daher von großer Wichtigkeit.

†) Die Luft in dem London-Hospitale wurde vor einigen Jahren ausserordentlich dadurch verbessert, daß man etwas Schädliches von dieser Art entfernte.

22. Was man auch immerhin theoretisch vom Nutzen der Bäume sagen mag, da sie nehmlich die Kraft besitzen beym Sonnenschein schädliche Bestandtheile der Luft einzusaugen, so sind sie in der Nähe von Wohnhäusern nachtheilig, wenn sie nehmlich das freye Durchströhmen der Luft verhindern, oder die Sonnenstrahlen unterbrechen, duldet man sie aber an solchen Oertern ihres Schattens oder ihrer Schönheit wegen, so sollte man im Herbste die abgefallenen Blätter fortschaffen, und nicht liegen lassen, damit sie nicht mit den ihnen anhängenden Unreinigkeiten in Gährung gerathen.

23. Es ist zu bedauern, daß wir in Ansehung der Wirkung des Wachsthums der Pflanzen in atmosphärischer Luft nicht mehrere genaue Resultate haben, die wir bey der Heilung der Krankheiten anwenden könnten. Wir besitzen schätzbare Anleitungen zu Versuchen und Beobachtungen über diesen Gegenstand *). Vielleicht könnten wir Pflanzen anwenden, um die Beschaffenheit und den Grad der Reinheit der Luft bey verschiedenen Gelegenheiten zu beweisen **).

24. Viele Patienten in den Hospitälern liegen eine lange Zeit hindurch stets zu Bette. Dieser Theil von Hospital-Bequemlichkeit sollte daher sorgfältig untersucht werden.

25. Vieljährige Erfahrung hat im London-Hospitale den großen Nutzen der eisernen Bettstellen ohne Betthimmel

*) Hale, Priestley, Ingenhouz.

**) Es ist zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit einige Pflanzen in den Krankenzimmer eines Hospitals wachsen †)

†) Hiervon habe ich mich selbst im London-Hospitale durch mehrere Pflanzen überzeugt, die Herr Blizard mir zeigte.

A. d. U.

bewiesen. Keinen schädlichen oder widerlichen Dingen bieten sie einen Zufluchtsort dar, und ihre Bauart ist nicht im mindesten beschwerlich oder unbequem *).

26. Wolle, welche man gewöhnlich in Hospitälern zu Betten anwendet, begünstigt die Erzeugung der Insekten, und nimmt die thierischen Ausdünstungen auf, wodurch die Luft unrein und schädlich wird. Erfahrung hat im London-Hospitale gelehrt, daß Betten von Stroh unverwerflich sind **) ††).

*) Eine sehr nützliche Verbesserung an den eisernen Bettstellen hat man in dem Pocken-Hospitale gemacht; indem man nehmlich vermittelst eines Rades den Körper mit Leichtigkeit zu einem jeden Grade der Höhe erheben kann †).

†) Diese Erfindung ist außerordentlich nützlich, und bey vielen Krankheiten, die einen situm erectum erfordern, anwendbar. Im Hospitale zu York ist fast in jedem Krankensaale ein solches Bette. Eine umständliche Beschreibung davon findet man im Braunschweigischen Magazin vom Herrn Professor Wiedemann.

**) Die Wolle welche zur Bereitung der Hospital-Betten gewöhnlich angewandt wird, ist diejenige, welche von den geschornen Tüchern übrig bleibt. Das Pfund davon kostet vier bis sechs Pence. A. d. U.

††) Der geringe Preis des Strohs erleichtert die Erneuerung der Betten, die so wesentlich nothwendig ist, sehr. Federn, alle thierische Substanzen u. s. w. sind im Allgemeinen zu Betten nicht anwendbar. Wendet man sie aber an, so sollte man dafür sorgen, daß sie ihre ursprüngliche Reinheit und Weichheit behalten. Die Betten (und wo möglich auch die Materialien mit denen sie ausgestopft sind) Kleidungsstücke u. s. w. sollten in jeder Jahreszeit und in jeder Lage der freyen Luft oft ausgesetzt werden. Bey Krankheiten aber sind die Betten von noch ungleich größerer Wichtigkeit. Man darf befürchten, daß Betten in Rücksicht der Luft und der Gesundheit oft nachtheilig sind, und zur Vermehrung der Krankheit beytragen, und daß die dar-

27. Wollene Zeuge zu Bettvorhängen u. s. w., ausgenommen zu Bettdecken, sollten wegen des Vorzuges der Leinewand in den Hospitälern nicht mehr gebraucht werden, aus eben den Gründen, die man gegen den Gebrauch der rohen Wolle zu Betten angeführt.

28. Betten und Kleidungsstücke sollten häufig der freyen Luft auf einem Stücke Land ausgesetzt werden *), das zu diesem Zwecke eingerichtet wird **).

29. Es scheint, daß man nicht aufmerksam genug auf die Wärme gewesen, die man durch Bedeckungen während des Winters, in Hospitälern erhält, deshalb sucht man Wärme durch Einsperrung der Luft zu verschaffen. Hinreichend aber ist es bekannt, daß freyer Luftzug, ein gutes Feuer, nebst warmer Bekleidung im kalten Wetter, zur Erhaltung

in zurück gehaltenen Ausdünstungen die gefährlichsten Uebel verursachen und verbreiten. Ueberhaupt sind Strohbetten für Schüler, und überall wo viele, besonders junge Menschen, bey einander schlafen, am passendsten.

*) Eine Verordnung im London-Hospitale ist — Daß bey jeder schönen Witterung eine gewisse Anzahl von Betten, mit den Bettdecken und den Vorhängen derjenigen Patienten, die im Stande sind aufzusitzen, in die freye Luft gebracht, daselbst auf Stricke gehangen, mit Stecken gepritscht, und der freyen Luft einige Stunden ausgesetzt werden. Dieses muß zu einer solchen Zeit und auf eine solche Weise geschehen, daß alle Betten, Bettdecken und Bettvorhänge des Hospitals, wenigstens alle drey Monate ausgelüftet werden.

**) Auch in dieser Rücksicht wurde im Hospitale zu Wien eine außerordentliche Reinlichkeit beobachtet, nur ist es zu bedauern, daß die Bettgestelle dort noch alle von Holz sind.

A. d. U.

und Wiedererlangung der Gesundheit unumgänglich nothwendig sind *).

30. Ehe Patienten in einem Hospitale aufgenommen werden, sollte ihre körperliche Reinlichkeit untersucht werden. Man sollte ihnen den Kopf und die Glieder waschen. Allein in Fällen wo es möglich ist, sollte man den ganzen Körper in warmem Wasser baden. Und um gänzlich die Verunreinigung der Luft zu vermeiden, müßte man ihre Kleidungen an einem dazu bestimmten Orte durchräuchern, sie dann hinreichend durchlüften, oder in einem Ofen reinigen. Dieses könnte leicht, und mit großem Nutzen nach einmal dazu vorgeschriebenen Regeln geschehen **).

*) Wenn Einwohner der warmen Klimaten in kältere kommen, so sind sie gewöhnlich auf diese Bemerkung unaufmerksam. Vor einigen Jahren wurde eine beträchtliche Anzahl von Afrikanern, an dem östlichen Theile der Stadt zusammen gebracht, die sehr schlecht versorgt wurden. Herr Hanway interessirte sich für diese armen Geschöpfe, so wie er es bey ieder Gelegenheit that, wo er seinen Nebenmenschen dienen konnte. Geehrt sey sein Andenken! Auf Ersuchen meines verehrungswürdigen Freundes besuchte ich sie in ihren Wohnungen. Nie hatte ich ein solches Gefühl, als ich da empfand. Der Gestank war unerträglich, und die Beschaffenheit der Luft so, daß ich augenblicklich beynahe erstickte. Kein Wunder: eine große Anzahl lag zusammengedrängt auf dem Boden einer kleiner niedrigen Stube, kein Fenster war geöffnet, noch war ein anderer Weg da, um die verdorbene Luft fortzuschaffen, und frische Luft herein zu lassen. Nachdem man ihre Lage geändert hatte, hörte die Sterblichkeit bald auf.

**) Eine Verordnung im London-Hospitale ist, „allen Personen „vor ihrer Aufnahme im Hospitale die Köpfe zu reinigen, und „ihre Beine und Füße zu waschen, dieienigen Fälle ausgenom„men, bey denen die Aerzte und Wundärzte es für nachtheilig

31. In einem ieden Hospitale sollten reinliche und luftige Zimmer zur Absonderung solcher Kranken in Bereitschaft gehalten werden, die wegen Raserey, ansteckender faulichter Ausdünstungen, oder aus irgend einer andern Ursache, den übrigen Kranken schädlich seyn könnten; oder für solche, die zu ihrer Genesung eine bessere Luft bedürfen *) †).

32. Fieberkranke sollten nie in der Nähe von denen liegen, die an Knochenbrüchen, Wunden u. s. w. leiden. Eben so leicht ist es einzusehen, daß man Fieberkranke am

„erklären. Dieses Waschen muß unter der Aufsicht der Kran„kenwärterinnen und des Krankenwärters geschehen, in deren „Krankenzimmer sie durch den Apotheker sind eingeführt worden."

*) Die Beobachtung dieser Vorschrift ist im London-Hospitale von ausserordentlichen Vortheilen gewesen. — „Kein Hospital, das ich ausserhalb Englands gesehen, ist so gut eingerichtet, als das allgemeine Krankenhaus in dieser Stadt (Barcellona). Eine vorzügliche Sorgfalt trägt man für die Rekonvalescenten, die eine eigene Wohnung haben, damit sie Zeit haben mögen, ihre Stärke wieder zu erlangen, um ihre gewöhnlichen drückenden Beschwerden zu übernehmen, und sich ihr Brod durch Arbeit zu verdienen. Nichts kann wohl nützlicher seyn, als diese Erweiterung u. s. w.„ Siehe Joseph Townsends Reise durch Spanien 1st. B. Seite 132. Orig. Ausg.

†) Zu den vielen Verbesserungen die Herr Hofrath Franke im Hospitale zu Wien gemacht, gehören auch die Zimmer für Rekonvalescenten. Eben so nützlich ist die Einrichtung, welche im Gebährhause des Herrn Professor Boers getroffen worden. Ehemals nehmlich blieben die Wöchnerinnen, wenn sie krank wurden, bey den übrigen Entbundenen in einem Zimmer, iezt aber werden sie in besondere Zimmer, welche man Krankenzimmer nennt, gebracht. Vorzüglich nützlich wird dieses nach meiner Meinung seyn, um die Verbreitung des Contagii, welches sich bey dem Kindbetterinnenfieber erzeugt, zu verhüten.

A. d. U.

wenigsten zusammendrängen sollte. Die Natur der Krankheit erfordert eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, auf ieden Umstand, der die Beschaffenheit der Luft betrift. Es ist nicht die Absicht, medicinische Streitpunkte hier zu entscheiden, sondern Wahrheiten zu bestätigen, die ihren Beweis mit sich führen. Der Zustand der Fieberkranken in Rücksicht der Anzahl, die sich in einem Zimmer befindet, verdient im Allgemeinen eine Verbesserung.

33. Im Ganzen genommen, ist man zu wenig aufmerksam auf das Athmen in freyer Luft, bey Kranken, die sich wieder erhohlen, und andern Patienten, die im Stande sind umher zu gehen. Ein ieder muß das Angenehme der Luft fühlen, die sich den Kleidungsstücken einer Person angehängt, die eben von einem Spaziergange im Felde in das Zimmer tritt. Diese angenehme Luft ist ein Beweis ihrer Heilsamkeit. Warum sucht man denn diese Wohlthat nicht mit mehrerm Ernste? Nur wenige Hospitäler in der That genießen den Vortheil eines Feldes oder Gartens, die ihn aber besitzen, bey denen wenden ihn die Vorsteher auf die vortheilhafteste Weise zur Erleichterung und zum Vergnügen ihrer Kranken an.

34. Das Uebertünchen der Stubendecken und der Mauern mit Kalk, welches im London-Hospitale iährlich einmal geschieht, hat vollkommen dasienige bestätigt, was Herr Howard zu dessen Empfehlung gesagt hat. Aber die eigentliche Art, diese Arbeit zu verrichten, sollte genau befolgt werden. Zuerst muß die Oberfläche wohl abgekratzt werden, und nachdem sie trocken geworden, sollte man sie mit einer

Mischung übertünchen, die aus bloßem Kalke und Wasser besteht, und im Aufbrausen ist, daher sollte man auch nie mehr vermischen, als man auf einmal verbrauchen kann *).

*) Dr. C. Smith spricht in seinem vortreflichen Werke vom Kerkerfieber, nur obenhin von der Wirkung des Weißens. Diese Art das Tafelwerk und die Mauern zu reinigen, muß wenigstens zur Zerstöhrung der Insekten und deren Nester nützlich seyn. Es kann nicht fehlen, daß dieses Waschen, wenn es mit einer kochend heißen Mischung von Kalke und Wasser geschieht, ungleich nützlicher ist; allein auch zur Zerstörung der Ansteckungsgifte kann es vielleicht dienen, in welchen Ritzen und andern Theilen, die dem Luftzuge nicht ausgesetzt sind, es auch immerhin sitzen mag. Man sieht auch leicht ein, daß diese Wirkung statt haben kann, ohne daß man die chemischen Eigenschaften dieser thierischen Ausdünstungen deshalb zu kennen braucht. Die Natur der Materie in welcher sich dieses Gift befindet, mag auch immerhin seyn, welche sie wolle, so gebe man nur zu, daß sie etwas Zusammengesetztes ist, (und welches Ding ist dieses nicht?) und man gestehe, daß ihre Kraft auf den menschlichen Körper, von der Genauigkeit ihrer Mischung, und von dem Zustande der Verbindung ihrer Elementartheile abhange; jede Sache daher, die im Stande ist die Proportion, in welcher die Bestandtheile dieser Materie gemischt sind, oder die Vereinigung derselben aufzuheben, wird eine Veränderung in derselben hervorbringen, und folglich ihre Kraft, die sie vorher besaß, aufheben. Es wird wohl keiner bezweifeln, daß Sachen von entgegengesetzten Eigenschaften, eben so kräftige Wirkungen in dieser Rücksicht hervorzubringen im Stande sind. So können Hitze und Kälte, Säuren und Alkalien zur Zerstörung der Ansteckungsgifte vielleicht wirksam seyn. Da wir in Rücksicht der wahren Natur und den möglichen Verschiedenheiten der giftigen Ausdünstungen und Ansteckungsgifte noch in völliger Dunkelheit sind, und da es wahrscheinlich ist, daß zwischen den Wirkungen der Dinge auf ein Gift, welches sich ausserhalb des Körpers befindet, und auf dasienige, welches die lebende sich bewegende Faser angreift, und Krankheiten verursacht, nicht der geringste Vergleich statt findet, so müssen wir uns bloß auf Ver-

35. Atmosphärische Luft ist in vieler Rücksicht nützlich: sie ist unmittelbar erforderlich zum Athemholen, ohne welches der Umlauf des Blutes aufhören und der Tod erfolgen würde; die einsaugenden Gefäße der Lunge und der Haut nehmen davon auf, was als ein Bestandtheil des Blutes erfordert wird, und an eben den Theilen empfängt sie aus den Mündungen der Arterien, was aus dem Blute ausgeleert werden muß. Da diese entgegengesetzten Funktionen beständig fortgehen, so kann man nicht mit Genauigkeit die eigentliche Beschaffenheit der eingesogenen oder ausgeleerten Materie bestimmen. Eine Sache aber scheint ziemlich aufs Reine gebracht zu seyn, nehmlich daß der einfache Stoff, Oxygen oder Lebensluft genannt, dasjenige sey, von dem dieser Nutzen und das Leben hauptsächlich abhänge.

36. Dieser einfache Bestandtheil der Lebensluft verbindet sich nach den verschiedenen Gesetzen der Wahlverwandschaft mit unterschiedlichen Dingen in der Natur, von denen die meisten in Rücksicht des thierischen Lebens, durch

suche und Beobachtungen stützen, um die Mittel der Entstehung dieser schädlichen Ausdünstung zu verhüten oder, wenn sie erzeugt worden, die Natur derselben zu ändern, und ihrem Einfluße entgegen zu handeln, kennen zu lernen. Folgende Bemerkung des Dr. Smith ist sehr merkwürdig: „Wenn man einen „Dunst durch den Geruch irgendwo entdecken kann, so haben „wir durch unsre Sinne einen Beweis, wie lange derselbe nicht „bloß durch Kleidungsstücke, sondern auch durch Geräthschaften, „und selbst durch die Breter und Mauern eines Hauses, ange„halten werden kann. Pag. 46. Orig. Ausgabe. Dr. Hope in „Edinburgh hat wichtige Beweise vom Nutzen des Weißens „gegeben. Siehe Howard von den Krankenhäusern. Pag. 118. Orig. Ausgabe.

verschiedene Ursachen und Grade, als verderblich angesehen werden können. Die Vereinigung desselben aber mit der Wärmematerie ist zum Leben nothwendig.

37. Die Reinheit der Luft und mithin ihr Nutzen kann daher auf verschiedene Weise vermindert seyn; nehmlich durch das, wodurch sie unmittelbar zum Athemholen untauglich wird; was ihre Fähigkeit vermindert, diejenigen Dinge in gehöriger Menge aufzunehmen, welche durch die Lunge und die Haut ausgeleert werden; was dasjenige zerstört oder verringert, welches von den einsaugenden Gefäßen der Lunge und der Haut aufgenommen werden sollte; und endlich durch alles, welches seiner eigenen Natur nach schädlich ist, wenn es eingesogen würde. Auf diese Weise also können sich viele nachtheilige Verbindungen ereignen.

38. Zu der letzten Abtheilung müßen auch thierische Ausdünstungen gerechnet werden. Die Grade der Verderbniß der Luft sind daher nach den obigen Abtheilungen unzählig, von dem geringsten Grade einer ieden derselben an bis zur Kraft, einen augenblicklichen Tod zu verursachen.

39. Unzählich sind auch die Mittel, die Kräfte, die Erzeugung und Folgen von dem zu verhüten, welches die Luft schädlich machen würde. — Ueberall zeigt sich die Allwissenheit, um die Wirkung entgegengesetzter Ursachen im Gleichgewichte zu halten, wodurch das Daseyn der Thiere und Pflanzen erhalten wird.

40. Thierische Ansteckungsmaterie kann man als den höchsten Grad der Anhäufung einer giftigen Materie ansehen.

Es ist möglich, daß an Oertern, wo Menschen zusammengedrängt sind, sich Dünste von ähnlicher Art befinden, deren Wirkungskraft auf den Körper aber nicht so groß ist.

41. Wenn solche Dünste im Allgemeinen nachtheilig sind, so müssen sie es vorzüglich bey solchen seyn, deren Kräfte erschöpft sind.

42. Obige Beobachtungen beabsichtigen die Verhütung und Entfernung des Uebels, welches aus dieser Ursache entspringt. Vorzüglich hält man einen freyen Zugang der Luft und Reinlichkeit zur Erlangung dieses Zweckes für unumgänglich nothwendig.

43. Noch muß man diejenigen Dinge erwähnen, von denen man glaubt, daß sie eine chemische Kraft besitzen, die Luft in den Hospitälern u. s. w. zu verbessern, und selbst das Ansteckungsgift zu zerstören.

44. Dr. C. Smith in seinen Beobachtungen über die Mittel, die Luft zu verbessern, scheint nicht die Kräfte derjenigen Dinge, die im Allgemeinen der schädlichen Eigenschaft der Luft eingeschlossener Oerter entgegen streben, und derer, die sich in der Zerstörung des Ansteckungs-Stoffes selbst wirksam zeigen, gehörig unterschieden zu haben. Dinge nun, die letztere Kraft besitzen, können auch zu ersterm Zwecke wirksam seyn, da im Gegentheil diejenigen, die zur Verbesserung einer Luft dienen, die mit thierischen Ausdünstungen u. s. w. angefüllt ist, zur Zerstörung eines wirklichen Ansteckungs-Stoffes völlig untauglich sind *).

*) Können nicht Eudiometer zur Bestimmung des Zustandes der Luft in Hospitälern, und der Wirksamkeit der Verbesserungsmit-

45. Man sollte daher den Nutzen des Essigs in obiger allgemeiner Rücksicht, allein oder in Verbindung mit aromatischen Dingen, Kampfer u. s. w, in Dämpfen oder auf irgend eine andere Weise angewandt, nicht so heftig bestreiten. Die Bestätigung so vieler Jahrhunderte, und die allgemeine Analogie der Natur (denn man kann nicht läugnen, daß er für die Sinne erfrischend ist) sind auf seiner Seite.

46. Vitriolsäure, die man bey dem Verbrennen des Schwefels erhält, zerstört auch den Ansteckungsstoff, ist aber durch's Einathmen dem Leben gefährlich.

47. Die Versuche von Dr. Smith scheinen zu beweisen, daß salpetrichte Säure, die man durch das Aufgießen

tel nützlich seyn †)? Die Art, wie man die Gegenwart der Kohlensäure durch Kalkwasser entdeckt, kann vielleicht zu einer Anleitung dienen, wie man andere Verbindungen auf eine ähnliche Weise, vermittelst Flüssigkeiten oder anderer schicklichen Vorrichtungen beweiset.

†) Bisher lehren uns diese Instrumente weiter nichts, als ob eine respirable Luft mehr oder weniger Lebensluft enthalte. Dies ist aber zur Bestimmung des Grades der Heilsamkeit bey weitem nicht hinreichend, ohne die verschiedenen Miasmen auch zu kennen, welche die Luft ausserdem in ihrer Mischung enthalten kann. Sehr oft scheint die Luft in dem Krankenzimmer eines Hospitals, dem Geruche, der schnellen Verbreitung einer ansteckenden Krankheit, der Sterblichkeit u. s. w. nach zu urtheilen, sehr schädlich zu seyn, und das Eudiometer zeigt nicht selten das Gegentheil. So fand Sigaud de la Fond, daß der Unterschied der Luft, aus einem Krankenzimmer des Hotel-Dieu, und der Luft ausser demselben, nicht mehr als $\frac{1}{40}$ betrug. Herr Hofrath Frank erzählte uns in seinen Vorlesungen, daß Professor Volta mehrere Versuche in dieser Rücksicht in dem Hospitale zu Pavia gemacht; aber auch diese schaften keine Aufklärung in dieser Sache, die nach meiner Meinung auch wohl in einem ewigen Dunkel bleiben wird. Der Wunsch einen Kakometer mit einem Eudiometer verbinden zu können, diese nützliche Erfindung, wie Herr Professor Gren sie nennt, wird wohl nie gemacht werden.

der Vitriolsäure auf Salpeter entwickelt, eben so wirksam zur Zerstörung des Ansteckungsgiftes, und für die Lungen unschädlich ist *).

48. Derselbe Author scheint die Salzsäure, die man durch Zersetzung des Kochsalzes vermittelst Vitriolsäure erhält, für eben so treflich zu halten.

49. Es scheint daher, daß die Entwickelung der concentrirten Säure, in einer flüchtigen oder luftförmigen Gestalt, zu irgend einer wesentlichen Einwirkung auf thierische, in der atmosphärischen Luft enthaltene Stoffe unumgänglich nothwendig ist.

50. Obiger gelehrte Arzt aber spricht bloß vom Nutzen der Mineralsäuren, auf die eben beschriebene Weise angewandt; zu gleicher Zeit aber scheint es, daß er mit der Essigsäure keine ähnliche Versuche gemacht hat.

51. Durch Hitze erhobene Essigdämpfe, vermittelst Lampen oder anderer Vorkehrungen, enthalten eine beträchtliche Menge von Wasser, welches sich in einem concentrirten Zustande nie in der Luft zerstreuen würde. Sonst würde destillirter Weinessig die Stelle einer vegetabilischen Säure ersetzen. Diese Dämpfe können immerhin nützlich seyn, wenn sie gleich nicht kräftig genug sind, um Ansteckungsgifte zu zerstreuen.

*) Auf die Warnung des Herrn Keirs gegen den Gebrauch der metallischen und entzündlichen Substanzen zur Erzeugung dieser Säure sollte man sehr aufmerksam seyn. Sieh. Anhang zu einer Erzählung eines angestellten Versuches, auf einem Hospital-Schiffe, die Eintracht genannt, von Dr. J. C. Smith.

52. Um den höchsten Grad von Kraft der Essigsäure zu bestimmen, und ihre Wirkung bey Ansteckungsgiften mit den Mineralsäuren zu vergleichen, sollte man unter ähnlichen Umständen, wie bey den Mineralsäuren, Versuche mit ihr anstellen.

53. Ihrer allgemeinen verbessernden Kraft wegen, hat man sie häufig im London-Hospitale gebraucht. Wenn man Vitriolsäure auf das essigsaure Alkali gießt, so entwickelt sich die Essigsäure sogleich vom Alkali, und man bemerkt sie durch ihren stechenden und erfrischenden Geruch, in einem Grade, der selbst die Mineralsäuren übertrift.

54. Glücklicher Weise hat man noch keine Gelegenheit gehabt, die auf eben beschriebene Art bereitete Säure in faulichten Ansteckungen zu versuchen; aber so weit man mit Wahrscheinlichkeit aus vergleichenden Beobachtungen mit den Mineralsäuren schließen kann, so kommt sie in Ansehung der Wirkung, die äußerst widrige, durch abgestorbene Glieder und faulichte Geschwüre entstandene Luft zu verbessern, gleich.

55. Die Nachtzeit, wenn die Thüren und Fenster verschlossen sind, und verderbliche Dünste in großer Menge erzeugt werden, scheint die schickliche Zeit zu seyn, um diese Verbesserungsmittel anzuwenden. Wenn die Krankenzimmer eines Hospitales, auf eben beschriebene Weise mit Essigsäure in der Nacht durchräuchert sind, so wird das ganze Hospital den folgenden Tag stark davon riechen; ein sicherer Beweis, daß sie alle andere Materien, die in der Luft dieser Oerter enthalten sind, übertrift.

56. Die Betrachtung der Eigenschaften des Weinessigs, die Luft zu verbessern, leitet uns zur Idee von der Wirksamkeit desselben zur Heilung der Geschwüre, die sich auch seit einigen Jahren im London-Hospitale bestätigt *).

57. Die Anwendung besteht bloß darin, daß man beständig Leinewand auflegt, die mit einer Mischung von einem Theile Essig, und zwey oder drey Theilen frischen Quellwassers, (§. 78) angefeuchtet ist.

58. Destillirten Essig mit Flußwasser vermischt, kann man auch anwenden, allein Quellwasser ist besser, und die Wirkung dieses Mittels wird durch das Frische noch mehr erhöht. Nie muß man daher mehr zusammen mischen, als zum unmittelbaren Gebrauch erfordert wird, und das Wasser sollte nur kurz vorher aus der Quelle geschöpft werden.

59. Im Sommer und in heißen Climaten, wo man der örtlichen, oder der allgemeinen in der umgebenden Luft verbreiteten Fäulniß entgegen arbeiten muß, oder in den Fällen, wo ein bloßes Häutchen auf einer organisirten Oberfläche erfordert wird, verdient diese örtliche Behandlung Aufmerksamkeit.

60. Kein verständiger Mensch aber wird Essig und Wasser bey einem Geschwüre ohne gehörige Indikation anwenden. Die Wirkung aller Mittel hängt von Umständen ab,

*) Ich selbst sah im London-Hospitale diese Vermischung aus Weinessig und Wasser, bey vielen Geschwüren anwenden, die ein ausserordentlich reines Ansehen dadurch erhielten.
A. d. U.

ab, und es wird oft viele Beurtheilung zur Bestimmung der sichern Anwendung, selbst des einfachsten Mittels erfordert.

61. Ohne Beobachtungen der Vorschriften der Diät sind die reinste Luft, Reinlichkeit und alle Bequemlichkeit von Betten und Wohnungen, verbunden mit den Kräften der Arzneymittel, nicht hinreichend die Gesundheit wieder herzustellen, oder das Leben zu erhalten *).

62. Da während der letztern Periode des um sich greifenden Mangels so große Fehler, in Rücksicht der Mittel zur Erhaltung des Körpers fortdaurend begangen wurden, und da dieses ein wichtiger Gegenstand ist, von dem die Genesung der Patienten in Hospitälern wesentlich abhängt, so kann man eine Skizze von der Oekonomie der Natur, die sie zur Erhaltung des Körpers anwendet, wohl nicht als eine Digression von diesen Beobachtungen ansehen.

63. Das Blut erleidet durch die Arterien der Haut, durch die Lunge, den Darmkanal und jeden andern Theil des Körpers immerfort Ausleerungen von verschiedener Art; dieser immerwährende ausleerende Proceß erfordert eine Vorrichtung, wodurch das, was fürs Herz und die Blutgefäße nothwendig ist, wieder ersetzt wird.

64. Der Körper erhält aus zween Quellen die Materialien zur Wiederersetzung.

*) Herr Howard hat mit Recht an eine Beschwerde erinnert, die alle Hospitäler betrift, nämlich, daß sie nicht einen größern Vorrath von Seife, Handtüchern und andern zur Reinlichkeit des Körpers nothwendigen Dingen erlauben.

1) Aus der Luft, durch die Kräfte der einsaugenden Gefäße der Haut und der Lunge;

2) durch alle Dinge, die zur Diät gehören und im Magen aufgenommen werden; vermittelst einer Wirkung, die im Magen und im Darmkanale dieselbe ist.

65. Das Blut wird immerfort aus seinen innern Quellen vermittelst der einsaugenden Gefäße eines jeden Theiles unterhalten. So, daß die Arterien die Vorrathskammer immerwährend aus den Blutgefäßen anfüllen, während die einsaugenden Gefäße gewöhnlich aus diesen Behältern das zu ersetzende ziehen, je nachdem die Art und die Menge desselben unmittelbar erfordert wird.

66. Es giebt nur zwey äußere Quellen, aus denen der Körper Unterhalt schöpft; was man daher nun in irgend einem Theile des Körpers findet, muß ein Bestandtheil der Materie einer dieser beyden Quellen gewesen seyn.

67. Findet man daher Wasser, Erde, Luft, Oel, thierischen Leim, Salz u. s. w. in den flüßigen und festen Theilen des Körpers, so kann man diese als Nahrungsstoffe betrachten, und dieses ist so gewiß, daß Krankheiten entstehen, im Falle die Gefäße des Körpers diese verschiedenen Bestandtheile nicht in gehöriger Menge aus der Luft und den Nahrungsmitteln ziehen.

68. Da aber die ölichten und glutinösen Theile die vorzüglichsten Bestandtheile des Körpers ausmachen, so glaubet man auch, daß die Dinge, welche am meisten davon

enthalten, auch am besten ernähren; der wässerichten und erdichten Theile nicht zu gedenken, die in eben so großer Menge erfordert werden.

69. Um aus denjenigen Dingen, die im Magen aufgenommen werden, die Nahrungsstoffe in gehöriger Beschaffenheit und Menge zu ziehen, wird eine große Anstrengung sowohl dieses Organes, als auch anderer Theile erfordert.

70. Viele Dinge daher, die zwar keine Nahrungsstoffe enthalten, können bey der Diät schicklich seyn, zum Theil nämlich durch ihre reizende und stärkende Kraft, wodurch die Verrichtung des Magens erhöht wird, zum Theil aber auch, indem sie zur Zertheilung und Bearbeitung der nahrhaften Theile, wodurch diese zur wirklichen Ernährung geschickt werden, beytragen. Zur erstern Absicht dienen Salze, Gewürze und spirituöse Getränke; zur letztern erdichte Bestandtheile, die in den Nahrungsmitteln enthalten sind.

71. Ueberhaupt ist die Beschaffenheit zweyer Personen sich nie ganz gleich, und nach der allmähligen Erlangung derselben richtet sich gewissermaßen jedes Organ. Die Lebensart von Personen in verschiedenen Lagen, der Einfluß der langen Gewohnheit können daher nicht ohne Mühe und Gefahr verändert werden.

72. Selbst die Philosophie kann nicht mit Gewißheit a priori die Wirkung bestimmen, die durch Vereinigung mehrerer Mittel von entgegengesetzter Art innerhalb oder

außerhalb unsers Körpers hervorgebracht wird. Erfahrung ist überhaupt hier die einzige sichere Führerin.

73. Wenn nun Gebrechlichkeit unsere Hülfe erfordert, so müssen wir die Anleitung zur Erleichterung unserer leidenden Mitmenschen in der Schule der Erfahrung und Beobachtung suchen.

74. Ein Hauptartikel zur Ernährung und Erfrischung der armen arbeitenden Klasse ist das Porter-Bier. Durch dieses werden die Kräfte bey der großen Anstrengung aufrecht erhalten, und die erschöpften Gefäße empfangen daraus ihre Labung. Es ist eine Erquickung, die sich für die Natur und Beschaffenheit dieser Menschen schickt. Kommen solche Personen in ein Hospital, so gerathen sie bald oder spät in einen Zustand, der dieser edlen Stärkung bedarf. Das Bier, womit Hospitäler versehen werden, ist nicht stark genug, um die geschwächten Kräfte wieder herzustellen. Statt nützlich zu werden, ist es oft die Quelle von Krankheiten. Es ist wahrscheinlich, daß die Bemühungen der Aerzte glücklicher seyn würden, wenn man bessere geistige Getränke gestatten würde; auch kostbare stärkende Arzneyen von geringerer Wirkung würden dann oft weniger nothwendig seyn.

75. Der große Nutzen vom Porter-Bier, besonders wenn es eine Zeit lang auf Flaschen gelegen, muß von einem jeden zugestanden werden, der seine Wirkung beobachtet hat. Allein es giebt auch Krankheiten und Zufälle, bey denen der Wein zum Leben unumgänglich nothwendig ist. Es gereicht unserer Regierung zum Ruhm, daß sie unsere

tapfern Soldaten und Matrosen reichlich damit versorget, wenn sie es bedürfen. Als eins der wichtigsten Arzneymittel betrachtet, ist seine Güte von der äußersten Wichtigkeit, denn, so bald er schlecht ist, wird er zu einem Gifte, statt eines stärkenden Rettungsmittels *). Es ist leicht einzusehen, daß Brandtewein selten mit Sicherheit angewandt werden, oder die Stelle des Weins ersetzen kann, obgleich er in einigen Fällen augenblickliche Hülfe leistet. Indessen ist die größeste Sorgfalt nöthig, um den Mißbrauch des Wei-

*) Die Aechtheit der Weine, das Verfahren, sie klärer zu machen, und die Mittel, sie zu versüßen, sollte man zum Gegenstande der sorgfältigsten Untersuchung machen. Es ist gewiß, daß man den Arsenik zu ersterer, und das Bley zu letzterer Absicht angewandt hat: Die Eigenschaften dieser Dinge sind zu allgemein bekannt, als daß man sich hier darüber einzulassen brauchte. Auch das Maaß des Weines, der bey einzelnen Bouteillen verkauft wird, erfordert die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber und des Magistrates. Ein Mann hatte Mitleiden mit einer unglücklichen Familie, von welcher ein Mitglied in ein Nervenfieber verfiel. Unbedachtsamer Weise bestellte er bey einem Mann, der Weine und andere geistige Getränke verkaufte, ein Dutzend Bouteillen mit rothem Portwein. Als man sie brachte, war er gerade gegenwärtig. Von diesen zwölf Bouteillen erhielt jede kaum anderthalb Pinten von der elendesten Art.

Unter den Gesellschaften, die zu verschiedenen vortreflichen Absichten gestiftet sind, ist nicht eine, die zur Verbesserung der menschlichen Gesellschaft dadurch etwas beyträgt, daß sie den Gesetzgebern, dem Magistrate und dem Publikum die Mittel in Ueberlegung giebt, welche Beobachtung und Erfahrung als die besten gelehrt, um sich für Betrug und Gewaltthätigkeit zu schützen und Ordnung und Glückseligkeit zu befördern. Es ist kein Zweifel, daß das Urtheil einer Gesellschaft von Männern, deren Rechtschaffenheit, Kenntnisse und Vaterlandsliebe bekannt sind, mehr Gewicht bey der Welt haben würde, als die Meinung eines einzelnen Menschen.

nes zu verhüten, da er sonst denen Kranken, für die er bestimmt ist, von andern Kranken möchte entzogen werden, denen er aber nachtheilig ist; eben dieses kann auch von Krankenwärterinnen und Personen geschehen, die des Nachts bey den Kranken wachen und die gewöhnlich diese starken Getränke lieben *).

76. Sehr oft ist auch die Milch, die in den Hospitälern gebraucht wird, verfälscht. Wenn man die Wichtigkeit dieses Artikels in der Diät und zu äußerlicher Anwendung **) betrachtet, so muß man erstaunen, daß mildthätige Anstalten, die in der Nähe Viehweiden besitzen, nicht selbst Kühe halten. Wo dieses nicht geschehen kann, da sollte eine treue Person frisch gemolkene Milch, die sogleich ins Hospital gebracht wird, oft betrachten. Durch

*) Obgleich die Kranken im Hospitale zu Wien den Wein reichlich genug erhalten, so schien mir in Ansehung der Güte desselben eine Verbesserung statt finden zu dürfen. Ich freuete mich daher, wie ich kurz vor meiner Abreise hörte, daß man künftig den Kranken auch ungarische Weine erlauben würde. Der Verfasser untersagt mit Unrecht, wie ich glaube, den Gebrauch des Brandtewein. Mit vielem Nutzen habe ich in Wien eine Mischung aus Brandtewein, Wasser und Honig den Kranken reichen sehen.

**) Verschiedene mehlichte Substanzen hat man angewandt, um Wärme und Feuchtigkeit auf eine angenehme Weise, vermittelst eines Breyes zu vereinigen. Leinsaatmehl scheint unter allen Dingen zur Hospitalpraxis sich am besten zu schicken. Man hat Weizenmehl auf die neulich empfohlene Weise versucht, ferner Kartoffeln u. s. w., allein die Erwartung würde nicht durch die Erfahrung bestätigt. Es giebt Fälle, in welchen der alte und gute Breyumschlag von Milch und Brod mehr besänftigend und nützlich ist, als irgend ein anderer.

Wiederholung dieser Uebung würde ein jeder in dem Stand gesetzt werden, aufs genauste von der Reinheit der Milch zu urtheilen, und die Verkäufer würde dieses von jeder Art des Betruges abschrecken.

77. In vielen Krankheiten, die eine Neigung zur Fäulniß haben, welches die Symptome deutlich anzeigen, werden frische vegetabilische Säfte, wegen ihrer bekannten Kraft im Scorbut, in der Diät sehr schicklich seyn. Wäre es daher nicht gut, wenn Vegetabilien einen Hauptheil bey der Hospitaldiät ausmachten? Wäre es nicht zu wünschen, daß in der Diätstafel eine eigene Abtheilung für bloße Vegetabilien wäre? erlaubt man frische Citronen und ähnliche Dinge in hinreichend gehöriger Menge? *)

78. Die fäulnißwidrige Kraft vom Brunnenwasser ist groß. In einem jeden Theile des Hospitales sollte es daher vorräthig seyn. Zu dem Ende sollten Pumpen an schicklichen Orten angebracht werden, durch welche das Wasser aus den Quellen in Behälter könnte gezogen werden, aus

*) Herr Howard beklagte sich, daß Vegetabilien nicht einen Theil der Hospitaldiät ausmachten. Lebte er noch, so würde er seine Klagen erneuern. Eben dieser gute Mann glaubte, daß die Vergütung, welche die Juden statt des Fleisches erhielten, zu geringe wäre: man hat sie im London-Hospitale bis zu vier Pence erhöht †).

†) Noch immer erinnere ich mich mit Mitleiden eines armen Judenmädchens, die man in einem großen Hospitale zu *** auf die unbarmherzigste Weise zwingen wollte, die gewöhnliche Hospitalkost zu genießen. Dieß geschah von Katholiken, die um der ganzen Welt willen (wenigstens vor den Augen der Welt) an Fasttägen kein Fleisch gegessen hätten. A. d. U.

denen man es dann, vermittelst anderer Pumpen, in jede Krankenstube bringen könnte. So könnten Kranken zu aller Zeit die Wohlthat eines erfrischenden Trunkes reines Wassers statt desjenigen, was in Kübeln aufgehoben worden, genießen, welches mit allen Arten von Unreinigkeiten angefüllt, und überdem durch langes Aufbewahren faulicht und ungesund geworden. Alle Getränke der Kranken sollten mit Quellwasser bereitet werden. Der abgenommene Verband u. s. w. von Geschwüren und Stellen, auf denen Blasenpflaster gelegen, sollte sogleich in Quellwasser geworfen und fortgebracht werden. Auch um wunde Stellen zu reinigen, sollte man es anwenden, da es sich hiezu außerordentlich paßt. Das letzte Ausschwenken des Leinenzeuges u. s. w. in der Wäscherey sollte stets in Quellwasser geschehen; dadurch werden diese Dinge, wenn sie getrocknet sind, am weichsten. Im Vorhofe oder an irgend einem andern zugänglichen offenen Theile des Hospitals sollte ein Brunnen seyn, mit einem eisernen Löffel, einem steinernen Behälter und einer Oeffnung, um das Wasser abfließen zu lassen, nebst einem metallenen an einer Kette befestigten Stopfer. Patienten, die nicht im Hospitale wohnen, hätten hiedurch eine Gelegenheit, sowohl ihren Durst zu stillen, als auch ihre Töpfe und Flaschen zu reinigen, in welchen sie die Arzneyen erhalten *).

*) Ueberall findet man in London Quellen; das Wasser derselben ist vortreflich. Wenn man den Nutzen des Wassers zum Löschen des Feuers betrachtet, wenn man die herrlichen Eigenschaften des Wassers zu verschiedenen Anwendungen im menschlichen Leben erwägt; wenn man sich von dem Nutzen hinreichend überzeugt, der daraus entstehen würde, wenn man die

79. Oekonomie besteht in Anwendung der bloß nützlichen Dinge und in Vermeidung der Verschwendung derselben.

80. In den Augenblicken der Noth denken Menschen auf allerley Mittel, um ihr Leben fortzusetzen. Aber die Gaben der Vorsicht sollte man nie verschwenden. Die Knochen der Thiere enthalten viele Nahrungsstoffe, vorzüglich eine große Menge einer sehr reinen butterartigen Substanz, die von dem Mark selbst ganz verschieden ist. Einige Knochen von gekochtem Rindfleische wurden ohne das Mark in Stücke zerhauen, um das Fett und das Gluten desto leichter herauszunehmen und darauf in Wasser gekocht. Nachdem es kalt geworden, schwamm auf der Oberfläche ein Fettkuchen von beträchtlicher Dicke, beynahe geruch- und geschmacklos. Sehr gut könnte man dieses statt der Butter in Puddings u. s. w. gebrauchen. Die übrige Flüssigkeit hatte eine ziemliche Menge Gluten, und es wurde bloß etwas Salz, Gewürz oder mehlichter Bestandtheil, als Habermehl, Erbsen u. s. w. erfordert, mit oder ohne der Zu-

Straßen zuweilen wässern würde, indem man es durch dieselben strömen ließe, wodurch auch zugleich der oft beschwerliche Staub würde gelegt werden, so muß man erstaunen, daß nicht in jeder Straße dieser Hauptstadt ein Brunnen ist †).

†) In Wien werden nicht allein beynahe alle Gassen der Stadt und Vorstädte, sondern auch die großen offenen Plätze des Hospitals und die Alleen im Prater mit Wasser besprengt, welches in Wien, wo es so außerordentlich staubicht ist, durchaus erfordert wird. Dieses geschieht vermittelst eines mit Wasser gefüllten Fasses, an welchem unten sich eine Gießkanne befindet, und welches langsam auf einem Wagen umher gefahren wird. A. d. U.

that von frischen Vegetabilien, als Zwiebeln u. s. w., um eine vortrefliche Suppe daraus zu bereiten. Leute, die Knochen sammeln und bearbeiten, um flüchtiges Alkali daraus zu bereiten, zerhauen sie auf einem Blocke mit einem Beile. Aber man sieht bald ein, daß es besser wäre, ein andres Hausgeräthe zu erfinden, welches zu dieser Absicht sich mehr schickte.

81. Die innere Oekonomie eines Hospitals erfordert die unermüdete Aufmerksamkeit des Apothekers, Verwalters, der Hausmutter u. s. w. Das wachsamste Auge derselben ist nöthig, um diejenigen zu ihrer Pflicht anzuhalten, für deren Betragen sie verantwortlich sind. Der Erfolg der Absicht dieser milden Anstalt hängt außer der Ordnung und Pünktlichkeit von dem Diensteifer und der Treue dieser Officianten ab *).

82. Nichts beweiset so sehr die Nachlässigkeit, als der Mangel an Reinlichkeit in den offenen Plätzen und Nebengebäuden, die um das Hospital herum liegen. Kein Unkraut, Schmutz oder Kehricht sollte gesehen werden; sondern die ganze Außenseite sollte das ausdrücken, was derjenige, welcher diese Anstalt gütigst untersucht, innerhalb zu finden wünscht. Jedes Stückchen Land, das nicht zum Spaziergange oder zur Leibesübung bestimmt ist, sollte be-

*) Einer meiner Freunde, der vor einigen Jahren die Hospitäler zu Brüssel besuchte, machte die Bemerkung, daß die dasige reinliche und anständige Weise, mit der man den Patienten die Nahrungsmittel giebt, nebst der Ordnung und Genauigkeit, mit der man ihnen die Arzneyen reicht, die Aufmerksamkeit derjenigen verdienen, die die innere Besorgung der Hospitäler in London haben.

nutzt werden, um Kräuter für die Kranke, Familie im Hause, oder für das Dispensary darin zu ziehen. Die Ebenen, die zu ersterer Absicht bestimmt sind, sollten mit Gras besäet, gehörig gemähet und überhaupt in gutem Stande erhalten werden.

83. Mit Recht bemerkt Herr Howard, daß die Vorrichtungen zu warmen und kalten Bädern gewöhnlich in den Hospitälern sehr schlecht wären. Allein unnöthige Ausgaben müssen bey diesen und allen andern Dingen vermieden werden. Sie verhindern die schnelle Aufnahme der Verbesserungen; und überhaupt sollte Einfachheit bey einer jeden Sache herrschen. Ich glaube, daß man den Zinnpantoffel, (tin-slipper) der seinen Namen von seiner Gestalt erhalten und dem man jetzt gewöhnlich zu Halbbädern gebraucht, durch eine sehr einfache Vorrichtung auch zu Dampf- und Rauchbädern anwendbar machen könnte. Die Bäder für die Männer und Weiber sollten entfernt von einander liegen.

84. Die Gefahr und der Lerm bey einer Feuersbrunst in irgend einem Theile des Hospitales sollte aufs möglichste verhütet werden. In einem jeden Theile eines Hospitales sollte eine tragbare Feuerspritze und eine gehörige Menge von Wassereymern seyn. Es versteht sich von selbst, daß an solchen Orten eine hinreichende Menge von Wasser zu einem jeden augenblicklichen Gebrauch stets in Bereitschaft sey.

85. Einem jeden Aufwärter des Wundarztes, und einer jeden Krankenwärterin sollte man den Gebrauch des Turnikets lehren. Es würde überflüssig seyn, auch nur ein Wort zur Empfehlung dieser Sache zu sagen.

86. Der allgemeine Widerwille gegen Arbeiten, vorzüglich gegen solche, die nicht ausdrücklich zu unserer Pflicht gehören, verhindert viel Gutes in der Welt. Wenn dem Krankenwärter und den Krankenwärterinnen in einem Hospitale der Gebrauch des Turnikets gelehrt würde, so könnte es nicht fehlen, daß das Leben vieler Menschen dadurch würde erhalten werden, und vielleicht zu einer Zeit, und bey einer Gelegenheit, die für das Land und die Menschheit überhaupt von der größesten Wichtigkeit wäre.

87. In Rücksicht der Beschäftigung der Patienten, die sich nach ihren verschiedenen Umständen paßt, scheint in allen Hospitälern eine allgemeine Vernachlässigung zu herrschen. Sowohl zur Besserung und Wiedererlangung der völligen Gesundheit, als auch in Ansehung der Gewohnheiten zu arbeiten, würde eine Art von Beschäftigung sehr heilsam seyn. Es ist leicht zu erachten, daß außer den Handleistungen im Hause und im Hofplatze man sie auch mit andern nützlichen Dingen beschäftigen könnte. Die Kunst, geschabte Leinwand zu bereiten, kann für sie selbst und andern bey vielen Gelegenheiten nützlich werden, selbst nachdem sie das Hospital verlassen. Viele von ihnen, die vielleicht Soldaten oder Matrosen werden, setzen sich dadurch in den Stand, ihren im Gefechte verwundeten Kameraden Hülfe zu leisten: und Weiber, die dieses verstehen, können dadurch zur Erleichterung der Leiden ihrer Nachbarn und zur Unterstützung ihrer eigenen Familie beytragen.

88. Die Scene des Sterbens sollte so viel wie möglich für die Patienten in den Krankensälen eines Hospitales

verborgen werden und alle Zubereitungen zu einem Leichenbegängnisse sollte dem Anblicke derselben entzogen werden. Die Niedergeschlagenheit, die solche Gegenstände verursachen können, muß durch Krankheit ermatteten Personen jederzeit nachtheilig seyn, und es giebt Beyspiele, wo solche Ursachen tödtliche Folgen hatten.

89. Der Tod eines jeden Patienten sollte feyerlich bey den wöchentlichen Versammlungen angezeigt werden. Wegen der Krankheit oder der Verletzung, die diesen Ausgang bewirkte, sollten Untersuchungen angestellt werden *). Ob

*) So würden der allgemeine Eifer und die weisen Einrichtungen der Gesetze aufrecht erhalten werden. Diejenigen, welche die Kirchspiele untersuchen (searcher), sollten ihr Amt mit größerer Genauigkeit verwalten. Ein Geistlicher, der eine Zierde seines Standes ist, machte folgende interessante Bemerkung, wie er diese Anmerkung las. „Viele sonderbare Gespräche haben sich verbreitet, „die sich auf die Nachrichten der Untersucher der Kirchspiele „gründeten. Die Untersucher, irren sich stets in den Symptomen der Krankheit und halten die Zufälle in den letzten Augenblicken für die Krankheit selbst. Wenn sich das Leben mit „Brand oder Konvulsionen beschließt, so nimmt man wenig „Rücksicht darauf, welche Krankheit eines von beyden verursachte; sondern im Allgemeinen berichtet man bloß, daß eine Person am Brande oder an Konvulsionen gestorben, gerade als „wenn keine Krankheit vorher gegangen wäre. Eine Wunde, „u. s. w., mag immerhin ein entzündliches, faulichtes oder „Nervenfieber verursachen, so steht in den Nachrichten des „Nachsuchers bloß das allgemeine Wort Fieber. Das Wort, „Entkräftung, scheint im Wörterbuche der Untersucher alle die „Krankheiten zu begreifen, die den Tod durch allmählige Abnahme der Kräfte verursachen. Bis ich unsern Untersucher „darauf aufmerksam machte, hierin einen Unterschied zu machen, waren die Nachrichten von allen alten Männern, die

die gehörige Sorgfalt bey dieser Krankheit angewandt? ob Konsultationen gehalten? ob der Leichnam geöffnet worden, und wenn dieses der Fall ist, ob man bey dieser Inspektion etwas Befriedigendes gefunden oder nicht? und endlich ob der Arzt oder Wundarzt wegen irgend etwas bey dieser Gelegenheit Tadel verdient.

90. Es ist gegen die dauerhafte Glückseligkeit der Menschen, Irrthum und Vorurtheile zu verbreiten. Keine Gelegenheit, Untersuchungen über den Sitz und die Natur der Krankheit zu machen, sollte man vorbey gehen lassen; sondern man sollte alles anwenden, um eine Sache zu bewirken, von der großentheils die Fortschritte in der Heilungskunst abhängen *).

„70 Jahre und älter geworden, daß sie vor Alter gestorben wä„ren. Ich lächle stets, wenn ich Beweise angeführt finde, die „sich auf die Nachrichten der Untersucher gründen, da es nichts „Ungewisseres als diese giebt." Sollten nicht die Gesetzgeber, die Aerzte und Wundärzte, die bey den Krankheiten des Verstorbenen um Rath gefragt wurden, ersuchen, die Nachrichten von den Krankheiten und von dem Tode zu unterzeichnen? Nachrichten, auf eine solche Weise bewährt gemacht, würden für die Arzneywissenschaft äußerst nützlich seyn †)

†) Zu den unvollkommnen und zum Theil sehr lächerlichen Todtenlisten gehören gewiß diejenigen, welche, wenn ich nicht irre, monatlich in Wien erscheinen. Zu den Mitteln, bessre Todtenlisten zu erhalten, darf man gewiß folgende Verordnungen rechnen: „Der Kai„serlichen Königlichen Landesregierung im Erzherzogthum Oesterreich „unter der Ens Cirkulare, die Todtenbeschau betreffend." Sieh. Beyträge zum Archiv der medizinischen Polizey und der Volksarzneykunde. Siebent. Band, zweyte Samml., herausgegeb. v. Joh. Christ. Friedr. Scherf. Leipzig, 1798.

*) Da das Vorurtheil gegen pathologische Untersuchungen abnimmt, so wird auch jede ungegründete Furcht und Sorge den-

91. Gewiß irrte sich der edle Herr Howard, wenn er glaubte die Ordnung zu vermehren, indem er Tage festsetzte, an denen es nur erlaubt wäre, Kranke zu besuchen*). Hätte dieser Menschenfreund mit seinem gewöhnlichen Mitleiden für kranke und unglückliche Menschen über diesem Gegenstande nachgedacht, so würde er nie denen den Zutritt fest

selben einst unterworfen zu werden sich im Verhältniß verringern. Wie kann man aber dieses mit dem Verfahren, die Leichname der Mörder nach vorher gegangener Sektion öffentlich auszustellen, vereinigen? Darf man nicht gegründete Zweifel über den Nutzen dieses Ueberbleibsels der Barbarey und über die damit verknüpfte Verletzung der Wohlanständigkeit in einem gebildeten Staate hegen. Das Verbrechen eines Mörders ist entweder die Folge einer unbekämpften Leidenschaft, oder einer gereiften gänzlichen Verderbniß. Wenn in jedem Falle die mit dem Tode verbundene Schande nichts fruchtet, ist es dann wahrscheinlich, daß die Vorstellung vom Messer des Wundarztes, dem man nach dem Tode wird unterworfen werden, etwas ausrichten wird? Werden nicht die reinsten Gesetze der Religion und der Moralität dadurch geschwächt, indem man zu etwas seine Zuflucht nimmt, welches sich auf eine thörichte Furcht stützt. Dieses Verfahren verhindert die Untersuchungen von der erheblichsten Wichtigkeit, indem sie das Ansehen eines der wichtigsten Zweige der Naturkunde verringert. Immerhin mag man fortfahren, die Leichname der Mörder auszusetzen, nur mit der größesten Wohlanständigkeit, ohne vorher gegangene Sektion, und man suche durch die Ceremonie selbst einen furchtbaren Eindruck zu bewirken. Man lasse z. B. den Strick um den Hals, auf der Brust befestige man ein Stück Pergament, welches das Verbrechen anzeigt, und eine nebenstehende Person ermahne die Zuschauer, eine Warnung an diesem schrecklichen Beyspiele zu nehmen, Gottes Befehle zu gehorchen und die Gesetze zu verehren.

*) Sieh. Howard von den Krankenhäusern. Seite 81. Orig. Ausg.

verweigert haben, die Pflicht, Liebe oder Freundschaft zu den Thoren eines Hospitales führt. Soll man einem Vater den Trost, sein Kind zu sehen, versagen, welches durch die unglückliche Lage, in welcher es sich befindet, seinem Herzen nur noch theurer geworden ist? und soll man dem Kinde die Tröstung der Eltern verweigern? soll ein Sohn oder eine Tochter trostlos von der Thüre getrieben werden, ungewiß über dem Zustande eines geliebten Vaters oder einer theuern Mutter? Soll man nicht die kritische Veränderung einer Krankheit wahrnehmen, um einer gefährlich kranken Person zu erlauben, ihren letzten Wunsch und Willen zu äußern, da die Seele noch geschickt dazu ist? Soll man Kranken die Unterredung mit denen untersagen, welche die Angst ihrer Seele zu beruhigen suchen, indem sie sich die traurige Lage ihrer Familie zu lindern bemühen? soll man selbst das letzte Lebewohl einem verweigern? Eine verschwiegene Person, die beständig im Hospitale wohnt, sollte die Aufsicht über diese Besuche haben. Diese Sache sollte man nicht Personen überlassen, die vielleicht gefühllos, unwissend und leicht zu bestechen sind. Wenn die gewöhnlichen Regeln eines Hospitales beobachtet würden, und man außerdem noch einem besondern Officianten eine beschränkte Gewalt in dieser Sache ertheilte, so wäre dieses hinreichend, um Frieden und Ordnung zu erhalten *).

92. Die

*) In Wien erlaubt man solche Krankenbesuche von zehn bis zwölf Uhr des Morgens und von zwey bis vier Uhr des Nachmittags. Unnachahmlich ist die Güte, mit welcher Herr Hofrath Frank nicht allein die Kranken, sondern auch diejenigen

92. Die Einrichtung der Vorsteher der Hospitäler u. s. w., in Rücksicht der starken Getränke war eine Hauptquelle der Bekümmerniß des Herrn Howard's. Mit Leidwesen muß man beklagen, daß Uebel von dieser Art noch nicht völlig und allgemein genug abgeschaft sind. Keinen Patienten sollte man irgend eine Art von geistigen oder gährenden Getränken zugestehen, die nicht von Aerzten oder Wundärzten erlaubt wären. Keiner Krankenwärterin u. s. w. sollte man erlauben in ein öffentliches Haus zu gehen, sondern das Porterbier, welches man ihnen bey ihren Mahlzeiten zugesteht, sollte ihnen zu gewissen Zeiten gebracht werden. Kein Wirth oder einer seiner Dienstboten sollten sich erkühnen in ein Krankenzimmer zu gehen, selbst nicht weiter, als sie der Thorhüter beobachten kann. Keiner, der einen Kranken besucht, darf die Erlaubniß haben, denselben oder einen Krankenwärter u. s. w. mit geistigen Getränken unter irgend einem Vorwande zu bewirthen. Mit der größesten Strenge sollte ein Thorhüter auf diese Vorschriften sehen, und irgend eine Veruntreuung von seiner Seite, oder Vernachlässigung dieser Regeln bey irgend einem, sollte exemplarisch bestraft werden.

93. Kluge und edelgesinnte Menschen werden die Studierenden in einem Hospitale wegen ihres wichtigen Zweckes für die Zukunft mit Achtung betrachten. Wer kann die glücklichen Fortschritte und das Wohl so vieler junger

behandelt, die zum Besuche derselben ins Hospital kommen. Mit der größesten Herablassung sah ich ihn einst einen betrunkenen Mann beruhigen, der noch des Abends um fünf Uhr vom Thorhüter eingelassen zu werden verlangte. A. d. U.

Menschen mit Gleichgültigkeit ansehen, oder gefühllos bey dem seyn, was der Trost und die ängstliche Hoffnung ihrer Aeltern und Freunde ist? Wenn man erwäget, daß die Gesundheit und das Leben so vieler Kranken in einem Hospitale, so vieler tapfern Vertheidiger des Vaterlandes bey den Armeen und Schiffssoldaten und eines jeden Mitbürgers überhaupt im Staate, von der Anwendung der Stunden dieser Studierenden abhängt; so erhellet sehr bald, daß man nichts unterlassen muß, was auf eine wichtige Weise ihre Aufmerksamkeit beschäftigen, und ihre Fortschritte beschleunigen kann. Auch muß man nicht die moralische Aufführung dieser Personen, die eine so wichtige Stelle in ihrem Leben bekleiden sollen, mit Gleichgültigkeit betrachten.

94. Man sieht leicht ein, daß in einem jeden Hospitale zum Nutzen der Studierenden u. s. w. eine Bibliothek seyn sollte, mit Einrichtungen, die zu dieser Absicht besonders gemacht würden. Diese könnte durch die Beyträge und etwanigen Geschenke der Aerzte, Wundärzte und Studierenden errichtet und unterhalten werden. Sie müßte die nützlichsten Werke aus allen Zweigen der Arzneykunde enthalten und in einem besondern Zimmer aufbewahrt werden, welches die mildthätige Anstalt dazu erlaubte *).

*) Auszug aus den Gesetzen des London-Hospitals, die Studierenden desselben betreffend:

„Die Studierenden des Hospitals werden ersucht, die Ge„setze und Vorschriften des Hospitals aufs genaueste zu beobach„ten, von denen ein jeder bey seinem Eintritte ein Exemplar „erhält. Sie werden ernstlich ersucht dafür zu sorgen, daß von „den Arzneyen zum äußerlichen oder innerlichen Gebrauch nichts

95. Als einen Schritt zur Erweiterung des Wirkungskreises der Aerzte und Wundärzte in den Hospitälern zu London schlage ich jährlich wenigstens einmal eine allgemeine Zusammenkunft vor, um Gegenstände aus folgenden Abtheilungen zu berichtigen, nämlich Entdeckungen, Verbesserungen, Beobachtungen über Epidemien, Krankenge-

„verschleudert oder gemißbraucht werde. Täglich um eilf Uhr „des Vormittags müssen sie anfangen zu verbinden, diejenigen „ausgenommen, die unter der besondern Sorgfalt des Wundarztes stehen, dessen Tag es ist, das Hospital zu besuchen, und „solche müssen liegen bleiben, bis der Wundarzt Verordnungen „für sie ertheilt hat. Vorzüglich werden sie gebeten, die Kranken, die nicht im Hospitale wohnen, zu verbinden und abzufertigen. Die Studierenden, die im Hospitale wohnen (house-pupils), müssen in den Wochen, wo sie die Aufsicht haben, den „Namen, die Krankengeschichte und den Tag der Aufnahme „eines jeden Patienten, entweder als Hauskranker, oder als „ein außer demselben wohnender niederschreiben. Die im „Hospitale wohnenden Studierenden müssen aufs Genaueste befolgen, was in ihrer Lage von ihnen gefordert wird. Sie dürfen „unter keinem Vorwande beyde zugleich abwesend seyn: Turnikets, Nadeln, Ligaturen und andere zur Hemmung der „Hämorrhagien nothwendige Sachen, Schienen u. s. w. zur „schleunigen Hülfe bey Knochenbrüchen müssen sie in Bereitschaft halten. Keinem kann der Wundarzt ein Zeugniß ertheilen, der nicht regelmäßig und treulich die Pflichten des Hospitales beobachtet. Im Jahre 1792 stiftete man eine jährliche Zusammenkunft derjenigen Herren, die im London-Hospitale unterrichtet worden. Die Absicht derselben war, sich mit „dem gestifteten Nutzen derselben bekannt zu machen, das Interesse derselben zu vergrößern und Ehrbegierde und Rechtschaffenheit bey denen zu vermehren, welche die verschiedenen Zweige der Arzneykunde ausüben." †)

†) Aehnliche Zusammenkünfte errichtete Herr Hofrath Frank in Wien, für die dortigen Hospitalärzte.

schichten von Krebsgeschwüren *), Biß von einem tollen Hunde, oder dessen Folgen, Todtenkrampf, Pulsadergeschwulst, gefährliche oder tödtliche Verblutungen, Zerreissung oder Verwundung eines Gefäßes **), außerordentliche Zufälle von irgend einer Art, was für Heilmethoden man in diesen Krankheiten angewandt, und was für schickliche Mittel man in Zukunft bey ähnlichen Fällen anwenden könnte, in der Absicht, um Erleichterung in Krankheiten zu schaffen, die bis jetzt der Kunst spotteten, und heilsamere oder gewissere Mittel bey andern anzuwenden.

96. Unwissende und übelunterrichtete Personen sollten in Rücksicht der Konsultationen zurechte gewiesen werden. Bey vielen chirurgischen Operationen in den Hospitälern können förmliche Konsultationen nicht immer gehalten werden, ohne das Leben deshalb in Gefahr zu setzen, welches doch der Endzweck einer jeden Berathschlagung ist. Bey Brüchen ***) wird eine Operation oft augenblicklich erfor-

*) Mehrere Fälle haben die Unwirksamkeit der äußerlichen Anwendung der Kohlensäure und der Lebensluft beym Kerbse deutlich bewiesen.

**) Die Transfusionsversuche, die Herr Professor Harwood in Cambridge unternommen, lassen uns hoffen, daß man in Zukunft das erschöpfte Herz und die Blutgefäße des menschlichen Körpers durch das Blut von Thieren wird anfüllen und wieder in Thätigkeit setzen können.

***) Viele Fälle von dieser Art sind dadurch verursacht, daß man die Pfähle auf den Gassen zu kurz gemacht, oder vergessen, sie weiß zu färben. Die Gesetzgeber der verschiedenen Distrikte sollten menschenfreundlich hierauf aufmerksam seyn. Vor einigen Jahren wurden den Commissionärs des Straßenpflasterbaues Vorstellungen wegen dieses Uebels gemacht.

dert, oder man muß den kritischen Augenblick, in welchem die Operation unternommen werden sollte, vorbey streichen lassen. Fälle von zerschmetterten Hirnschädeln, von componirten Knochenbrüchen, die eine Amputation erfordern, plötzliche Verwundungen oder Zerreissungen von Arterien gestatten keinen Aufschub. Keiner glaube daher, daß ein Wundarzt in einem Hospitale nicht die größeste Sorgfalt, sowohl für ein Glied, als für das Leben selbst trage. Bey allen gefährlichen Zufällen, wo es die Zeit erlaubt, sollte man Berathschlagungen halten, hierin besteht ein wesentlicher Nutzen einer Hospitalanstalt.

97. Wenn man die Zahl der Hospitäler in dieser Stadt, und die darin aufgenommenen Kranken während des Verlaufes eines Jahres betrachtet, so muß man sie als wichtige Gegenstände der bürgerlichen Polizey ansehen *). Die Patienten in einem Hospitale sind größtentheils sehr unwissend und arm und daher sehr geneigt, zum Nachtheil der menschlichen Gesellschaft umher zu irren. Sollte man daher sich nicht nach ihren besondern Verhältnissen erkundigen, und diesen gemäß ihnen Ernährung und Rath ertheilen? Was für eine große Anzahl von Menschen aus der geringern Klasse konnte durch dieses einfache Mittel zur Er-

*) Ohngefähr 1600 Menschen sind beständig in den sieben Hospitälern der Hauptstadt, nämlich St. Bartholomäus, St. Thomas, Guys, London, Westminster und Middlesex. Wenn man nun annimmt, daß im Durchschnitte gerechnet der Aufenthalt eines jeden Patienten einen Monat dauert, so wird die Zahl der in den verschiedenen Hospitälern Aufgenommenen, ein Jahr in das andere gerechnet, ohngefähr 20000 betragen.

lernung dessen gebracht werden, was sie Gott und ihren Nebenmenschen schuldig sind? Sind Fleiß und Industrie Beweise von Aufrichtigkeit und Wahrheit? Haben Menschen Ursache, sich über Unordnung, Gefahr des Lebens oder ihrer Güter zu beklagen, wenn man die Mittel, um Ausartung und Verbrechen zu verhüten, vernachlässigt? Das Vorlesen der Gebete und das Predigen, welches nur selten und nur für eine Versammlung geschehen sollte, die nicht mehr als den sechsten Theil der Bewohner eines Hospitales ausmacht, sollte bloß als ein Theil eines Standes angesehen werden, der Tröstung und Verbesserung der Menschen beabsichtiget. Vorsteher, die Geißliche sind, sollten das Nachdenken über diese Punkte zu ihrer Pflicht machen. Kluge und rechtschaffen denkende Menschen würden Hospitäler als Nationalanstalten ansehen *), wenn Menschen sich bloß in denselben versammelten, um Unterricht zu empfangen und sich als gute Mitglieder einer Gesellschaft aufzuführen.

*) Ein liebenswürdiger Schriftsteller eines sehr nützlichen Werkes drückt sich, nachdem er Nachrichten von den zahlreichen mildthätigen Anstalten mitgetheilt, so aus: „Wenn man diese verschiede„nen lobenswürdigen Anstalten betrachtet, die in Rücksicht ihres „weiten Wirkungskreises und Freygebigkeit nicht ihres gleichen „haben, so muß man erstaunen und sich wundern, daß nicht „ein größerer Nutzen für die Einwohner der Hauptstadt daraus „entstanden, nicht bloß in Rücksicht der Moral, sondern auch in„dem sie die geringste Klasse der Menschen für das äußerste Elend „und Armseligkeit schützen, welches nirgends in einem solchen „Grade, wie in London statt findet.“ Sieh. Abhandl. von der Polizey der Hauptstadt, von P. Colquehoun, Seit. 411. Orig. Ausgabe.

98. Wenn man die Verwaltung eines Hospitals betrachtet, so ist es außerordentlich auffallend, wie sehr es auf die Charaktere derjenigen Personen ankömmt, welche die Vorstehergesellschaft ausmachen. Sie sollte aus Männern bestehen, die einen wahren Diensteifer hegen, die Muth und Beurtheilungskraft besitzen, um Vorschläge zur Verbesserung der Mißbräuche und Mängel anzunehmen, die über eigennützige Bewegungsgründe, oder Befriedigung irgend einer niedrigen Leidenschaft erhaben sind, kurz, denen bloß das Wohl und die getreue Verwaltung dieser mildthätigen Anstalt am Herzen liegt. Nichts kann so sehr Thorheit, Kargheit oder eine gewisse Art von eigennütziger Abneigung beweisen, als der Gegensinn, Aerzte und Wundärzte in den Berathschlagungen der Gesellschaft aufzunehmen. Man hat beobachtet, daß das Ansehen und das Interesse der Aerzte und Wundärzte vom Verfahren des Hospitales abhängt, daß mit dem glücklichen Fortgange desselben ihre Erhebung, und mit dessen Sinken ihr Verlust verknüpft ist. Man kann noch hinzufügen, daß Aerzte und Wundärzte die schicklichsten Richter sind, um über alle Sachen, die ein Hospital betreffen, zu urtheilen, warum will man ihnen denn nicht erlauben, auch an den ersten Berathschlagungen Theil zu nehmen?

99. Das weibliche Geschlecht kann über manche Sachen in einem Hospitale besser urtheilen, als Männer, vorzüglich was zu den weiblichen Zimmern und Beschäftigungen überhaupt gehört, als Küche, Wäscherey, Betten, Leinenzeug u. s. w. Man sollte daher Vorsteherinnen einla-

den, die etwa eine eigene Gesellschaft ausmachten, um dieser mildthätigen Anstalt ihre Beobachtungen und Kenntnisse mitzutheilen *).

100. Die Vorsteher der Hospitäler sollten bey ihren Krankenbesuchen einen gewissen Grad von Ceremonie beobachten, um die gehörigen Ideen von ihrem Ansehen um sich her zu verbreiten. Zu dem Ende sollten sich die Krankenwärter u. s. w. entfernen, wenn man sich wegen eines jeden Aufführung bey den Patienten erkundigt, und so sollte man auf der andern Seite die Krankenwärter außer den Zimmern, wegen des Betragens eines jeden Kranken, den sie besorgen, befragen. Solche Besuche sollten zu ungewissen Zeiten, selbst zuweilen zur Nachtzeit, mit gehöriger Rücksicht auf Wohlanständigkeit und die Ruhe der Kranken gemacht werden.

101. Die Vorsteher von Hospitälern, die große Fonds besitzen, sind auch verhältnißmäßig mehr dafür verantwortlich. Sie sollten sich daher von einem jeden Rathschläge zur Verbesserung und Erweiterung der Absichten erbitten, die dem Endzwecke dieser mildthätigen Anstalt, welcher er auch immerhin seyn mag, entsprechen. Wäre es daher nicht gut mit Hospitälern, die reich genug sind, große Gebäude außerhalb der Stadt zu errichten, wo die Luft einen freyen Durchzug hat, um Rekonvalescenten und unheilbare Wahnsinnige darin aufzunehmen, wenn nämlich letztern

*) Sehr oft sah ich Madame Blizard sich der obengenannten Sachen mit der größesten Emsigkeit annehmen. A. d. U.

Unterhalt gestattet würde; auch andere Personen könnte man dorthin bringen, zu deren Umständen Ruhe, geräumige Wohnung und reine Luft besonders zuträglich wären. Der Zustand der Patienten in dem Haupthospitale würde in dem Grade gewinnen, in welchem man Patienten aus diesem in jenes auf dem Lande bringen würde *).

102. Nichts ist unschicklicher und entehrender in einer mildthätigen Anstalt, als Männern, gleich nachdem sie Mitglieder geworden, bey Erwählungen und Zusammenkünften das Stimmen-Recht zu erlauben. Dadurch wird der größeste Nutzen einer guten Absicht den Händen von Personen mit niedrigen und eigennützigen Grundsätzen übergeben, und die gewiß unwissend und unerfahren in dem sind, was dieser mildthätigen Anstalt gut ist. Die niedrige und zu verabscheuende Politik, einen wahren und dauerhaften Nutzen einer kleinen Summe Geldes, die bey einer außerordentlichen Gelegenheit geschenkt wird, aufzuopfern, kann ohnmöglich auch nur durch einen Schatten von Grund unterstützt werden. Der Verlust vortreflicher Männer, welche alte und standhafte Stützen eines Hospitales sind und die

*) Zu dem Spitale der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt zu Wien gehört ein solches Rekonvalescentenhaus auf der Landstraße. Herr Nikolai in Berlin erzählt, daß ihm ein glaubwürdiger Mann berichtet, daß die Kranken nur drey Tage darin aufgenommen und hernach ohne weitere Rücksicht fortgeschickt würden. (Sieh. Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, von Friedrich Nikolai, dritter Band, Berlin u. Stettin, 1784.) Ob dieses Rekonvalescentenhaus noch existirt, weiß ich nicht; ich habe während meines Aufenthalts in Wien nie etwas davon gehört. A. d. U.

durch Maaßregeln beleidigt worden, die der Vernunft, dem Eigenthume und dem Verdienste widerstreiten, kann nie durch die zeitliche Gunst derjenigen ersetzt werden, deren Verfahren durch bloßes persönliches Interesse geleitet wird *).

103. Die Annahme von Geschenken und Geldbestechungen irgend einer Art von Patienten in den Hospitälern sollte verboten seyn. Dieses ist eben so abscheulich, wie die Gewohnheit, von den armen Schuldnern beym Eintritt ins Gefängniß Geld zu verlangen, nachdem sie ihren Wohnungen und ihrer dürftigen Familie entrissen worden. Werden Krankenwärter, ferner diejenigen, welche des Nachts wachen u. s. w., nicht alles zu erpressen suchen, was sie können, wenn man ihnen erlaubt, etwas zu nehmen. Werden sie nicht geneigt werden, diejenigen mit Gleichgültigkeit zu behandeln, die nicht im Stande sind, ihre Gunst zu erkaufen? Werden sie sich wahrscheinlich nicht bemühen, solche unglückliche Personen aus ihren Krankenzimmern zu entfernen, in der Hoffnung, größern Nutzen von andern zu

*) Bey der Gesellschaft zur Beförderung der Schiffarth werden Personen, welche die gehörige Summe bezahlen, bey einer allgemeinen Versammlung vorgeschlagen, und in der nächsten erwählt. Dieses ist die beste Art, um Mitglieder in einer mildthätigen Anstalt aufzunehmen. Folgendes Gesetz des London-Hospitals verdient nachgeahmet zu werden: „Niemand, der für „ein Jahr Vorsteher oder Vorsteherin ist, (annual Governor or „Governess) darf bey einer Wahl stimmen, der nicht schon ein „Jahr Vorsteher oder Vorsteherin gewesen, den Tag der Erwählung mit eingeschlossen. Noch besser würde es seyn, wenn „die Worte für ein Jahr ausgelöscht würden."

ziehen? Ihr Freunde des Elendes, bedenkt dieses und duldet nicht, daß diejenigen, die dazu bestimmt sind, eure Wohlthaten auszutheilen, dieselben in ihren Händen besudeln und eure Absichten hintergehen. Die Aufwärter in einem Hospitale sollten einen festen Gehalt für ihre Dienste erhalten, und in dieser Rücksicht nicht im mindesten von den Kranken abhängen.

104. Hospitäler und andere öffentliche Anstalten, wie groß auch immerhin ihr Reichthum seyn mag, sollten nach den Gesetzen und Anordnungen verwaltet werden, die von der ganzen Gesellschaft, der Vorsteher festgesetzt werden, mit der genauesten Beobachtung der Absicht ihrer Stifter. Wenn eine Gesellschaft, die zum allgemeinen Besten abzwecket, von der Güte und dem Urtheil des Publikums gänzlich unabhängig wird, so werden die Mitglieder derselben die Zahl derjenigen, die daran Theil nehmen, zu verringern, und auf diese Weise das Ansehen ihrer Stellen zu vergrößern suchen. Hiedurch werden viele nachtheilige Folgen entstehen. Persönliches Interesse wird der Hauptgrund ihrer Handlungen werden, und die Erwartungen der Wissenschaften und der Menschheit sich immer mehr getäuscht finden. Die Spuren von Stolz, Nachlässigkeit und Verderbniß sind in manchen solchen Anstalten, die zu den edelsten Absichten gestiftet wurden, nur zu deutlich.

105. Wenn man für den Haupteinwurf gegen den Nutzen der Hospitäler für die Luft Sorge trägt, so besitzen die Hospitäler Vorzüge, die sich für den Zustand kranker und verunglückter Personen vorzüglich passen, und Bequemlich-

keiten, die man sich in manchen andern Lagen des Lebens nicht verschaffen kann. Verständige Personen sollten daher die Vorurtheile zu entkräften suchen, die man bey der geringern Klasse von Menschen gegen diese nützliche Anstalten zuweilen findet. Bey Klagen über schlechtes Betragen gegen irgend einen in einer öffentlichen mildthätigen Anstalt sollte man die genauesten Untersuchungen über die Wahrheit dieser Beschuldigung anstellen, damit nicht alle, ein einzelner, oder die ganze Vorsteher-Gesellschaft Unrecht erleide, indessen bloß einzelne Subjekte Tadel verdienen. Diese und andere daraus herfließende Betrachtungen sollten die Menschen äußerst vorsichtig in Rücksicht der Urtheile gegen das Ansehen und den Nutzen einer mildthätigen Anstalt machen. Wenn die Absicht einer Sache gut ist und die Grundsätze ihrer Vorsteher rein sind, so sollte man die Fehler und Vergehungen der Officianten und Unterbedienten als vorübergehende und zu verbessernde Uebel betrachten, und gütig gesinnte Menschen sollten dieses nicht zum Vorwande gebrauchen, um ihre Unterstützungen zu entziehen.

106. Nun wollen wir den Fall setzen, daß man den Plan von einem Hospitale machen wollte, nach welchem dasselbe entworfen und erbauet werden sollte: so sieht man gleich ein, daß man zuerst eine Gesellschaft errichten sollte, um überall Erkundigungen einzuziehen, was irgend bey dieser Unternehmung nützlich seyn könnte. Zu dem Ende sollte ein jeder Ort untersucht, und jedes Buch und eine jegliche Person um Rath gefragt werden, von denen man mit Wahrscheinlichkeit einiges Licht erwarten kann. Nachdem die Lage

des Gebäudes bestimmt worden, so sollten die Baumeister und Aufseher eines Baues nach dem einmal festgesetzten Systeme einen Plan verfertigen. Eine edle Einfachheit sollte die Zierde des Gebäudes seyn, die überall zeigte, daß man nie den Zweck aus den Augen gelassen, zu dem es bestimmt war.

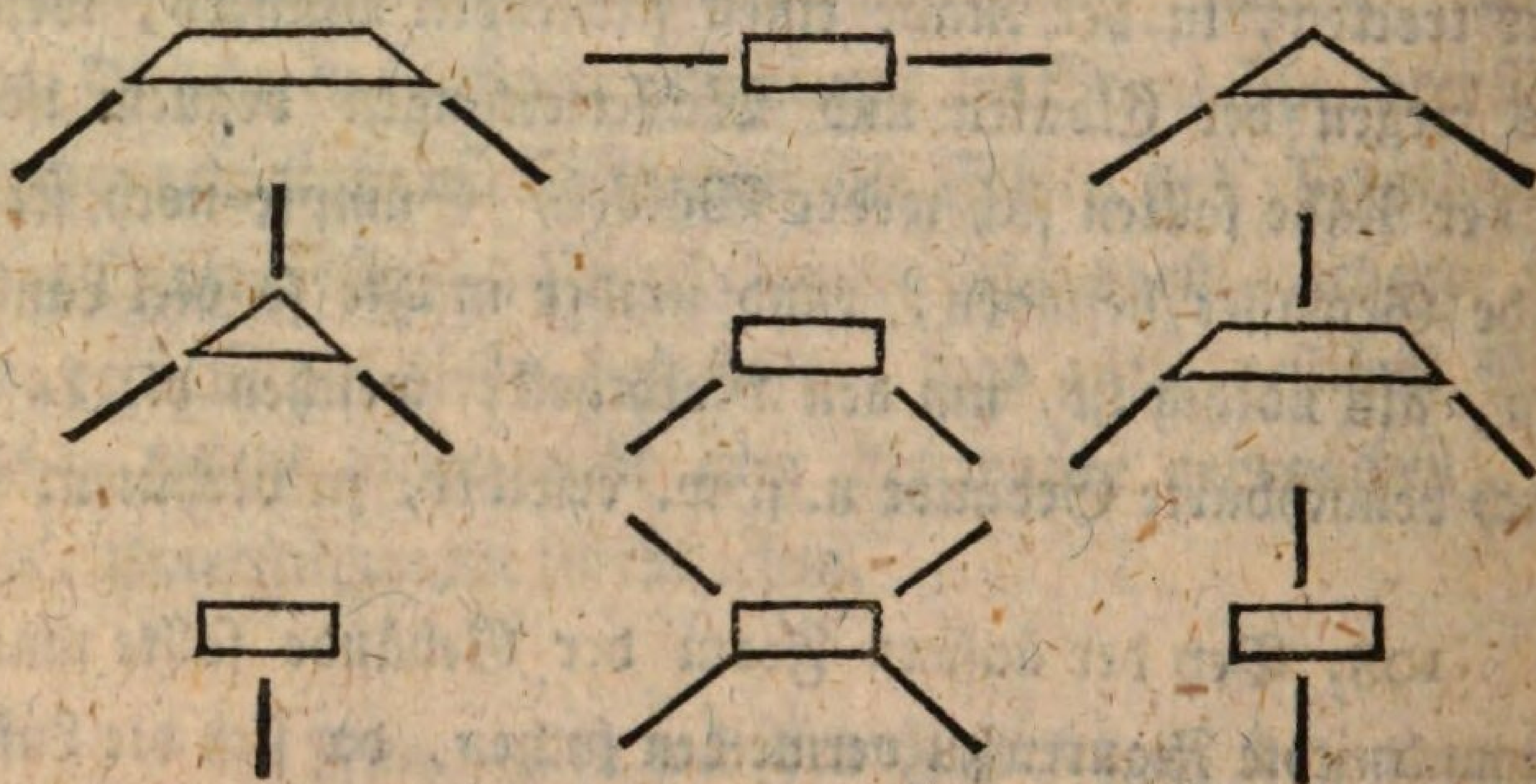
107. Folgende Beobachtungen sind größtentheils von Herrn Howard entlehnt, und deshalb stets einer Aufmerksamkeit würdig.

Die Lage des Gebäudes sollte etwas erhaben und außerhalb der Stadt seyn, der Grund sandig oder wenigstens trocken, in der Nähe eines fließenden Wassers, welches wegen der Cloaken und Wasserleitungen bequem ist. In der Nähe sollten sich weder Wälder, Sümpfe noch stehende Gewässer befinden, rund umher müßte so viel Land seyn, als nöthig ist, um den Nachtheil, welchen die Luft durch benachbarte Gebäude u. s. w. erleidet, zu verhüten.

108. Bey der äußern Form der Gebäude sollte man krummlinichte Figuren zu vermeiden suchen, da sich die Luft in geraden Linien bewegt und der Widerstand und das Zurückwerfen derselben gerade wie bey der Bewegung anderer Körper geschieht. Ein Viereck darf man nicht wählen, da die Luft in den eingeschlossenen Plätzen stets eine Stockung erleidet. Gleichlaufende Flügel sind auch unschicklich, da sie den freyen Strohm der Luft verhindern und gewissermaßen dieselbe einsperren. Man muß daher cirkelförmige und vierseitige Figuren nicht anwenden, eben so wenig dreyseitige,

wovon zwey parallel laufen. Hohe Mauern und Einschließungen von jeder Art sind nachtheilig *).

109. Nebenstehende Linien können eine Idee von den Figuren geben, die man bey verschiedenen Plätzen mit dem größesten Nutzen anwenden könnte. Man wird bemerken, daß die Flügel alle divergirend sind, die Abtheilungen bezeichnen die Halle, die Kirche, das Dispensary, die Zimmer zu Consultationen, das Zimmer der Wundärzte und zur Versammlung der Vorsteher, die Wohnung des Hausmeisters und der übrigen im Hospitale wohnenden Officianten, welche letztere in der Mitte des Gebäudes seyn sollten.



*) Merkwürdig ist der Einfluß der unreinen Luft auf das äußere Ansehen. Es ist gänzlich von dem verschieden, was durch Mangel an Bewegung, schlechte Diät oder durch irgend eine überstandene Krankheit hervorgebracht wird. Betrachte ein jeder das blasse, matte Ansehen eines Menschen, der lange in die Mauern eines Gefängnisses eingesperrt gewesen, und er wird den Himmel bitten, das Herz eines jeden Gläubigers mit Menschlichkeit zu bewegen. Die Einwohner von Arbeitshäusern bekommen gewöhnlich von dem eingeschlossenen Zustande dieser

110. Das Gebäude für die Kranken sollte bloß aus einer oder zween Etagen bestehen. Die Zimmer sollten wenigstens funfzehn Fuß hoch seyn. Ein jeder Kranke sollte so viel Raum haben, als ein gewöhnliches Schlafzimmer in einem Privathause einnimmt. Die Männer und Weiber sollten in den entgegengesetzten Abtheilungen des Gebäudes wohnen, und die Fenster, Thüren u. s. w. so liegen, daß die Luft in jeder Richtung frey durchströhmen könnte. Einige Fenster sollten sich von oben nach unten öffnen können. Wenn das Gebäude eine Etage hoch ist, so sollten Oeffnungen im Täfelwerk, im Dache oder anderwärts in schicklicher Entfernung seyn; ist es zwey Etagen hoch, so sollten eben solche Oeffnungen im Täfelwerk der obern Krankenzimmer seyn, auch sollten weite Röhren vom Täfelwerk der untern Krankenzimmer durch das Täfelwerk der obern gehen. Wenn die Krankenzimmer in einer doppelten Reihe liegen, so sollten Oeffnungen in der Scheidewand vom Täfelwerk bis zum Fußboden seyn, mit Thüren und Klappen, die man zumachen könnte, um die Luft gelegentlich durch beyde Krankenzimmer streichen zu lassen. In jedem Krankenzimmer sollten zwey Thüren seyn, die eine davon mit einem eisernen Gitter. Das Feuer zur Erwärmung muß in der Mitte der längern Seite eines jeden Krankenzimmers

Oerter einen gewissen Grad von ebendemselben bleichen Aussehen †).

†) Nirgends war mir dieses so auffallend, als in den großen Fabriken zu Manchester und Birmingham, besonders beym weiblichen Geschlechte, welches außerdem eine Lebensart führt, bey welcher die ehemalige Wiener Keuschheitskommission gewiß nicht unnütze wäre.
A. d. U.

seyn. Die Abtritte mit den Wasserbehältnissen zur Reinigung derselben sollten an der Außenseite eines jeden Krankenzimmers angebracht werden. Luftige Zimmer und freye Plätze sollte man für die wiedergenesenden Kranken haben. Das chemische Laboratorium und alle Arbeitszimmer sollten außerhalb demselben seyn. Die Küche sollte hoch seyn, und wenn sie sich im Hause befindet, so sollte von ihrem Täfelwerk eine Röhre in die freye Luft gehen. Für diejenigen, die zur Aufwartung gehören, sollte ein Speisesaal bestimmt seyn, da die Küche kein Eßzimmer seyn sollte.

III. Um folgende Punkte auszuführen, sollte man Vorschriften machen, die man als Beyträge zu den vielen guten Gesetzen ansehen kann, welche man in den Gesetzbüchern der verschiedenen Hospitäler antrift. Der Apotheker muß in der Chemie wohl bewandert seyn, auch sollte er Botanik verstehen, um über die Pflanzen recht urtheilen zu können; auch in der Physik sollte er Kenntnisse haben, um Versuche mit der Elektricität, oder aus andern Theilen der Physik leiten zu können. Alle zusammen gesetzten Arzneyen sollten im Laboratorio des Hospitales bereitet werden, und die Schüler desselben sollten die Erlaubniß haben, nach besonders dazu getroffenen Einrichtungen die chemischen Processe daselbst zu sehen *) †). Außer den Gebeten und der Pre-

*) Vermöge der gegenwärtigen Art, Chemie zu treiben, wird in Kurzendie praktische Chemie nur von Wenigen verstanden werden. Diese Unwissenheit in dem praktischen Theile der Chemie, muß dem Interesse des Publikums nachtheilig seyn.

†) Die wenige Gelegenheit, sich im Praktischen der Chemie zu üben, ist noch immer ein großer Mangel so vieler Universitäten.

Predigt am Sonntage sollte wöchentlich wenigstens einmal im Krankenzimmer Gottesdienst gehalten werden. Ein jeder Kranke sollte täglich von einem Arzte, Wundarzte oder einem Assistenten besorgt werden. Letztere sollten die Hospitäler fleißig besuchen, um die Natur und Heilung der darin vorkommenden Krankheiten zu lernen. Die Pharmakopöe des Hospitales sollte alle drey Jahre nachgesehen werden, um das Nützliche einer jeden Entdeckung und Verbesserung darin aufzunehmen *). Kein Vorsteher darf zu seinem Nutzen fürs Hospital etwas arbeiten, noch dasselbe mit irgend etwas versorgen, wenigstens sollte ein Gesetz seyn, daß Vorsteher in einem ganzen Jahre keine Stimme geben, oder irgend etwas vortragen dürfen, von der Zeit an gerechnet, daß sie vermöge eines Kontraktes oder auf irgend eine andere Weise etwas fürs Hospital geliefert. Der Ausschuß, welcher von der allgemeinen Versammlung erwählt worden, um die Angelegenheiten der mildthätigen Anstalt zu besorgen, sollte in mehrern Abtheilungen mit folgenden Benennungen geordnet werden; z. B. Finanzen, Mittel und Wege Geld anzuschaffen, kleinere Gesetze, Korrespondenz, innere Haushaltung, Kirche, medicinische

In Jena ist demselben durch Herrn Professor Göttling abgeholfen, bey dessen pharmaceptischen Vorlesungen die verschiedenen Präparate durch die Studierenden bereitet werden.

*) Wenn die Apothekerbücher der verschiedenen Hospitäler zu gewissen und nicht sehr entfernten Zeiten nachgesehen würden, so wäre dieses zur Verbesserung der London - Pharmakopöe sehr nützlich. Und mit aller Hochachtung für das Kollegium der Aerzte ist es leicht einzusehen, daß ihr Werk zu gewissen festgesetzten Perioden einer Verbesserung unterworfen werden muß.

Angelegenheiten, Gebäude. Gegenstände, die unter diese Abtheilungen fallen, sollten gehörig dahin verwiesen werden, und der kleinere Ausschuß sollte dieselben überlegen, ehe in der allgemeinen Versammlung darüber berathschlagt würde. Die Mitglieder dieser kleinern Gesellschaften sollten dieser Einrichtung gemäß sich strenge verpflichtet halten, denjenigen Sachen vorzüglich ihre Aufmerksamkeit zu schenken, die in ihre verschiedenen Abtheilungen gehören. Zu gleicher Zeit sollte ein jeder seine völlige Freyheit haben, seine Meinung vorzutragen, oder bey Fragen zu stimmen, die im Allgemeinen entschieden werden sollen.

112. Die jährliche allgemeine Versammlung der Vorsteher eines Hospitales sollte man ansehen, als wenn sie zur Ehre ihrer Stifter und Wohlthäter geschähe, auch als eine Gelegenheit, um von Zeit zu Zeit das Gute, welches bewirkt worden, mitzutheilen und den wahren Zustand dieser mildthätigen Anstalt zu bestimmen. Bey solcher Gelegenheit darf keine Kunst angewandt werden, die der einfachen Würde einer mildthätigen Anstalt widerstreitet. Es ist stets die beste Politik, die Wahrheit zu sagen, und die Beurtheilung der Wahl der Gegenstände, an welche diese Mildthätigkeiten ertheilt worden, den Menschen selbst zu überlassen. So würde Mildthätigkeit in jedem Kanal leicht fließen, und der Geber und der Empfänger zufrieden seyn.

Zu den englischen Anstalten zur Verpflegung der Kranken gehören auch die Dispensaries. Herr Dr. Ludwig erwähnt derselben in seinen vortreflichen Zusätzen zu Howards unsterblichem Werke nur sehr kurz; eben so Herr Professor

Fischer in seinen Nachrichten von der englischen Heilkunde. Ueberhaupt ist mir keine Schrift bekannt, welche sehr umständlich von diesen gewiß nützlichen Anstalten handelte. Am besten, glaube ich, werde ich diesem Mangel abhelfen können, wenn ich die Verordnungen und Einrichtungen des im Jahre 1782 zuletzt errichteten Dispensary's mittheile, die in folgender kleinen Schrift bekannt gemacht wurden: An Account of the Eastern Dispensary in Whitechapel, instituted, 1782. London, 1789. 8vo. In diesem Dispensary habe ich selbst sechs Monate gewohnt, vorzüglich um mich im Entbinden zu üben; da auch zu dieser Anstalt eine Hebamme gehört, welche gegenwärtig die Frau des Apothekers selbst ist. Der Arzt ist Herr Dr. Haighton, dessen ich noch weiter unten erwähnen werde. Der Wundarzt ist Herr William Thurnbull, bekannt durch folgende Schrift: case of Extra uterine Gestation of the ventral kind. Sein Vater war der erste Arzt dieses Dispensarys, dessen man sich noch allgemein mit der größesten Hochachtung erinnert. Der Apotheker ist Herr Godfrey, ein sehr braver, rechtschaffener Mann, der seine Pflichten mit vieler Treue erfüllet; seine Frau ist eine sehr geschickte Hebamme, welche die armen Weiber, die in dem Distrikte dieses Dispensarys wohnen, entbindet. Der Arzt und Wundarzt erhalten jährlich ein jeder hundert Pfund Sterling, und fast eben so viel der Apotheker; die Hebamme bekömmt für eine jede Geburt eine halbe Krone, (ohngefähr 18 Ggr. nach unserm Gelde). So gewiß ich glaube, daß durch diese und ähnliche Anstalten sehr viel Nutzen gestiftet wird, so gewiß bin ich doch überzeugt, daß er noch größer seyn könnte, wenn er nicht

durch so viele Dinge gehindert würde. Selten ist die Zahl der Aerzte und Wundärzte bey solchen Anstalten groß genug; ein Fehler, der hier bey so vielen Krankenanstalten äußerst in die Augen fallend ist, natürlich, daß die Kranken nicht so oft besucht werden, wie ihre Krankheit es gewiß erfordert. Sehr oft wird die Administration solcher mildthätiger Anstalten Personen übertragen, die nicht die mindesten Kenntnisse von den dazu erforderlichen nöthigen Dingen haben, und überdem noch Stolz und Eigendünkel genug besitzen, um sich schlechterdings nicht von Sachkundigen rathen zu lassen. Eine dritte Ursache ist, daß oft der Fond einer solchen Gesellschaft nicht groß genug ist, mithin dürfen theure Mittel nur so wenig, als möglich verschrieben werden, die durch wohlfeilere ersetzt werden sollen, welches doch nun einmal nicht möglich ist. Außerordentlich wird die Ausbreitung des Nutzens dieser mildthätigen Anstalten dadurch verhindert, daß man gewöhnlich den Kranken bey der Aufnahme so viele Schwierigkeiten macht. Mir sind Fälle bekannt, wo man für arme Kranke, die dem Tode schon nahe waren, um freye Medicin bat, und wo man zur Antwort erhielt, man wolle erst untersuchen, ob sie die Arzneyen auch wirklich nöthig hätten. Ich dächte immer, man bewilligte erst die Arzney, und untersuchte dann; so könnte letzteres der Herr Administrator recht con amore thun, und dürfte nicht fürchten, bey der zuweilen ziemlich lange aufgeschobenen Untersuchung statt des Kranken eine Leiche zu finden. Der Zustand eines vom Schlage getroffenen Menschen u. s. w. ist wahrlich nicht von der Art, daß man die gelegene Stunde des Herrn Vorstehers zur beliebigen Untersuchung dabey

erwarten kann. Man sagt freylich, daß so viele Menschen freye Arzneyen u. s. w. verlangen, die es im Grunde nicht bedürften; wenn ich gleich zugebe, daß dieses in einzelnen Fällen wahr seyn mag, so glaube ich doch im Allgemeinen es leugnen zu können; fast tägliche Erfahrung bey der ärmern Klasse der Menschen überzeuget mich immer mehr, was für ein hoher Grad von vermeintem Ehrgeize und falschem Stolze in diesem Punkte bey ihnen herrscht. Lieber werden sie oft alles aufs Spiel setzen, selbst das Leben, ehe sie sich entschließen, Wohlthaten von öffentlichen Anstalten anzunehmen. Wie oberflächlich übrigens die Untersuchung der Kranken von den Herren Vorstehern oft gemacht wird, und wie hart das sich darauf gründende Urtheil nicht selten ist, erfährt die leidende Menschheit nur zu oft. Durch das reinliche Ansehen des Kranken und seiner Wohnung glauben sie sich schon berechtigt, ihm die erbetene Hülfe abschlagen zu können, ohne zu bedenken, daß dieses vielleicht den ganzen Reichthum des Kranken ausmacht; und gesetzt es wäre nicht der Fall, der Kranke hätte noch einige Thaler außer diesem, soll er erst auf den höchsten Grad von Armuth gelangen, um gerechte Ansprüche auf Unterstützungen von öffentlichen Anstalten machen zu können? wovon soll er nach überstandener Krankheit leben, wo ihm die Paar ersparten Thaler so nützlich gewesen wären? Die gewöhnlichen Folgen, die aus der Verweigerung dieser Unterstützung entstehen, sind, daß solche Arme sich und die Ihrigen entweder dem Schicksale überlassen, oder Geld zu den Arzneyen u. s. w. lehnen, welches sie selten im Stande sind, wieder zu bezahlen. Und endlich ist es denn genug, daß ein Kranker

zur Genesung Arzneyen erhalte, bedarf er dann nicht auch Pflege, Wartung und Labung, z. B. Wein u. s. w., Dinge, die von solchen Anstalten gewöhnlich gar nicht bewilliget werden? Möchten die Herren Vorsteher von solchen Krankenanstalten doch das recht beherzigen, was der als Arzt und Menschenfreund gleich große Lentin über diesen Gegenstand im zweyten Bande seiner Beyträge zur ausübenden Arzneywissenschaft so schön gesagt hat.

Die Zahl der Weiber, die in diesem Dispensary entbunden werden, ist, wie ich gleich weiter unten zeigen werde, sehr ansehnlich, und es ist in der That zu bedauern, daß nicht zu einer jeden solchen Anstalt eine Hebamme gehört. Sehr oft habe ich hier Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, wie nützlich es sey, die Weiber während der Geburt auf der linken Seite liegen zu lassen; eine Methode, die auch Herr Professor Boer in dem Gebährhause zu Wien anwendet; nur mit dem Unterschiede, daß man da die Weiber während des Ein- und Durchschneidens des Kopfes auf dem Rücken liegen läßt. Die etwa vorfallenden schweren Geburten werden von dem Wundarzte beendigt.

Zur Unterhaltung dieses Dispensarys werden jährlich auch zwey Predigten an einem Sonntage gehalten, bey welchen ein jeder Zuhörer ein kleines Geschenk an diese mildthätige Anstalt giebt. Ohngefähr acht Tage nachher speisen die Vorsteher und alle übrige Personen, die zur Unterhaltung dieser Anstalt etwas beytragen, in einem großen Wirthshause mit einander.

Seit der Eröffnung dieser mildthätigen Anstalt, nämlich am zehnten August sind überhaupt an Kranken aufgenommen worden 31215.

Von denen sind geheilet und erleichtert = =	26724
Wegen Unordnungen fortgeschickt = = =	358
Gestorben = = = = = =	726
Weiber, die in ihren eigenen Häusern entbunden worden	3116
Noch sind in der Cur (d. 11. März 1798) = =	291
	31215

Von diesen wurden 9176 in ihren eigenen Wohnungen besucht.

Vorschriften und Verordnungen für das Eastern Dispensary.

1. Diese mildthätige Anstalt besteht aus einem Präsidenten, Vice-Präsidenten, Schatzmeister und Vorsteher, welche von Zeit die zu dieser Anstalt nöthigen Personen ernennen.

2. Eine jede Person, die jährlich eine Guinee bezahlt, soll ein Vorsteher seyn und das Recht besitzen, einen Kranken zur Zeit auf der Liste des Arztes oder Wundarztes zu haben, auch jährlich eine Person entbinden zu lassen; eine jede Person, die zwey Guineen jährlich bezahlt, darf zwey Kranke im Verzeichnisse des Arztes oder Wundarztes zur Zeit haben, auch zwey Weiber entbinden lassen: im Falle einer noch mehr unterschreibt, so soll auch die Zahl der Kranken verhältnißmäßig vermehrt werden.

3. Alle Personen, die zehn Guineen unterschreiben, oder diese Summe innerhalb Jahresfrist bezahlen, sollen lebenslänglich Vorsteher seyn, und alle Vortheile mit denjegen genießen, welche jährlich eine Guinee bezahlen.

4. Ein Vorsteher kann die Unterschrift der Empfehlungsbriefe einem andern übertragen, nur muß er das Dispensary schriftlich davon benachrichtigen.

5. Derjenige, welcher ein Legat oder Geschenk von funfzig Pfund oder mehr an diese mildthätige Anstalt ausbezahlt, soll lebenslang Vorsteher seyn.

6. Am ersten Donnerstage im Januar, April, July und Oktober soll eine allgemeine Versammlung gehalten werden, bey welcher sieben Vorsteher einen Ausschuß ausmachen sollen.

7. Der Präsident, Vice-Präsident und Schatzmeister, oder einer von den dreyen, welche die jährliche Versammlung ausmachen, haben das Recht zu irgend einer Zeit eine allgemeine Versammlung zusammen zu rufen, doch muß eine Woche vorher die Ursache dieser Zusammenkunft in einigen täglich erscheinenden Zeitungen bekannt gemacht werden.

8. Jährlich sollen bey der ersten Zusammenkunft zwey Vorsteher erwählt werden, die einen Ausschuß machen sollen und welche sich am dritten Donnerstage eines jeden Monates versammeln, um die Angelegenheiten desselben zu untersuchen. Diese Versammlungen sollen für den Präsidenten, Vice-Präsidenten und lebenslänglichen Vorsteher offen seyn, und zwar mit dem Rechte, ihre Stimmen geben

zu können, doch sind diejenigen Personen davon ausgenommen, welche in der Sache, worüber debattirt wird, interessirt sind: drey von ihnen sollen ein Quorum ausmachen, einer davon soll aus der erwählten Versammlung seyn.

9. Die letzte Versammlung im Oktober soll Personen ernennen, die sich für die Versammlungen des nächsten Jahres passen, in welcher nicht mehr als vierzehn von der vorigen bleiben sollen; überhaupt soll keiner länger als drey Jahre darin seyn. In der nächsten allgemeinen Versammlung soll diese Ernennung entweder gebilliget, oder verworfen werden.

10. Jährlich sollen fünf Personen erwählt werden, um die Rechnungen und Scheine zu untersuchen; keine interessirte Person soll bey dieser Untersuchung zugelassen werden.

11. Auch soll eine medicinische Committée ernannt werden, die aus solchen Vorstehern besteht, welche die Arzneykunst, Wundarzneykunst oder Pharmacie ausüben, deren Pflicht es seyn soll, die rohen und zusammengesetzten Arzneymittel zu untersuchen, die Rechnungen für dieselben nachzusehen, und im Falle sie es für nöthig erachten, den monatlichen Versammlungen Nachrichten davon mitzutheilen.

12. Adeliche, Parlamentsmitglieder, Frauenzimmer und alle Vorsteher dieser mildthätigen Anstalt, die außerhalb dem Distrikte wohnen, in welchem Kranke in ihren Häusern besucht werden, so wie auch Frauenzimmer, die in diesem Bezirke wohnen, können einem andern Vorsteher ihre Stimme schriftlich bey einer Wahl, die durchs Loos entschieden

wird, übertragen, bey welcher kein Vorsteher eine Stimme haben soll, der nicht das, was er einmal unterzeichnet, an dem Tage der Erwählung, oder vor demselben bezahlt hat.

14. Der Ausschuß soll zwölf Vorsteher zur Untersuchung und Nachforschung der gehörigen Vollziehung der Anordnungen dieser mildthätigen Anstalt ernennen, die zugleich auch von dem Zustande des Gebäudes, der monatlichen Versammlung mittheilen sollen. Auch sollen diese das Recht haben, bis zur nächsten Zusammenkunft des Ausschusses eine Person zu ernennen, welche die Geschäfte irgend eines kranken oder verstorbenen Officianten übernimmt.

15. Keiner der in Diensten dieser mildthätigen Anstalt ist, soll es wagen, für einen in Angelegenheiten des Dispensarys erzeigten Dienst eine Belohnung oder Geschenk auf irgend eine Weise zu nehmen. Bey Bestrafung der unmittelbaren Dienstentlassung.

16. Die Dienstbothen dieser mildthätigen Anstalt müssen stets bey den allgemeinen Zusammenkünften und Versammlungen aufwarten, um die Fragen des Präsidenten zu beantworten und die von ihnen verlangten Geschäfte zu verrichten.

17. Im Falle ein Kranker wegen Nachlässigkeit entlassen worden, so soll der Vorsteher, welcher ihn empfohlen, vom Apotheker durch einen Brief sogleich davon benachrichtiget werden.

18. In Zukunft soll keine Wahl eines Officianten vor dem zwanzigsten Tage nach der öffentlichen Bekanntma-

chung einer entledigten Stelle statt finden, die des Präsidenten, Vice-Präsidenten oder Schatzmeisters ausgenommen; im Falle sich mehrere Candidaten einfinden, so soll die Wahl durchs Loos entschieden werden.

19. Jeder Kranke, der einen Empfehlungsbrief von einem Vorsteher bringt, soll, ohne Rücksicht seines Wohnortes, Rath und Arzneyen erhalten.

Monatliche Versammlungen.

Alle Dinge, welche die Wohlfarth dieser mildthätigen Anstalt betreffen, sollen sie in Erwegung ziehen, und im Falle sie es für nothwendig erachten, die gegenwärtigen Vorschriften zu ändern oder neue den alten hinzuzufügen, so sollen sie der nächsten allgemeinen Versammlung Nachricht davon ertheilen. Sie sollen die Rechnungen der verschiedenen Handelsleute nachsehen, und nach gehöriger Untersuchung bezahlen lassen. Sie sollen zwölf Vorsteher zur Untersuchung des Hauses ernennen, deren Bemühung darauf gerichtet seyn muß, daß die ehemals ertheilten Gesetze zur guten Verwaltung des Dispensarys beobachtet werden; auch ist es ihre Pflicht, der monatlichen Versammlung von Zeit zu Zeit Nachrichten von ihrem Verfahren zu geben.

Untersucher des Hauses.

Diese müssen täglich das Dispensary besuchen, um das Betragen der Officianten und Dienstbothen zu beobachten und darauf zu sehen, daß die Kranken sich den Gesetzen

und Verordnungeu gemäß betragen, und die Zimmer zur Aufnahme des Arztes, Wundarztes und des Ausschusses in Ordnung sind.

Arzt.

Dieser soll sich zweymal wöchentlich des Morgens um neun Uhr im Dispensary einfinden, um für die dorthin kommenden Kranken zu verschreiben: die sogenannten Hauskranken soll er, im Falle es nöthig ist, in ihren Wohnungen besuchen. Unter auswärtigen Kranken (out-patients) werden solche verstanden, die wegen ihrer Krankheit nicht genöthiget sind, zu Hause zu bleiben; unter Hauskranken (house-patients) diejenigen, welche schlechterdings unfähig sind, das Dispensary zu besuchen, die aber in folgenden Distrikte wohnen. Von London-Brücke zu Rateliff-Croß, jenseits des Flusses, und von da durch Brook-Street bis New-Road und so fort längs Whitechapel und Houndsditch, zu Bishopsgate-Church und so durch Gracechurch-Street nach der London-Brücke zurück. Im Falle der Arzt durch Krankheit oder irgend eine andere Ursache an den Krankenbesuchen verhindert wird, so soll er an seiner Stelle einen andern Arzt schicken. Seine Schüler dürfen mit ihm die Kranken dieser mildthätigen Anstalt besuchen.

Wundarzt und Geburtshelfer.

Im Falle er es vor nöthig erachtet, soll er das Dispensary alle Morgen um neun Uhr besuchen, aber nicht weniger als wöchentlich zweymal, um alle Kranke zu unter-

suchen, die unter seine Sorgfalt kommen. Auch soll er die Kranken in ihren Häusern besuchen, die innerhalb des Distriktes des Dispensarys wohnen und die ihrer Krankheit wegen nicht im Stande sind dorthin zu kommen. Seine Schüler dürfen ihn zu dieser mildthätigen Anstalt begleiten, aber nur auf seinen ausdrücklichen Befehl und in seiner Gegenwart dürfen sie etwas verschreiben oder eine Operation verrichten. Wird er durch irgend eine Ursache an den Krankenbesuchen verhindert, so soll er an seiner Stelle einen Wundarzt aus der Gesellschaft der Londner-Wundärzte (Corporation of surgeons of London) in diese mildthätige Anstalt schicken. Der Wundarzt oder Geburtshelfer soll eine oder mehrere Personen verschaffen, die im Stande sind bey den gewöhnlichen Fällen Hülfe zu leisten.

Apotheker.

Er soll in dem Hause wohnen, um die Empfehlungsbriefe anzunehmen, die Arzneyen zusammen zu setzen und auszutheilen. Kein Geschäfte, außer für diese mildthätige Anstalt, soll er unternehmen. Für alles, was dem Dispensary zugehört, soll er Sorge tragen und darauf sehen, daß nichts verschleudert oder entwendet wird, daß sowohl das Versammlungszimmer, als auch die übrigen zur Aufnahme der Officianten und zum Gebrauche des Ausschusses stets in Ordnung sind.

Er soll auf keine Weise sich vom Hause entfernen, ohne einen Zeddel zu hinterlassen, wo man ihn bey einem unvorhergesehenen Zufalle sogleich auffinden könne. Er soll sich

keinen ganzen Tag oder eine Nacht entfernen, ohne erst entweder vom Präsidenten, Vice-Präsidenten, Schatzmeister, monatlichen Versammlung oder einem Untersucher des Hauses Erlaubniß erhalten zu haben; in diesem Falle muß er einen andern Apotheker besorgen, der die Geschäfte für ihn verrichtet, und dieses mit Bewilligung der Person oder der Personen, die ihm die Erlaubniß zu seiner Abwesenheit ertheilt haben.

Er soll die Gültigkeit der Empfehlungsbriefe untersuchen, ordentlich die Bücher führen, nebst einem Register über die Kranken, die Zeit ihrer Aufnahme, von wem sie empfohlen und wann sie entlassen worden.

Sekretär.

Er soll persönlich bey allen Zusammenkünften und Versammlungen zur bestimmten Stunde gegenwärtig seyn, ausgenommen wenn er durch einen unvorhergesehenen Zufall davon abgehalten wird.

Das Verfahren dieser mildthätigen Anstalt soll er aufs genaueste beobachten und alle gelegentliche nothwendige Geschäfte verrichten, welche die Sekretäre von andern mildthätigen Anstalten gewohnt sind zu thun.

Sammler.

Er soll zwey oder mehrere Bürgschaften mit Zustimmung der monatlichen Versammlung stellen, die für die treue Verwaltung seiner Pflichten sich mit zwey hundert und funfzig

Pfund Sterling verpflichten. Er soll die Unterschreibungen dieser mildthätigen Anstalt, so wie sie fällig werden, unter der Aufsicht des Schatzmeisters einsammeln, so oft wie es gefordert wird, soll er sie diesem oder den Banquiers abliefern. Die Summe von funfzig Pfund soll er bey Strafe seiner Entlassung nie länger als fünf Tage in seinem Besitze behalten.

Wenn er Unterzeichnungen erhält, so soll er einen Ausschuß zusammenrufen und Empfehlungsschreiben überliefern. Er soll bey allen Zusammenkünften der monatlichen Versammlung gegenwärtig seyn, und im Falle es verlangt wird, Rechnung bey derselben ablegen.

Kranke.

Auswärtige Kranke sollen ihre Empfehlungsschreiben an irgend einem Tage in der Woche (Sonntags ausgenommen) von neun bis zehn Uhr ins Dispensary tragen, um daselbst aufgenommen zu werden und Rath zu erhalten. Auswärtige Kranke sollen den Arzt oder Wundarzt im Dispensary besuchen, der am Tage, an welchem er daselbst seyn muß, sie zuerst in seiner Behandlung aufnimmt. Hauskranke sollen ihre Empfehlungsschreiben an irgend einem Tage (ausgenommen des Sonntags) um neun Uhr ins Dispensary schicken, um dem Arzte übergeben zu werden.

Hauskranke sollen an dem Tage ihre Empfehlungsschreiben in das Dispensary schicken, an welchem der Arzt oder Wundarzt, dessen Behandlung sie übergeben werden, daselbst hinkommt.

Derjenige Kranke, der in zehn Tagen den Arzt oder Wundarzt in dem Dispensary nicht besucht, soll fortgeschickt werden.

Ihre Empfehlungsbriefe sollen sie in etwas einwickeln, damit sie rein erhalten werden. Sie sollen sich mit Gläsern u. s. w. versehen, um die Arzneyen darin zu empfangen.

Sie sollen sich bescheiden und anständig betragen und die ihnen ertheilten Regeln genau befolgen, da man sie sonst sogleich entlassen wird.

Nachdem sie wieder hergestellt werden, sollen sie ihre Empfehlungsschreiben an das Dispensary abliefern und dem Vorsteher, von dem sie dasselbe erhalten haben, ihren Dank abstatten. Im Falle sie dieses versäumen, sollen sie keine Wohlthaten von dieser mildthätigen Anstalt in Zukunft genießen.

Kranke, deren Uebel bloß eine Wiederholung der Arzneyen erfordert, müssen deshalb des Nachmittags schicken.

Sollte ein Kranker sich wegen übler Behandlung beschweren, so soll der Vorsteher, der ihn empfohlen und der sich deshalb an einen Haus-Untersucher meldet, völlige Genugthuung erhalten, und die Ursache soll entfernet werden.

Anhang zu diesen Verordnungen.

1. Niemand, der Arzt in einer andern mildthätigen Anstalt ist, kann zu der Wahl eines Arztes in dieser gelangen.

2. Kein

2) Kein Arzt oder Wundarzt dieses Dispensarys kann, so lange er diese Stelle hat, als Mitglied der monatlichen Versammlung erwählt werden, oder als ein solches Geschäfte verrichten.

3) Niemand darf länger als zwey Monate Kranker in dieser mildthätigen Anstalt seyn, außer wenn ihm der Arzt oder Wundarzt Erlaubniß dazu ertheilt.

4) Im Falle es erfordert wird, soll der Arzt oder Wundarzt die monatliche Versammlung besuchen.

Kurze Nachrichten von einigen Krankenanstalten und Lehrschulen der Arzneykunde in London.

Zu den neuesten wichtigen Schriften über den gegenwärtigen Zustand der Arzneykunde in England gehören gewiß Dr. C. E. Fischers medicinische chirurgische Bemerkungen über London und die englische Heilkunde überhaupt. Göttingen, 1796.

Mehreremale habe ich diese Schrift mit dem größesten Vergnügen durchlesen, und ich freuete mich, als mein Freund, Dr. Duncan der Jüngere, einen Auszug daraus für seine annals of medecine während meines Aufenthalts in Edinburgh machte, wozu ich ihm selbst behülflich war, da wir es für eine herrliche Gelegenheit hielten, um die brittischen Herren Aerzte und Wundärzte zu überzeugen, daß man von dem gegenwärtigen Zustande ihrer praktischen Arzneykunde in auswärtigen Ländern vielleicht ganz anders urtheilt, wie sie bisher glaubten.

Leider hatte diese wirklich interessante Schrift das Schicksal so vieler andern, nämlich sie wurde von einem großen Theile ihrer Leser mißverstanden. Viele glaubten die Absicht des Herrn Dr. Fischers sey, die englische Nation als unwissend in dem ganzen Gebiete der Arzneykunde vor-

zustellen. Herr Dr. Fischer ist viel zu sehr mit der Litteratur dieses Volkes bekannt, als daß er nur im mindesten dieses gewollt hätte. Nur die großen Fehler und Mängel, besonders der praktischen Arzneykunde, wollte er zeigen und enthüllen, das Vorurtheil derjenigen besiegen, die alles anstaunen und anbethen, was ein englischer Kopf gebahr, und hingegen das verachten, was einer ihrer Landsleute mit tausendmal so vieler Gründlichkeit vortrug.

Herr Dr. Fischer erwähnt der mehresten medicinischen Vorlesungen, die in London gehalten werden fast gar nicht; ohne zu bedenken, daß dieses gar nicht zum Plane dieser Schrift gehörte, schlossen mehrere daraus, daß sie eben nicht besonders seyn müßten. Um diesen Irrthum für die Zukunft zu verhüten, will ich einige kurze Nachrichten hierüber mittheilen.

Um Anatomie und Physiologie zu studieren, glaube ich nicht, daß man außer Berlin, Göttingen, Halle, Jena, Wien, Würzburg u. s. w. irgendwo in Deutschland so viele Gelegenheit hat, als in London; was eigene Uebung im Zergliedern betrift, so wird man dieselbe an den meisten ebengenannten Oertern schwerlich so gut, wie dorten finden. Die Vorlesungen über diese Gegenstände sind, wie fast alle andere zu kurz, doch aber immer interessant, wäre es auch nur um die Meinung dieser zum Theil großen Zergliederer und Physiologen über einzelne Gegenstände dieser Wissenschaft zu hören; nicht zu gedenken der zum Theil prächtigen Präparaten-Sammlungen, die man hier sieht, z. B. die des verstorbenen William Hunters, welche gegenwärtig

Cruikshank und Baillie in ihren Vorlesungen vorzeigen. Diese beyden Herren lesen einen sogenannten cursum gemeinschaftlich: ersterer trägt die Chirurgie und Entbindungskunst, und letzterer die Anatomie und Physiologie vor. Außer diesen Vorlesungen habe ich auch zuweilen die des Herrn Cline im Thomas-Hospitale und eines gewissen andern Arztes mit vielem Vergnügen beygewohnt; besonders wird der praktische Unterricht des letztern sehr gerühmt, er wohnt in einem court auf Low-Holborn und ist ein sehr artiger und gefälliger Mann, dessen Namen ich mich aber schlechterdings nicht erinnern kann.

Die Kosten sowohl für die Vorlesungen als auch für das Zergliedern sind sehr beträchtlich. Für jedes Cadaver bezahlt man gewöhnlich zwey Pfund Sterling und einige Schillinge, in welchen sich denn mehrere theilen. Es ist bekannt, daß die Cadaver, welche man in den anatomischen Lehrsälen zu London gebraucht, fast alle gestohlen worden, welches eine eigene Art von Gewerbe vieler Menschen ist. Seit einiger Zeit ist dieses Geschäfte durch die erfundenen Patent-Särge außerordentlich erschwert. Nämlich an dem Deckel derselben befinden sich Springfedern mit Widerhaken, die mit Leichtigkeit in kleine Aushölungen des untern Theiles des Sarges können gedruckt werden; sobald diese Springfedern aber bis auf eine gewisse Tiefe gekommen, geben sie sich aus einander, und nun ist es völlig ohnmöglich, den Sarg zu öffnen, ohne ihn gänzlich zu zertrümmern; der dadurch verursachte Lerm aber würde die Wächter herbeyziehen und den Diebstahl vereiteln.

Die gewöhnlichen Kosten der Vorlesungen aus den übrigen Theilen der Arzneykunde und andern Wissenschaften wird man am besten aus folgendem Cataloge, der im Guys-Hospitale gehaltenen Vorlesungen beurtheilen, welchen ich erst kürzlich vom Herrn Dr. Haighton erhalten habe.

Diese Vorlesungen nehmen im Monate May und Oktober ihren Anfang, ausgenommen Entbindungskunst und Botanik, erstere wird das ganze Jahr hindurch gelehrt, letztere bloß des Sommers.

Praktische Medicin.

Dr. Saunders und Dr. Babinghton.

	Pf. Sterl.	Schill.
Für einen einfachen Cursus . .	3	3
Für zwey Cursus . . .	5	5
Für vier Cursus, oder so oft wie man will, zu hören . . .	6	6
Dasselbe bezahlt man für Chemie, die auch Herr Dr. Babinghton lehrt.		

Arzneymittellehre.

Dr. Babinghton.

Für einen einfachen Cursus . .	3	3
Für zwey Cursus, oder so oft wie man will, zu hören . . .	5	5

Klinische Vorlesungen.

Bloß für die Schüler der beyden Hospitäler, welche die praktische Medicin hören.

	Pf. Sterl.	Schill.
Für den ersten Winter - -	3	3
Für so oft, als man will, zu hören	5	5
Wer folgende Vorlesungen zusammen hört, so lange wie er will, bezahlt für praktische Medicin und Chemie	10	10
Praktische Medicin oder Chemie und Arzneymittellehre - -	8	8
Praktische Medicin, Chemie und Arzneymittellehre - - -	12	12

Entbindungskunst.

Dr. Lowder und Dr. Haighton.

Für zwey Cursus - - -	5	5
Für drey Cursus - - -	7	7
Diese Vorlesung so oft als man wünscht zu hören - -	10	10

Physiologie.

Dr. Haighton.

Für einen Cursus - - -	2	2
Für zwey Cursus - - -	3	3

Wer die Entbindungskunst hört und einmal die Physiologie bezahlt, kann letztere so oft hören, als er will.

Experimentalphysik.

William Roberts.

	Pf. Sterl.	Schill.
Für einen Cursus - - -	1	1
Für zwey Cursus - - -	2	2

Wer als Schüler eines Wundarztes entweder im St. Thomas- oder Guy's-Hospitale eintritt, hat die Erlaubniß, auch die Kranken des andern Hospitales zu besuchen. Wer aber bloß Schüler eines Arztes in einem dieser beyden Hospitäler ist, darf bloß die inneren Kranken in einem dieser Hospitäler besuchen. Der Schüler eines Wundarztes, welcher Kranke mit verbindet, bezahlt jährlich fünf und zwanzig Pfund Sterling; wer bloß die Praxis und die Operationen mit ansieht, giebt jährlich fünf und zwanzig Pfund Sterlinge. Weder die Schüler des Arztes noch des Wundarztes bezahlen mehr, als für ein Jahr, wenn sie gleich auch auf längere Zeit das Hospital besuchen.

Beyde Hospitäler enthalten ohngefähr neun hundert Kranke.

Ein jeder Arzt oder Wundarzt im St. Thomas-Hospitale erhält jährlich funfzig Pfund Sterling nebst dem Antheile an dem Honorar, welches die Studierenden bezahlen. Im Guy's-Hospitale bekömmt ein jeder Arzt und Wundarzt außer dem Honorare der Studierenden jährlich vierzig Pfund Sterling.

In einigen andern Hospitälern ist das Honorar geringer, dafür sehen aber auch die Studierenden weniger Kranke.

Da die Hospitäler in London alle eigene Apotheken enthalten, so haben die Studierenden hiedurch eine Gelegenheit das Praktische der Chemie und Pharmacie zu erlernen.

Dr. Babinghton, ein sehr geschickter Chemiste, trägt diese Wissenschaft nach der neuern Theorie vor. Er zeigte mir einen sehr einfachen Apparat, um das Wasser durch das Verbrennen des Wasserstoffgas und Sauerstoffgas hervorzubringen. Dr. Saunders Vorlesungen tragen nur zu sehr das Gepräge der gröbsten Empirie, eine seiner Vorlesungen über Angina werde ich nie vergessen. Die Vorlesungen von Dr. Haighton, bekannt durch seine Abhandlung über die Reproduktion der Nerven *), und durch seine Versuche über die Befruchtung der Thiere **), sind sehr interessant. Seine Präparatensammlung, die er nebst der Lehrstelle vom Dr. Lowder erkauft, ist eine der schönsten, die ich je gesehen. Nach dem Zeugnisse des Herrn Dr. Sims ist er einer der größesten Physiologen in London. Die Vorlesungen über Botanik und Experimental-Physik habe ich nicht besucht; erstere trägt der berühmte Smith vor, der im Besitze des prächtigen Linneischen Cabinettes ist. Unter den übrigen Geburtshelfern zeichnen sich besonders Dr. Thynne, Dr. Clarke, Dr. Denman, Dr. Krone und einige andere aus.

*) Philosophical Transactions etc. for the year 1795. Part I. p. 190, übersetzt im Reils Archive für die Physiologie, 2ter Band, S. 71.

**) Philosophical Transactions etc. for the year 1797. Part I. p. 159. übersetzt im Reils Archive für die Physiologie, 3ter Band, S. 31.

Wer die Hospitäler in London in der Absicht besucht, um sich praktische Kenntnisse zu erwerben, der wird schwerlich das finden, was er erwartete; Empirie, oft von der gröbsten Art, erblickt man daselbst bey allen Gelegenheiten. Ungleich mehr, glaube ich, kann man im chirurgischen Fache erlernen, besonders was Operationen u. s. w. betrift. Hierzu hat man nirgends so viele Gelegenheit, wie dort, erstlich wegen der großen Zahl der Einwohner selbst, und zweytens der vielen Gewerbe und Beschäftigungen halber, die mit Verletzungen aller Art gar zu leicht verknüpft sind. Man wirft es freylich den Wundärzten der dortigen Hospitäler vor, daß sie manche Operation ohne gehörige Indikation verrichten, allein dieser Tadel ist nicht so gegründet, wie er es beym ersten Anblicke zu seyn scheint. Von der glücklichen Heilung eines complicirten Beinbruches ohne Amputation in der Privatpraxis darf ich nicht auf einen gleichen Erfolg bey einem ähnlichen Falle in der Hospitalpraxis schließen. Wie viele innerliche und äußerliche Krankheiten giebt es nicht, gegen die wir in Hospitälern vergeblich kämpfen, die hingegen in der Privatpraxis sehr gut können gehoben werden. Ein anderer Grund, welchen man gewöhnlich zur Entschuldigung des häufigen Operierens anführt, ist, daß die Zahl derjenigen, die Hülfe im Hospitale suchen, gar zu groß ist, daß man daher jede Art von Verletzung aufs schnellste zu heilen suchen muß, um so viele, als möglich, aufnehmen zu können. Dieser Grund scheint mir sehr schwankend zu seyn, gegen welchen sich vieles einwenden ließe. Daß ein großer Theil der Operationen bloß zur Uebung der Wundärzte gemacht würden, kann ich ohn-

möglich glauben; denn gesetzt auch, daß ein Wundarzt fähig wäre, so gewissenlos zu handeln, so läßt sich doch dieses ohnmöglich von der größern Anzahl derselben erwarten.

Die mehresten Operationen, die ich hier und in Edinburgh gesehen, waren Amputationen und Steinschnitte; letztere Operation sah ich im St. Thomas-Hospitale fünfmal in einem Morgen, der Operateur betrug sich aber so ungeschickt dabey, daß der Wunsch, meine Seele komme nicht in seinen Rath, sich sehr lebhaft bey mir äußerte. Ungleich schöner sah ich diese Operation im Bartholomäus-Hospitale von einem Wundarzte eines Kriegsschiffes, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere; mit der äußersten Fertigkeit zog er nach der Hawkinschen Methode zwey ziemlich große Steine heraus. Bey einen Kranken konnte man den Stein nicht finden, obgleich mehrere Wundärzte den Tag vorher ihn gefühlt hatten, die Operation mußte deshalb auch aufgeschoben werden. An eben diesem Morgen sah ich auch eine Amputation des Oberschenkels von dem berühmten Blick, Wundarzt am Bartholomäus-Hospitale, mit einer Geschicklichkeit, die wohl nicht leicht übertroffen werden kann. Die Haut zerschnitt er nicht, wie fast alle andere Wundärzte, die ich habe operiren sehen, in einem Schnitte, wie bekanntlich Alanson es vorschreibt. Im George-Hospital sah ich ein anevrisma popliteae operiren; wegen des ungewöhnlichen Laufes der Arterie mußte sehr vieles zerschnitten werden, wodurch die Operation äußerst schmerzhaft wurde. In Edinburgh, wo eben dieselben Umstände statt fanden, war derselbe unglücklich.

Sehr häufig sah ich hier die Operation der hydrocele, und zwar allemal vermittelst des Schnittes, einen einzigen Fall ausgenommen, dessen ich gleich erwehnen werde; alle Kranken wurden völlig dadurch geheilet. In Edinburgh versuchte ein Wundarzt, mit Namen Thomson, ihn nach Potts Rath durch Injektionen zu heilen. Des Ausganges erinnere ich mich nicht mehr, da ich gleich darauf fortreisete; daß aber diese Operationsmethode nicht weniger schmerzhaft, wie die des Schnittes sey, davon zeigten alle Gebehrden des Kranken.

Nicht selten sieht man Castrationen in den englischen Hospitälern, vorzüglich wegen Krebs an den Testikeln, gewöhnlich aus venerischen Ursachen. Diejenige Art von Hoden-Krebs, welche dort so häufig bey Schornsteinfegern vorkommt, habe ich nie beobachtet. Einmal sah ich diese Operation von dem berühmten Wundarzt William Cooper; durch den Krebs war die linke Seite des Scroti bis zum Bauchringe hinauf und der ganze Testikel dieser Seite zerstört. Die Operation dauerte sehr lange, wurde aber doch endlich durch die Meisterhand dieses großen Wundarztes glücklich geendigt. Gleich darauf machte er den Steinschnitt an einem sehr alten Manne; unglücklicher Weise brach der Stein beym Herausziehen in Stücken, hierdurch wurde die Operation außerordentlich verzögert und die Herausnahme der einzelnen Stücke, die mit den größten Schmerzen verbunden war, verursachten beynahe Convulsionen.

Ich kehre zu Herrn Dr. Fischer zurück, den ich, wie ich schon mehreremalen versichert, sehr schätze, und um so

eher wird der Herr Verfasser es mir verzeihen, wenn ich noch folgende offenherzige Bemerkungen darüber mittheile. Sollte der Titel dieser Schrift nicht mehr versprechen, als Herr Dr. Fischer nachher in derselben leistet, und, wie ich glaube, leisten kann. Um Bemerkungen über die Heilkunde eines Volkes überhaupt zu liefern, wird nicht nur erfordert, daß einer die Litteratur desselben in diesem Fache aufs genaueste kenne, sondern auch, daß er diese Kunst von sehr vielen Aerzten und an verschiedenen Oertern habe ausüben sehen, wenn anders das gefällte Urtheil sich nicht großentheils auf Hörensagen stützen soll. Wer von dem Zustande der praktischen Arzneykunde in Wien auf die in Berlin schließt, irrt sehr; ich habe mehrere Hospitäler und Kliniken in Deutschland besucht, aber wahrlich nicht zwey gefunden, die nicht wesentlich verschieden in Rücksicht ihrer Heilart waren. Herr Professor Fischer scheint die Heilart von ganz England nach der in London zu beurtheilen, aber, wie ich glaube, mit Unrecht, da ich mich selbst vom Gegentheile überzeugt habe. Ich will nur Edinburgh anführen, welches doch die Hauptschule der englischen Aerzte ist, über Mißbrauch der China, über Versäumung der ausleerenden Mittel u. s. w. kann sich dort keiner im Allgemeinen beschweren. Um zu hören, wie die dortigen Professoren in Rücksicht der gastrischen Krankheiten dächten, äußerte ich einst gegen einem dortigen Professor die Meinung, daß stärkende Mittel bey denselben den ausleerenden im Allgemeinen vorzuziehen wären; lächelnd antwortete er mir, sie irren sich, es ist gar zu schön, die vorhandenen Unreinigkeiten der ersten Wege erst fortzuschaffen.

Mixtura salina und emetica wurden im Hospitale daselbst genug verschrieben, und ich habe oft ängstlich genug geharret, daß man Kranken, deren Zustand sich offenbar dem typhus näherte, doch endlich China verschreiben möchte. Auch in Hull, Manchester, Leverpool, Glocester, Bristol, Bath werden ausleerende Mittel genug verschrieben, freylich nicht so viel, wie bey uns, aber das glaube ich, ist sehr gut. Herr Dr. Fischer tadelt die zu häufige Anwendung der China, sowohl in der Privat-Praxis als auch in den Hospitälern. Was Privat-Praxis anbetrift, darin gebe ich dem Herrn Verfasser vollkommen Recht; allein in Hospitälern scheint er mir den Gebrauch derselben zu sehr einschränken zu wollen, da sie hingegen nach meiner Ueberzeugung eins der unentbehrlichsten Mittel ist, welches unter allen übrigen Ärzneyen, verhältnißmäßig am meisten angewandt zu werden verdient. Nur zu bald nehmen alle Krankheiten hier einen Charakter an, nämlich den des Typhus, wird nicht die Synocha hier auffallend schneller in Typhus und paralysis verwandelt? Wer große Hospitäler besucht, kann sich bald davon überzeugen: denn kleine Krankenhäuser, die etwa zwanzig Kranke enthalten, beweisen hier nichts; und dem ohngeachtet geschieht es so oft, daß man von dem Nutzen einer angewandten Heilmethode in letztern auch auf denselben in erstern schließen zu dürfen glaubt; schade nur, daß Erfahrung tagtäglich das Gegentheil lehrt. Bey zwanzig Kranken, wovon oft die Hälfte nur an unbedeutenden Uebeln leidet, wird die Luft doch wohl nicht so leicht verpestet, wird doch nicht so bald ein Contagium entwickelt, als da, wo mehrere Hunderte beysam-

men liegen. Ein Kindbetterinnenfieber in der Privat-Praxis in einem kleinen Gebährhause oder in einem großen Entbindungshause zu Wien heilen, ist wahrlich ein Unterschied.

Eine andere Ursache, die nach meiner Meinung den freyen Gebrauch der China erfordert, ist die, daß man die Patienten nicht gleich nach Entstehung ihrer Krankheit, sondern erst später, nämlich am achten, vierzehnten Tage u. s. w. in das Hospital bringt, wo schon wegen Länge der Zeit die Krankheit sich dem Typhus nähert, dessen Schritte durch den Aufenthalt im Hospitale noch immer mehr verdoppelt werden. Ferner bedenke man die große Anzahl schwacher, abgezehrter, an allen Arten von chronischen Krankheiten leidender Kranken; alle diese Uebel selbst heilt zwar die China nicht, wohl aber richtet sie die Kräfte dieser armen Geschöpfe auf und setzt sie dadurch in den Stand, sich einer Behandlung unterziehen zu können, die ihre eigentliche Krankheit erfordert; oder sie macht den Beschluß bey mehreren Kurarten, die in den Hospitälern sehr häufig vorkommen und wodurch die Kräfte der Kranken so sehr verringert werden. Endlich, wie viele äußerliche Krankheiten trift man nicht in den Hospitälern, die den innerlichen und äußerlichen Gebrauch der China durchaus erfordern.

Ich wünschte, Herr Professor Fischer hätte ein großes Hospital besucht, in welchem die China nur selten angewandt wird; hier würde er Gelegenheit gehabt haben, die traurigsten Folgen von der Versäumniß dieses Mittels zu beobachten. Nicht zu gedenken der dadurch vermehrten Sterblichkeit, so wird der Aufenthalt der Kranken gewiß

dadurch verlängert. Es war mir oft schrecklich, wenn ich zuweilen in den Krankensälen des Wiener Hospitales umher gieng und oft nach mehreren Monaten noch dieselben Kranken antraf, die fast nichts als das traurige Decoctum Salinum erhielten. Wie groß hingegen war die Zahl der Kranken, die Herr Hofrath Frank aus diesen Zimmern in seiner Klinik aufnahm und in ungleich kürzerer Zeit heilte. Von dieser Wahrheit habe ich mich durch Thatsachen überzeugt, und niemand wird mich von dem Gegentheile zu überreden im Stande seyn.

Eine sehr wohlthätige Stiftung, und vielleicht einzig in ihrer Art, ist die Gesellschaft zur Erleichterung armer Kranken, die an Brüchen leiden, welche im Jahre 1792 gestiftet wurde.

Von dem großen Nutzen dieser Stiftung wird man sich gewiß bald überzeugen, wenn man die große Zahl derjenigen bedenkt, welche in London an diesen Uebeln leiden; nämlich in der Einleitung *) zu den Gesetzen und Verordnungen dieser Gesellschaft heißt es: daß jedes Alter, jedes Geschlecht und jeden Stand mit eingeschlossen, von zwanzig Menschen einer einen Bruch hat.

Diese Gesellschaft besteht aus einem Schatzmeister, mehrern Vorstehern, einer monatlichen Versammlung, einem Wundarzte, Sekretäre und Sammler. Die Gesetze sind fast dieselben, wie im Eastern Dispensary. Der gegenwär-

*) Laws and regulations of the society, for the relief of the ruptured poor instituted 1792.

tige Wundarzt ist Herr Thurnbull, dessen ich schon oben erwähnt habe. Bey Consultationen ist gewöhnlich Herr Cline, Wundarzt und Lehrer der Anatomie im St. Thomas-Hospitale, gegenwärtig. Vermittelst eines Empfehlungsschreibens von einem Vorsteher enthält ein jeder Bruchkranke ein Bruchband, wodurch gewiß mancher Operation und vielen andern Beschwerden vorgebeugt wird. Ein großer Nutzen dieser Gesellschaft besteht auch darin, daß so viele Betrügereyen dadurch verhindert werden, denen solche Kranke von Quacksalbern ausgesetzt sind.

Von dem Zustande der Hospitäler der Dispensaries und andern mildthätigen Anstalten werden von Zeit zu Zeit gedruckte Nachrichten dem Publikum mitgetheilt; aus diesen liefere ich hier einige Auszüge, vorzüglich um zu zeigen, daß die Sterblichkeit in denselben verhältnißmäßig eben nicht sehr groß ist.

Nachrichten von dem Zustande des allgemeinen Hospitales zu Birmingham von der Mitte des Sommers 1795 bis zu der Mitte des Sommers 1796.

Hauskranke blieben in der Mitte des Sommers 1795	72
Seitdem sind aufgenommen	809
	881

Gehei-

Geheilet	593
Erleichtert	23
Wegen Unordnung entlassen . . .	26
Keine Besserung erhalten	19
Zu auswärtigen Kranken gemacht . . .	111
Auf eigenes Ersuchen entlassen . . .	12
Krankheiten, die sich nicht für das Hospital passen .	6
Im Hause blieben zurück	91
	881

Auswärtige Kranke.

In der Mitte des Sommers 1795 blieben im Buche rückständig	114
Seitdem sind aufgenommen	547
	661

Geheilet	441
Erleichtert	12
Wegen Unordnung entlassen . . .	60
Zu Hauskranken gemacht	2
Gestorben	4
Keinen Nutzen erhalten	2
Blieben in den Büchern rückständig . .	140
	661

Seit der Stiftung dieses Hospitales im Jahre 1779 sind 10262 Hauskranke und 8726 auswärtige Kranke aufgenommen worden.

Zustand des allgemeinen Krankenhauses zu Worcester, von der Mitte des Jahres 1794 bis zu der Mitte des Jahres 1795.

Hauskranke waren den 5ten July 1794 = =	62
Seitdem sind aufgenommen = = = =	479
	541

Ein und dreißig davon, deren Krankheiten sehr schrecklich waren, wurden bloß zum Versuche aufgenommen.

Geheilet = = = = = =	250
Erleichtert = = = = = =	12
Auf eigenes Ersuchen entlassen = = =	1
Unheilbar = = = = = =	2
Wegen schlechter Aufführung fortgeschickt = =	1
Gestorben = = = = = =	15
Zu auswärtigen Kranken gemacht = = =	201
Im Hause blieben zurück = = = =	59
	541

Auswärtige Kranke standen den fünften July 1794 in den Büchern = = = = = =	216
Seitdem sind aufgenommen = = = =	787
	1003

Sechs und zwanzig davon wurden wie die obigen ein und dreißig aus eben denselben Gründen bloß aufgenommen.

Geheilet	502
Erleichtert	35
Auf eigenes Ersuchen entlassen . . .	1
Wegen Unordnung in ihren Besuchen entlassen .	244
Gestorben	20
Zu Hauskranken gemacht	18
In den Büchern blieben zurück . . .	178
	1003
Hauskranke und auswärtige Kranke in diesem Jahre geheilet	752
Der Sorgfalt dieses Hospitales blieben noch Kranke rückständig	1544
Die Zahl aller in diesem Hospitale aufgenommenen Kranken beläuft sich auf . . .	40788
Von diesen sind völlig geheilet worden . .	23935

Kurze Nachrichten von dem Zustande des Hospitales zu York. May, 1796.

Zahl der Kranken, die von der ersten Stiftung, nämlich vom vierten April 1740 bis zum ersten May 1795 sind aufgenommen worden.

Aufgenommene Kranke	33259
Geheilet entlassen	24588
Erleichtert entlassen	5887
Wegen Unordnung in ihren Krankenbesuchen entlassen	1434
	31809

	Transport 31809
Unheilbare	384
Gestorben	851
Unter der Kur blieben zurück	115
	33259

Zahl der Kranken, die vom ersten May 1795 bis zum ersten May 1796 aufgenommen worden.

Bey der letzten Zählung blieben an Kranken, die noch nicht wieder hergestellt waren, übrig	115
Seitdem sind aufgenommen	508
	623
Geheilt entlassen	410
Erleichterung erhalten	79
Wegen unordentlichen Besuchen dieser Krankenanstalt fortgeschickt	10
Gestorben	18
Kranke, die noch zurück blieben	106
	623

Zustand des Dispensarys in Leverpool im Jahre 1795.

Zu diesem Dispensary gehören sechs Aerzte, zwey davon besuchen täglich diese Anstalt; der eine um neun Uhr, und der andere um eilf Uhr des Morgens, bloß des Sonntages ausgenommen. Die äußerlichen Kranken werden von

drey Wundärzten beſorgt, wovon einer täglich um zehn Uhr ins Diſpenſary kommt. Einer von dieſen Wundärzten hilft auch den Hebammen, welche die armen Weiber der verſchiedenen Kirchſpiele entbinden, bey ſchweren Geburten. Die Aerzte, Wundärzte nebſt dem Apotheker beſuchen die Kranken, welche nicht im Stande ſind ins Diſpenſary zu kommen, gemeinſchaftlich.

Krankheiten die im Jahre 1797 vorfielen.

Fieber	3142
Augenkrankheiten	387
Entzündungen des Halſes	361
Entzündungen der Bruſt	342
Auszehrungen	189
Rhevmatismen	764
Roſe	47
Blattern	312
Maſern	150
Scharlachfieber	281
Entzündungen im Munde	180
Hämorrhoiden	40
Catarrhaliſche Beſchwerden	833
Ruhr	39
Kopfſchmerzen und Schwindel	139
Schlagfluß	7
Lähmung	21
Magenbeſchwerden	402
	7636

Transport	7636
Epilepsie	26
Asthma, Husten	999
Keichhusten	211
Blutflüsse	127
Colik	251
Cholera	234
Diarrhöe	383
Hysterie	73
Convulsionen	36
Wahnsinn	31
Chronische Schwäche	189
Wassersucht	126
Skrofeln	268
Rachitis	7
Venerische Beschwerden	358
Gelbsucht	37
Steinbeschwerden	61
Würmer	115
Krätze und andere Ausschlagskranheiten . .	2015
Schwere Geburten	14
Verbrennungen durch heißes Wasser und Feuer .	164
Geschwülste, Entzündungen, Abscesse, Geschwüre	757
Wunden, Quetschungen, Knochenbrüche, Verrenkungen	1036
	15125
Kranke, die noch am ersten Januar 1795 in den Büchern standen	664
	15789

Geheilet	14888
Erleichtert	470
Ins Krankenhaus gebracht	21
Wegen Unordnungen fortgeschickt . . .	44
Im Verzeichnisse der Kranken ausgestrichen, weil sie die Arzneyen bezahlen konnten . .	2
Gestorben	364
	15789

Am ersten Januar des Jahres 1796 standen in den Büchern 646

Zahl der Kranken die von der ersten Stiftung dieses Dispensarys aufgenommen, nämlich vom ein und dreißigsten August 1778 bis zum ersten Januar 1796 . . . 201158

Von den Conversationen der Gelehrten in London.

Diese sind eine der interessantesten und nützlichsten Arten von Gesellschaft, die ich kenne. Die angesehensten sind bey Joseph Banks, Dr. Gartshore und Heaviside. Das Conversationszimmer des letztern ist ein anatomisches Musäum, welches sehr groß ist und äußerst schöne Präparate enthält. Dieses Cabinett enthält auch sehr viele zur Naturgeschichte gehörige Sachen. Um die Präparate recht genau besehen zu können, findet man allenthalben klei-

ne Handlampen, welches außerordentlich bequem ist. In der Mitte des Saales stehen mehrere Tische mit den neuesten und zum Theil sehr kostbaren Schriften. Hier findet man nicht bloß die berühmtesten Aerzte und Wundärzte der Stadt, sondern auch Gelehrte aus allen andern Fächern der Wissenschaften. Zur Erfrischung wird Thee, Kaffee und Gebackenes gereicht. Diese Conversationen dauern mehrere Monate des Winters hindurch und werden gewöhnlich wöchentlich einmal, von sieben oder neun Uhr des Abends an gehalten.

Kurze Nachrichten von der Universität zu Edinburgh.

Im Jahre 1580 ersuchte die Stadt Edinburgh den König Jakob den Sechsten um das Privilegium einer Universität. Die ersten Lehrer bey dieser Stiftung waren ein Primarius, ein Professor der Theologie, vier Lehrer der Philosophie und ein Professor der Philologie. Einer von diesen vier Lehrern der Philosophie erhielt die Studenten von dem Professor der Philologie auf vier Jahre zum Unterricht. Erst lehrte er ihnen die griechische Sprache, dann die verschiedenen Zweige der Philosophie und am Ende dieser vier Jahre erhielten sie, nach einer vorhergegangenen feyerlichen Disputation in der Halle den Gradum eines A. M. In der Folge wurden diese vier Lehrer der Philosophie in vier Professoren verwandelt, wovon der eine die griechische Sprache, der andere die Logik, der dritte die Moralphilosophie und der vierte die Physik lehrte. Nachher wurden durch den König und die Stadt noch mehrere Professoren angestellt, so daß man gegenwärtig außer den oben genannten noch folgende hat: einen königlichen Professor der Kirchengeschichte, einen Professor der schottischen und einen der bürgerlichen Gesetze, einen königlichen Professor des Natur- und des Völkerrechtes, einen Professor der Staatengeschichte und der Antiqui-

täten, einen königlichen Professor der Naturgeschichte, einen königlichen Professor der Rhetorik, einen königlichen Professor der praktischen Astronomie und einen königlichen Professor des Ackerbaues. Die Hauptvorsteher der Universität sind der Lord-Aufseher, der Magistrat und der Rath.

Die Zahl der Studenten ist sehr groß; während meines Aufenthalts betrug sie zwölf hundert, wovon die Hälfte Mediciner waren. Die Bibliothek wurde von Clement Little, einem Commissionär zu Edinburgh, kurz vor der Gründung des Universitätsgebäudes gestiftet. Man hat zwey Cataloge von diesen Büchern, wovon der erste 1773, und der zweyte 1790 gedruckt wurde. Vorzüglich wird diese Bibliothek durch das Geld unterhalten, welches die Studierenden für eine Matrikel bezahlen und welches nach unserm Gelde ohngefähr 20 Sgr. beträgt. Bücher mit nach Hause zu nehmen, ist erlaubt, doch muß man vorher den Werth derselben erlegen. So lange die Collegia gelesen werden, ist die Bibliothek des Montages, Dienstages, Freytages und Sonnabends von zehn bis ein Uhr offen; während der Ferien aber nur Dienstages und Donnerstages um eben dieselbe Zeit. Man findet in dieser Bibliothek einige Seltenheiten, z. B. den außerordentlich dünnen Schedel von Georg Buchanan nebst einem außerordentlich dicken Schedel als ein Gegenstück. Hier befindet sich auch das Original des Protestes der Böhmen gegen die Verbrennung des Johann Huß und des Hieronymus von Prag im Jahre 1417 mit angehängten hundert und fünf Siegeln böhmischer und mährischer Adelichen. Ein vornehmer Schotte, der es

auf seinen Reisen kaufte, schenkte es der Universität. Merkwürdig ist auch der Originalkontrakt von Maria, Königin der Schotten, mit dem Dauphin zu Frankreich. Auch findet man hier einige schätzbare Münzen und Medaillen nebst orientalischen- und andern Manuscripten. Im Saale der Theologen befindet sich eine schöne Sammlung von theologischen Büchern. Das Naturalienkabinett wird täglich vermehrt und in guter Ordnung erhalten.

Der älteste Professor der Medicin ist Dr. Home, dessen Stelle gegenwärtig sein ältester Sohn erhalten; dieser ist ein sehr geschickter Mann, der besonders viele Kenntnisse in der Mineralogie besitzt. Durch seinen langen Aufenthalt in Deutschland ist er außerordentlich mit unserer Litteratur bekannt, und besitzt auch eine sehr ansehnliche Sammlung von den besten deutschen Schriften.

Dr. Monros Vorlesungen über Anatomie, Physiologie und Chirurgie sind sehr gut, und er besitzt eine außerordentliche Deutlichkeit im Demonstriren. Seine Präparatensammlung ist sehr ansehnlich und mit vielem Geschmacke aufgestellt. Alle neuere Entdeckungen übrigens eignet er sich zu, und kann sich schlechterdings nicht davon überzeugen, daß es irgend einen Anatomen giebt, der seine Kenntnisse mit den seinigen messen könne. — Dr. Duncan ist einer der liebenswürdigsten Männer, die ich je kennen gelernt habe. Was ich der Freundschaft dieses Mannes und seiner Familie verdanke, werde ich nie vergessen. Er trägt die allgemeine Pathologie und Therapie sehr systematisch vor; durch seine großen Kenntnisse in auswärtiger Litteratur zeichnet er

sich vor den übrigen dortigen Professoren aus. Auch lehrt Dr. Duncan Samstags Mittags von zwey bis drey Uhr gerichtliche Medicin, an welchen Vorlesungen die dortigen studierenden Juristen ebenfalls Theil nehmen; diese Wissenschaft wird künftig sein Sohn vortragen. Dr. Black's Collegien über Chemie sind sehr schön; wegen seines hohen Alters ist Dr. Hope sein Assistent, der auch ein sehr geschickter Chemiker ist. — Dr. Rutherford liest Botanik und giebt Vorlesungen in der Klinik, die sehr gerühmt werden. — Dr. Hamilton der Jüngere liest Entbindungskunst; die Gelegenheit aber, sich im Praktischen dieser Kunst zu üben, ist hier eben nicht sehr groß. — Die klinischen Vorlesungen geben abwechselnd Dr. Duncan, Gregory, dessen Vorlesungen über das sogenannte Praktikum sehr philosophisch sind, Rutherford und Home der Jüngere. Die Art und Weise, wie dort die Klinik gehalten wird, gefällt mir gar nicht; nämlich der Professor untersucht den Zustand des Kranken selbst, welchen er darauf den umher stehenden Studierenden in englischer Sprache diktirt, die das Gesagte mit der größesten Aengstlichkeit aufschreiben, ohne vielleicht den Kranken auch nur gesehen zu haben. Dieses geschieht täglich von 12 bis 1 Uhr; zweymal wöchentlich des Abends von 6 bis 7 Uhr werden Vorlesungen über die in der Klinik befindlichen Krankheiten gehalten. Wie viel besser ist dieses in Wien und Jena, wo in den Kliniken der Herren Hofräthe Frank, Loder und Hufeland die angehenden Aerzte die Kranken nicht allein examiniren, sondern auch die Prognose bestimmen und die Mittel zur Heilung vorschlagen müssen. Leichenöffnungen fallen nur selten vor.

Das Hospital (infirmary) wurde am 6ten August 1729 zuerst eröffnet. Der Fond von dieser Anstalt betrug 1750 5000 Pfund Sterling und im Jahre 1790 36000 Pfund Sterling. Jährlich werden ohngefähr 2000 Kranke darin aufgenommen. Die Sterblichkeit ist sehr geringe, denn man rechnet, daß von fünf und zwanzig Kranken bloß einer stirbt. Man hat eine eigene Beschreibung von diesem Hospitale unter dem Titel: History of the infirmary. Edinburgh 1778.

Zwey Dinge haben mir in demselben nie gefallen, nämlich, daß der Fußboden der Krankenzimmer von Ziegelsteinen gemacht ist, und daß man nicht besser für Wärme sorgt. Die Thüren der Krankenzimmer sind stets offen, welches Zugluft erregt, die den Kranken so äußerst nachtheilig ist, hierzu kommt, daß die Camine an den äußersten Enden der Krankenzimmer sind, da sie doch eigentlich in der Mitte seyn sollten. Die Aerzte in demselben sind Dr. Rutherford und Dr. Hamilton, welchen letztern man für einen der größesten praktischen Aerzte hält. Die Betten sind von Eisen, wie in mehrern großen Hospitälern Englands, welches die Reinlichkeit sehr befördert. Die chirurgischen Kranken besorgen die Wundärzte der ganzen Stadt abwechselnd; allein gemeiniglich nehmen die ältern derselben, wegen Ueberhäufung der Geschäfte das Hospital nicht. Operationen fallen ziemlich viele vor, ich sah allein zehn bis zwölf Amputationen in fünf Monaten daselbst; den letzten Sonntag vor meiner Abreise sah ich allein sechs Operationen verrichten, nämlich: 1. Amputatio femoris, 2. Amputatio

digiti manus, 3. Labium leporinum, 4. Hydrocele vermittelst Injektionen, 5. Exstirpatio mammae, 6. Scirrhus labii inferioris. Die weiblichen venerischen Kranken liegen in einem besondern Zimmer, die Männer sind in den übrigen Zimmern; zu erstern ist den Studierenden der Zugang nicht erlaubt. Diese venerischen Kranken werden durch den Assistenten eines der obengenannten Hospitalärzte besorgt. Jeder von den Hospitalärzten nämlich, so wie auch der Professor der Klinik und der Wundarzt haben immer einen solchen Assistenten, die bey den Krankenbesuchen umher gehen, die verordneten Recepte aufschreiben und von Zeit zu Zeit bey den Kranken nachsehen; zwey davon wohnen im Hospitale selbst. — Der botanische Garten ist sehr reich an ausländischen Pflanzen; bloß für Pflanzen aus Botanybay hat man ein eigenes Treibhaus hier. Als Privat-Docenten der Arzneykunde zeichnen sich auch noch vorzüglich Russel, bekannt durch seine Abhandlung von der Nekrose, und Allen, aus; ersterer liest zweymal wöchentlich im Hospitale Chirurgie und letzterer Physiologie. — Herr Prosektor Fife wiederholt alle Abend von 6 bis 7 Uhr die Vorlesungen, die Herr Dr. Monro des Morgens gehalten, wofür man eine Guinee bezahlt. Er ist Verfasser von dem System of Anatomy, from Monro, Winslow, Innes and the latest authors, with notes by Dr. Ratheram, 3 Vols. 8vo. Die Lebensart der Studenten ist von der unsrigen sehr verschieden und im Ganzen genommen viel ordentlicher; ein sogenannter Renomist würde dort seine Rolle mit eben keinem großen Beyfalle spielen. Gewöhnlich wohnt man bey einer Familie im Hause, mit der man auch frühstückt,

zu Mittage und Abends speiset, wofür man 50 bis 60 Pfund Sterlinge bezahlt. Ich wohnte bey der Wittwe des verstorbenen Prosektors Innes, bekannt durch seine Description of the human muscles etc. Edinburgh 1778, 12mo. Die Erlangung der Doktorwürde ist hier weder mit größern Schwierigkeiten, noch mit mehrern Kosten verbunden, als in Deutschland. Der Ort, wo diese Feyerlichkeit vollzogen wird, ist die Bibliothek, in deren Mitte ein langer, mit grünem Tuche behängter Tisch gesetzt wird, an welchem an einer Seite die Herren Professoren, in der Mitte von ihnen der Rektor Magnifikus und an der andern Seite die Candidaten sitzen, oft 20 bis 30 an der Zahl. Ein Professor ruft nun einen von den Doctorandis auf und sagt gewöhnlich, daß er zwar eine sehr schöne Dissertation geschrieben, allein in folgenden Punkten sey er nicht seiner Meinung, und nun geschehen zwey bis drey Fragen, mit deren Beantwortung die Angst des Candidaten sich endigt. Nachdem dieses nun bey allen geschehen, so geht der Zug in ein anderes Zimmer, wo man den Doctoranden schwarze Mäntel mit weiten Ermeln und großen schwarzen sammetnen Kragen anzieht. Hierauf tritt der Rector Magnifikus auf und ernennt sie im Namen Gottes u. s. w. zu Doctoren, wobey er herum geht und einen kleinen schwarzen Hut aufsetzt, womit diese Feyerlichkeit sich schließt. — Durch meinen Freund, Dr. Duncan den Jüngeren, mit welchem ich von Wien nach Edinburgh reisete, wurde ich auch mit dem berühmten Wundarzt Benjamin Bell bekannt, einem äußerst liebenswürdigen Manne, der so gütig war, mir auch einige Operationen in seiner Privatpraxis zu zeigen, bey denen ich

in der That seine Geschicklichkeit nicht genug bewundern konnte. Nie sah ich einen Arzt oder Wundarzt mit mehreren Geschäften überhäuft, als diesen; er ist mit zwey andern Wundärzten in Compagnie, oder, wie man dort sagt, sie sind seine Partners; diese sind der oben genannte Russel und Wardroop, dessen Home in inquiry into the nature of the croup erwähnt. Russel und Wardroop halten jeder acht bis zehn Lehrlinge, und Benjamin Bell gewöhnlich zehn bis zwölf; diese verbinden die Kranken, assistiren bey Operationen und bereiten Arzeneyen. Unter den übrigen Wundärzten zeichnet sich besonders Wood, der Vater, aus; dieser soll die ersten fünf und zwanzig Steinschnitte in seiner Praxis ohne unglücklichen Erfolg gemacht haben. Unter den jüngern Wundärzten versprechen John Bell, (bekannt durch seine Abhandlung *on Gun-shot Wounds etc.*) Thomson und George Bell, der ältere Sohn des Benjamin Bell, sehr viel.

Außer der oben erwähnten Doctorwürde ertheilt die Universität auch noch den Gradum eines L. L. S. und D. D. an berühmte Gelehrte, wobey aber keine Ceremonien vorfallen. Um den Gradum eines A. M. zu erlangen, muß man wenigstens drey Jahre studirt haben und ein scharfes Examen aushalten. Einigen aber ertheilt man auch diese Würde auf bloße besondere Empfehlung.

Am sechszehnten November 1789 wurde der Grund zu einem neuen Universitätsgebäude gelegt, zu dessen Erbauung 80000 Pfund Sterling erfordert werden; 1794 aber waren erst 32000 Pfund Sterling unterzeichnet. Es ist-

ist daher nicht zu hoffen, daß dieses prächtige Gebäude so bald wird vollendet werden; indessen ist es so weit fertig, daß Vorlesungen darin können gehalten werden.

Von der medicinischen Gesellschaft der Studierenden zu Edinburgh.

Diese Gesellschaft wurde schon im Jahre 1737 gestiftet und 1778 durch eine königliche Charte bestätigt. Jedes Mitglied bezahlt im ersten Jahre fünf Guineen, im zweyten eine Guinee und im Dritten ½ Guinee.

Diese Gesellschaft besteht aus vier Präsidenten, wovon einer die Abhandlungen vorlesen, und zugleich darauf sehen muß, daß die Streitigkeiten mit gehöriger Ordnung geführt werden. Ferner gehören zu dieser Gesellschaft ein Schatzmeister, der die Finanzen besorgt, ein Sekretär und Bibliothekar, welche beyde letztere Stellen gewöhnlich eine Person bekleidet, die kein Studierender ist und welche jährlich fünf und zwanzig Pfund Sterling erhält. Jedes Mitglied hat einigemal jährlich die Erlaubniß, einen Fremden mit zu bringen. Die Dissertation, über welche disputirt wird, findet man schon drey Wochen vorher in einem großen Folianten in der Bibliothek, damit ein jeder sie vorher lesen könne, auch werden Abschriften davon an die einzelnen Mitglieder herum geschickt. Die Bibliothek ist sehr schön, und besteht aus ohngefähr 2200 Bänden ohne Dissertationen, von welchen man zwey Verzeichnisse hat. Catalogus librorum in bibliotheca societatis medicae Edinburgenae,

ſecundum auctorum nomina diſpoſitus. Edinburgi apud Mundell et filium. 1792. Appendix Catalogi librorum in bibliotheca ſocietatis medicae Edinburgenae. Appendix Catalogi librorum in bibliotheca ſocietatis medicae Edinburgenae. Edinburgi 1795. Die gewöhnlichen Verſammlungen dieſer Geſellſchaft fangen am letzten Freytage des Oktobers an, und dauern bis zwölf Abhandlungen vorgeleſen werden. Die Mitglieder ſind in ordentliche, außerordentliche und Ehrenmitglieder abgetheilt. Zur zweyten Klaſſe werden diejenigen gerechnet, die bey zwey vollen Sitzungen gegenwärtig geweſen und eine Abhandlung geſchrieben haben; doch müſſen ſie, wenn die Reihe an ſie kömmt, eine zweyte liefern. Zu Ehrenmitgliedern werden gewöhnlich die Profeſſoren und andere auswärtige Gelehrte erwählt. Dieſe Geſellſchaft hat ein eigenes Gebäude, in welchem ſie ſich verſammelt; eine alte Frau, die darin wohnt, hält das Oekonomiſche deſſelben in Ordnung. Der Saal, in welchem ſich die Bibliothek befindet, und derjenige, in welchem die Vorleſungen gehalten werden, ſind ſehr ſchön und geſchmackvoll dekorirt, beſonders letzterer. Zwey ſehr ſchöne Gemälde, wovon das eine den verſtorbenen Dr. Cullen, das andere den noch lebenden Dr. Black vorſtellen, ſind Beweiſe, wie ſehr man die Verdienſte dieſer beyden Männer hier ſchätzt. Bey den Zuſammenkünften lieſt der Präſident die Abhandlungen vor; ſobald ein Mitglied eine Stelle findet, gegen welche es glaubt Einwendungen machen zu können, ſo ſteht es auf, und trägt ſie dem Präſidenten vor; dieſe Einwendungen ſucht nun der Verfaſſer oder ein anderer, der mit ihm einerley Meinung iſt, zu widerlegen.

Ich habe mich oft über die Ordnung gewundert, mit welcher diese Streitigkeiten geführt werden, ein einziges Wort vom Präsidenten setzt alles wieder in Ruhe. Obgleich Browns Lehren hier bey weitem nicht zu so häufigen Streitigkeiten Anlaß geben, wie gegenwärtig in Deutschland, so waren sie in dieser Gesellschaft nicht selten der Gegenstand davon; im Ganzen genommen schien es mir, daß diese Lehre mehrere Gegner als Anhänger hatte, welches aber wohl leicht zu erklären ist, da die Meinungen der dortigen Herren Professoren von Browns Lehrsätzen so himmelweit verschieden sind. Aehnliche medical Societies hat man auch in London, z. B. im Bartholomäus-Hospitale, in welcher man jährlich, wenn ich nicht irre, zwey Guineen bezahlt. Diese aber sind im Grunde weiter nichts als Disputirübungen, bey denen gewöhnlich ein Paar Aerzte, die in diesem Hospitale Vorlesungen halten, präsidiren. Ich kann nicht umhin, hier ein Paar Anekdoten zu erwähnen, die mich noch oft zum Lachen bringen. Mein Freund, Dr. Morelli, gegenwärtig Professor zu Pisa, war einst mit mir in einer solchen Zusammenkunft im Ghuys-Hospitale, bey welcher Herr Dr. Haighton Präses war. Dr. Morelli nahm Theil an dieser Disputation, dessen Inhalt ich mich nicht mehr erinnere, und führte zum Beweise seiner Meinung die berühmte Dissertation des Herrn Hofraths Wrisberg an. Comment. de uteri mox post partum naturalem resectione non lethali. Obgleich wirklich mehrere von diesen Herren so viele Litteraturkenntnisse zu haben schienen, daß ihnen wenigstens der Name Wrisberg nicht unbekannt war, so schien er doch hier nicht viele Autorität bey ihnen zu haben. Es erfolgte ein

allgemeines Gelächter und eine Menge der albernsten Fragen, z. B. ob die Frau auch ihre Menstruation wieder bekommen, ob sie Kinder nachher gebohren, u. s. w. Mein Freund schwieg und sagte bloß zu mir, they are stupid boys; eine Wahrheit, die ich von Herzen unterschrieb. Bey einer andern Zusammenkunft, wobey auch Herr Dr. Morelli gegenwärtig war, brach ich unsern gemeinschaftlichen Vorsatz, nämlich uns nie wieder in die Streitigkeiten zu mischen. Es wurde über hydrophobia disputirt. Ein alter Arzt stand auf und versicherte mit der größesten Prahlerey, daß er mehr als 20000 Kranke behandelt, aber nie diese Krankheit gesehen hätte, woraus er denn sehr philosophisch folgerte, die Krankheit müsse gar nicht existiren, zugleich frug er die ganze Gesellschaft, ob irgend ein Mitglied derselben sie beobachtet. Sonderbarer Weise war dieses nicht der Fall; auch die Aerzte, welche präsidirten, verneinten es. Nun stand ich auf und versicherte ihm, daß ich diese Krankheit wirklich mehreremalen Gelegenheit gehabt hätte zu sehen. Es erfolgten darauf eine Menge Fragen von seiner Seite, durch welche er mich zu verwickeln suchte: allein vergeblich, denn ich hatte diese Krankheit zu oft beobachtet, um ihm und den übrigen Anwesenden nicht sichere Beweise von der Wahrheit meiner Behauptung geben zu können. Am Ende frug ich ihn, ob er denn nie von einer hydrophobia als Symptom eines Nervenfiebers gehört oder gelesen hätte; (diesen Fall erinnere ich mich, einmal gesehen zu haben, er dauerte ziemlich lange, hatte aber am Ende einen tödtlichen Ausgang); er verneinte es, worauf ich ihm ganz aufrichtig sagte: es schiene doch wirklich, daß es noch viele Fälle gebe, von de-

nen selbst ein alter Praktiker, der 20000 Kranke behandelt, auch nicht einmal gehört hätte; dieses schien ihn zu ärgern, denn er gieng sogleich fort. Es ist unglaublich, wie weit sich die Zweifelsucht der Engländer auf alles erstreckt, was andere Nationen lehren. Alle Citate, die der junge Mann aus französischen Schriftstellern anführte, wurden für offenbare Unwahrheiten erklärt und hatten mit Wrisbergs Dissertation einerley Schicksal. Ich zweifle, daß dieser Arzt viele Schriften von seinen eigenen Landsleuten gelesen, sonst hätte er wohl nicht solchen Unsinn behaupten können.

Von dem Dispensary zu Edinburgh.

Zu den vielen Verdiensten, die Herr Professor Duncan sich um die leidende Menschheit erworben, gehört auch die Stiftung dieses Dispensary's im Jahre 1776, welches durch den berühmten Redner Henry Erskine aufs kräftigste unterstützt wurde. Anfangs hatte man nur Zimmer zu dieser Absicht gemiethet, allein bald bauete man ein eigenes Haus für diese Anstalt, welches aus zween Etagen besteht. In der untersten ist ein Zimmer, in welchem die Kranken sich versammeln, ein anderes, wo Consultationen gehalten werden, und in welchem sie Rath vom Arzte erhalten: noch sind in der untern Etage eine Art von Apotheke und ein eigenes Zimmer zur Anwendung der Electricität. In der obern Etage ist ein schöner Saal, in welchem die Aerzte über die wichtigsten, in diesem Dispensary vorkommenden Fälle Vorlesungen halten, und mehrere andere Zimmer für den Apo-

theker. Die Fronte dieses Gebäudes ist mit sehr schöner Bildhauerarbeit geziert, die das Gleichniß unsers Heilandes vom barmherzigen Samariter vorstellt. Die Aerzte erhalten gar keinen Gehalt und der Apotheker nur sehr geringen. Vom 7ten November 1776 bis zum ersten Januar 1794 sind 17598 aufgenommen worden.

Von dem Asylo zur Erleichterung armer und fleißiger Blinden in Edinburgh.

Vom 20sten May 1795 bis zum 20sten May 1796 betrug die Einnahme dieser Anstalt 811 Pfund Sterling, 9 Schillinge, 8¼ Pence. Der Nutzen, welchen man aus den verkauften Arbeiten zog, war 340 Pfund Sterlinge 2 Schillinge 7¼ Pence. Die verfertigten Arbeiten sind große und kleine, von Weidenzweigen geflochtene Körbe, Matten von getheerten und weißen Hanfstricken, um die Schuhe vor den Thüren zu reinigen, Segeltuch, wollene und haarene Matratzen und Werg aus aufgedrehten Schiffsseilen. Zwey von ihnen hatten 236 Ellen sehr schönes Segeltuch verfertigt, zwey andere webten baumwollen Zeug mit einer Fertigkeit, die mich in Erstaunen setzte, täglich konnten sie einen Schilling damit verdienen. Die Zahl der Blinden betrug damals vierzehn, bloß Männer, doch war es beschlossen, auch Weiber darin aufzunehmen.

Kurze Nachrichten von den Krankenanstalten zu Bath.

Das allgemeine Krankenhaus ist ein sehr schönes Gebäude, 100 Fuß breit und 90 Fuß lang. In diesem Hospitale werden alle Kranke aufgenommen, die aus dem ganzen Königreiche nach Bath kommen, um das Wasser daselbst zu gebrauchen. Armen Kranken, die in Bath selbst wohnen, ist der Zutritt versagt. In diesem Hospitale sind drey Aerzte und zwey Wundärzte; einer von den Aerzten ist der durch seine Schriften berühmte William Falkoner.

Unter folgenden Bedingungen werden die Kranken nur aufgenommen.

1. Müssen sie vorher ihre Krankengeschichte einschicken.

2. Fieberkranke werden nicht aufgenommen; eben so wenig diejenigen, welche an heftigem Husten, mit Schmerzen in der Brust und Blutspeien begleitet, leiden; ferner die, welche Geschwüre haben.

3. Sie müssen warten, bis eine Stelle entlediget ist, wovon man sie dann benachrichtiget.

4. Kranke von England und Wales bezahlen drey Pfund Sterling, die von Schottland oder Irrland aber bekommen fünf Pfund Sterling.

5. Soldaten und Kranke aus den Hospitälern zu Greenwich und Chelsea bezahlen auch drey Pfund Sterling.

Man hat noch ein Hospital daselbst, welches man Bellot's-Hospital nennt: dieses ist auch für arme auswärtige Kranke bestimmt, die nach Bath kommen, um Hülfe von diesen Wässern zu erhalten. Die Zahl dieser Kranken ist selten größer als achtzehn; sie erhalten freye Bäder, freye Wohnungen, und überdem noch wöchentlich einen Schilling und zehn Pence. In dem Dispensary dieser Stadt werden auch Kranke in dem Gebäude selbst aufgenommen. Die Kranken desselben besorgen drey Aerzte, welche täglich hinkommen, ein Wundarzt und ein Apotheker. Die beyden erstern erhalten keine Bezahlung. Im Jahre 1795 war die Zahl der Kranken 887. Davon waren 111 Hauskranke, 734 auswärtige Kranke, 32 Kinder aus der Sonntagsschule und 30 Dienstbothen von Personen, die zur Unterhaltung dieser Anstalt mit beytragen.

Vor zwey Jahren im Monate December war ich zum erstenmale in Bath, wo ich in der That über die Schönheit des Ortes, über die vortrefliche Einrichtung der Bäder u. s. w. wirklich erstaunte. Noch mehr gefiel es mir gewissermaßen daselbst im Sommer, wo freylich die Zahl der Brunnengäste nur klein ist, und überdem alle öffentliche Vergnügungen aufhören, welches alles aber durch die Schönheit der herumliegenden Gegenden so reichlich ersetzt wird.

Kurze Nachrichten von dem allgemeinen Krankenhause zu Wien und einigen dortigen Lehranstalten.

Wie ich Anfangs hinkam, war Herr Dr. Reinlein Professor der dortigen Klinik, der alles mit resolventibus, emeticis und catharcticis behandelte. Einer meiner Freunde aus Ungarn, mit dem ich noch in Jena studiert, und der diese Klinik schon ein Jahr hindurch besucht hatte, versicherte mir, daß er sich auch nicht eines Falles erinnern könne, bey welchem China verordnet wäre. Ich besuchte darauf die Krankenzimmer des Herrn Dr. Nord, eines der größesten Schüler des verewigten Stolls. Dieser hatte damals nur zwey Krankenzimmer, in welchen er eine Art von Klinik hielt. Die Bemerkungen, welche er am Bette eines jeden Kranken gewöhnlich mittheilte, waren fürtreflich und äußerst interessant. Lange mußte dieser geschickte Arzt warten, bis er die Stelle eines sogenannten Primarii erhielt, die er gewiß eher verdient hätte, wie viele andere. Die Stelle des Herrn Professors Reinleins erhielt bekanntlich Herr Hofrath Frank, dessen Vorlesungen und Unterricht am Krankenbette mir ewig unvergeßlich sind. Ich empfehle es einem jeden jungen Arzte, die Gelegenheit, diese Schule zu besuchen, doch ja nicht zu versäumen. Nach dem Un-

terrichte einer jeden Stunde wird er seine Kenntnisse vermehrt fühlen, und diesem großen Arzte die aufrichtigste Bewunderung zollen. Wer die Geburtshülfe einst praktisch ausüben will, der gebe sich die äußerste Mühe, um als Praktikant in dem dortigen Entbindungshause aufgenommen zu werden. Hier hat er eine Gelegenheit, die Kräfte der Natur kennen zu lernen, wie er sie nirgends wieder findet. Von hundert und zwey und vierzig Gesichtsgeburten, die alle den Kräften der Natur überlassen waren, sah ich bloß die zweyte vermittelst der Zange beendigen; eben dieses geschieht auch mit den Steiß- und Fußgeburten. Vom Einrichten des Kopfes u. s. w. hört man hier nichts. Juno Lucina muß recht mütterlich über diese Anstalt wachen; die Kinder kommen ohne alle diese schönen Manceuvres zur Welt, und zwar größtentheils lebendig, denn ich glaube nicht, daß die Zahl der todtgebohrnen Kinder in irgend einem Gebährhause verhältnißmäßig geringer ist, wie hier. Obgleich ich in der That glaube, daß Herr Professor Boer der Natur oft viel, vielleicht etwas zu viel zutrauet, so wiederhole ich es noch einmal, diese Entbindungsanstalt ist die beste Schule, die Kräfte der Natur bey diesem Geschäfte zu studieren. Einem jeden jungen Arzte rathe ich auch, die Krankenzimmer des Herrn Professors Boer zu besuchen, theils um die Behandlung der Schwangern, Entbundenen und neugebohrnen Kinder kennen zu lernen, vorzüglich aber um eine Krankheit zu beobachten, die fast jährlich mehr oder weniger leider oft nur in der fürchterlichsten Gestalt sich hier zeigt, ich meine das Kindbetterinnenfieber. Ich schreibe es bloß der Empfehlung meines großen Lehrers in der Entbindungs-

kunst, des Herrn Oberhofrathes Steins in Marburg zu, daß Herr Professor Boer so gütig war, mich in dieser Anstalt aufzunehmen, zu welcher Zeit das Fieber gerade epidemisch herrschte. Meine Pflicht erforderte es, daß ich oft ganze Tage in den Zimmern der Entbundenen und Kreißenden zubringen mußte, welche Zeit ich vorzüglich zum Studium dieser Krankheit anwandte, da ich gewiß wußte, daß ich eine solche Gelegenheit dazu nie wieder haben würde. Herr Professor Boer wandte damals mehrere Kurarten an, auch die von Doulcet; aber, bey Gott, nicht mit dem mindesten Nutzen; Herr Professor Boer versicherte, er habe diese Methode in Paris selbst anwenden sehen, aber eben so wenig mit glücklichem Erfolge. Daß man sehr viele Fieber der Kindbetterinnen durch ausleerende Mittel heilet und heilen muß, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, nur nicht das wahre Kindbetterinnenfieber, dessen Diagnose äußerst schwer ist. Eben so wenig läßt sich diesem Fieber durch diese Mittel vorbeugen; alle Kranke, die damals an diesem Fieber starben, waren auf Befehl der Medicinalregierung purgirt worden, da nämlich ein Mitglied derselben dieses Fieber noch immer von sordibus primarum viarum herleitet. Eben dieser Arzt machte mit einem andern jetzt verstorbenen Arzte mehrere Versuche, welche die Heilung dieses Fiebers durch ausleerende Mittel beabsichtigten; allein sie fielen, so wie viele andere von ihm, sehr unglücklich aus. Ich erinnere mich einer Kranken, die aus dem Krankenzimmer eines andern Arztes ins Gebährhaus gebracht wurde und welche uns erzählte, sie hätte in dem Zeitraum von wenigen Wochen so viele Abführungsmittel

genommen, daß sie mehrere hundertmal laxirt hätte, ihre Krankheit war — Lues!!! kann man sich wohl eine elendere Behandlungsart denken? Herr Dr. Bene aus Lübek wird sich gewiß noch dieses Falles erinnern. Auch diese Kranke wurde durch das Kindbetterinnenfieber hinweggerissen. Meine Absicht ist, meine Bemerkungen über diese Krankheit in Zukunft etwas weitläuftiger mitzutheilen, daher mag dieses hier genug seyn.

Ehe Herr Hofrath Frank Direktor dieses Hospitals wurde, war das Hauptmittel decoctum salinum, welches des Morgens en gros in der Apotheke bereitet wurde, seit der Zeit aber fingen einige Aerzte an, auch die China mehr zu verschreiben, ob stets mit gehöriger Indikation mag ich nicht bestimmen; den Erzählungen nach, die man davon hörte, geschah es gewiß nicht. Auch die Venerischen erhielten das decoctum salinum, den wahren Nektar-Trank der meisten Wienerärzte, der überhaupt so bekannt dort ist, wie der Stephansthurm. Herzlich mußte ich einst lachen, wie ein sogenannter Fiaker eine Frau, die er aus dem Hospitale fuhr, ganz spöttisch fragte, was sie denn im Hospitale bekommen hätte: doch wohl nichts, sagte er, als decoctum salinum? Operationen wurden, ehe Herr Hofrath Frank Direktor wurde, gar nicht gemacht, wenigstens keine von irgend einer Beträchtlichkeit, dieser aber ließ ein eigenes sehr gutes Operationszimmer machen, in welchem ich einige Operationen von Dr. Zeller sah, der ein sehr guter Operateur ist. Bey einem eingeklemmten Bruche wurde ein dortiger Hospitalwundarzt gefragt, warum er den Kranken nicht operi-

ren wolle, da doch alle Anzeigen zur Operation da wären. „Das will ich wohl bleiben lassen," war seine Antwort, „gelingt die Operation, so heißt es, ich habe meine Schul„digkeit gethan: stirbt er, so legt man mir es zur Last." Von solchen Anzeigen und Gegenanzeigen zu einer Bruchoperation steht doch in Richters Abhandlung von den Brüchen und anderer großen Männer Schriften über diesen Gegenstand nichts.

In der Anatomie, Physiologie und im praktischen Zergliedern gaben in diesem Hospitale Unterricht Herr Dr. Hertel und Herr Dr. Vetter; ersterer auch in den chirurgischen Operationen und in der Bandagenlehre. Die beyden letztern Vorlesungen habe ich selbst mit vielem Vergnügen gehört. Zu den großen Verbesserungen dieses Hospitales, welche es dem Herrn Hofrathe Frank verdankt, gehört auch die Sammlung von sehr schönen pathologischen Präparaten, die schon zu meiner Zeit durch den unermüdeten Fleiß des Herrn Dr. Vetters sehr ansehnlich war.

Herr Professor Schmid, Verfasser der klassischen Abhandlung de nervis lumbalibus, trug damals auf Ersuchen mehrerer angehender Aerzte die Lehre von den Augenkrankheiten vor; mit mehrerem Vergnügen und größerer Belehrung habe ich wenige andere Vorlesungen besucht. Nur einen Lehrsatz dieses großen Arztes theile ich hier mit, durch den er bey manchen aber nicht groß erscheinen mag, nämlich: der größeste Theil von Augenentzündungen, wo nicht beynahe alle, müssen mit örtlichen, reizenden Mitteln ge-

heilt werden, zugleich müssen innere schwächende Mittel dabey vermieden werden.

Wie ist dieses möglich, werden viele sagen, wie behandelt er denn die inflammationes oculi biliosi, verminosi etc. etc., verordnet er denn keine Purgiermittel, vesicatoria, Blutigel, läßt er nicht zur Ader? Es thut mir leid, daß ich auf dieses alles nein antworten muß, wenigstens habe ich diese Mittel nie anwenden sehen, obgleich ich seine Klinik fast ein ganzes Jahr hindurch besucht habe. Innerliche Mittel werden überhaupt nur selten verschrieben, die Fälle aber zu bestimmen, bey denen dieses geschieht, dieses würde mich zu weit führen; auch habe ich dazu keine Erlaubniß vom Herrn Professor Schmid.

Dieses sage ich nur, damit man mich nicht unrecht verstehe, denn daß Herr Professor Schmid bey ophthalmia venerea, mercurialia verschreibt, versteht sich von selbst. Ich bin ohngefähr seit fünf Viertel Jahren hier in Bremen, in welcher Zeit ich weit über anderthalb hundert Augenentzündungen nach eben diesen Grundsätzen behandelt; öffentlich fordere ich einen jeden auf, mir auch nur einen Kranken zu bringen, der sein Gesicht durch mich verlohren.

Herr Professor Schmid hat auf seine eigene Kosten in der Nähe des Kärnterthores eine Wohnung gemiethet, die aus drey Zimmern besteht, in welchen er eine Klinik für arme, an Augenkrankheiten leidende Kranke errichtete, deren Zahl sich täglich auf sechzig und mehrere beläuft, in einem Zimmer stehen ein Paar Betten für Staarpatienten,

die er auch zuweilen hier operirt. Aeußerst interessant war es mir in eben dieser Anstalt, den berühmten Herrn Professor Bahrdt diese Operation im Stehen ohne alle Gehülfen verrichten zu sehen, die auch vortreflich gelang. Die meisten Operationen sah ich vom Herrn Professor Schmid im allgemeinen Krankenhause, wo außer ihm auch noch Herr Professor Prochaska im Frühling operirt.

Den glücklichen Erfolg, mit welchem Herr Professor Schmid operirt, findet man in der That selten, wozu auch, nach meiner Meinung, seine sehr einfache Behandlung nach der Operation vieles beytragen mag.

Das äußerliche Mittel, welches Herr Professor Schmid gewöhnlich bey den Augenentzündungen anwendet, ist die berühmte Salbe des Herrn Professors Bahrdts, von deren Wirksamkeit ich selbst einst Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen.

Bey der Rückkehr von einer Maskerade zog ich mir einst eine sehr heftige Augenentzündung zu, die mit den gewöhnlichen Zeichen, z. B. Schmerz, Lichtscheu u. s. w. begleitet war. Am andern Tage gieng ich demohngeachtet in die Klinik des Herrn Professors Schmids. Kaum war die Salbe applicirt, so fühlte ich einen Schmerz, dessen Andenken mir noch fürchterlich ist. Ich blieb eine Stunde dort, um die Thränen gehörig ausfließen zu lassen. Darauf gieng ich über die sogenannten Glacien nach Hause, obgleich es sehr stark regnete und wehte, und zu meiner großen Verwunderung konnte ich das Auge ohne allem Schmerz in

[library stamp]

freyer Luft öffnen. Wie viele Augenentzündungen habe ich schon in meinem Leben gehabt, fast jährlich, und nicht selten dauerten sie fast vier bis sechs Wochen, und diese wurde in dreyen Tagen ohne vomitoria etc. etc. glücklich geheilt. Durch dieses dreymalige Einstreichen verlohr ich auch einige kleine maculae corneae, die ich schon mehrere Jahre vorher, als Folgen ehemaliger Entzündungen gehabt hatte.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Christian Ernst

Christian Ernst Fischer's Versuch einer Anleitung zur medizinischen Armenpraxis

Göttingen 1799

Path. 416
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10471764-6
VD18 10294996